

Suchomlinski  
Mein Herz  
gehört  
den Kindern

Aufzeichnungen eines Erziehers

Mit dem Buch „Mein Herz gehört den Kindern“ wendet sich der uns bereits durch frühere Veröffentlichungen bekannte sowjetische Pädagoge Professor W. A. Suchomlinski erneut an die Lehrer und Erzieher in unserer Republik. Er verbindet die Darlegung seiner pädagogischen Ansichten mit der lebendigen, interessanten und tief beeindruckenden Schilderung seiner eigenen Lehr- und Erziehungsarbeit an der Oberschule in dem Ort Pawlysch in der Ukrainischen SSR, an der er seit vielen Jahren tätig ist. Es sind Aufzeichnungen eines Lehrers, der seinen Schülern nicht nur in der Klasse gegenübersteht, sondern durch gemeinsames Erleben, praktische Arbeit, künstlerisch schöpferische Tätigkeit und Hilfe für die Mitmenschen das Leben der Kinder sinnvoll und abwechslungsreich gestaltet, erfüllt von der „Freude auf den morgigen Tag“.



Suchomlinski · Mein Herz gehört den Kindern

Wassili Suhomlinski

# Mein Herz gehört den Kindern

Aufzeichnungen eines Erziehers



Volk und Wissen  
Volkseigener Verlag Berlin  
1968

Gekürzte und bearbeitete Fassung  
eines russischen Originalmanuskripts

Deutsch von Hans Hoffmann  
und Bernhard Bielefeld

1. Auflage

Ausgabe 1968

Lizenz Nr. 203 · 1000/67 (E)

ES 10 A

Redaktion: Ruth Kalinowski

Schutzumschlag und Einband: Rudolf Grapentin

Typographie: Jens Richnow

Gesetzt aus der Garamond

Gesamtherstellung: VEB Leipziger Druckhaus, Leipzig III/18/203

Redaktionsschluß: 15. 12. 1967

Bestell-Nr. 20 25 87-1

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	7
Widmung . . . . .	9
Meine pädagogischen Überzeugungen . . . . .	10

### Kapitel I

<i>Das erste Jahr – Kennenlernen der Kinder</i> . . . . .	19
Die Eltern meiner Kinder . . . . .	20
Die Schule unter freiem Himmel . . . . .	33
Die Schule unter freiem Himmel erweitert ihren Bereich. Unser Traumwinkel . . . . .	43
Die Natur – Quelle der Gesundheit . . . . .	46
Jedes Kind ist ein guter Zeichner . . . . .	49
Die Sorge um alles Lebendige und Schöne . . . . .	52
Unsere Wanderungen in die Welt der Arbeit . . . . .	57
Wir lauschen der Musik der Natur . . . . .	59
Unsere Freuden und Sorgen im Winter . . . . .	70
Unser erstes Fest der Lerche . . . . .	73
Wie wir lesen und schreiben lernten . . . . .	73
Du lebst unter Menschen, mein Kind . . . . .	80
Unser Kollektiv ist wie eine harmonische Familie . . . . .	85
Wir leben im „Garten der Gesundheit“ . . . . .	86

### Kapitel II

<i>Die Kinderjahre</i> . . . . .	90
Die Bedeutung der Unterstufe . . . . .	90
Die Gesundheit – das oberste Gebot . . . . .	92
Das Lernen als Bestandteil des geistigen Lebens . . . . .	99
Dreihundert Seiten aus dem Buch der Natur . . . . .	106
Von der Welt der Dinge zur Gesellschaft . . . . .	117
Unsere Reisen um den Erdball . . . . .	119
Laßt die Kinder die Freude an der geistigen Arbeit, die Freude am Erfolg beim Lernen spüren . . . . .	123
Das Märchenzimmer . . . . .	131
Die Fortsetzung des Märchens – unsere „Insel der Wunder“ . . . . .	138
Das Lied eröffnet dem Kinde die Schönheit der Welt . . . . .	140
Das Buch im Leben des Kindes . . . . .	144

Die Pflege der Muttersprache . . . . .	149
Unser „Winkel der Schönheit“ . . . . .	162
An den Quellen des Lebensideals . . . . .	165
Was ist Imperialismus? . . . . .	171
Keinen Tag leben ohne Sorge um den Menschen . . . . .	173
Edle Gefühle begeistern die Kinder zur Arbeit . . . . .	179
Ihr seid die Hausherrn von morgen, Junge Leninpioniere . . . . .	194
Die Kinder werden in die Organisation Junger Leninpioniere aufgenommen . . . . .	203
Kämpfen und siegen wie Lenin . . . . .	204
Die „Brigade der Mutigen“ . . . . .	208
Wir nehmen Abschied vom Sommer . . . . .	215
Nachwort an den deutschen Leser . . . . .	217

## Vorwort

Der uns durch mehrere Veröffentlichungen bekannte sowjetische Pädagoge Professor Suchomlinski, Direktor der Oberschule Pawlysch in der Ukrainischen SSR und Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der UdSSR, überreicht uns ein neues, interessantes Buch, das unsere Leser durch seine Eigenart in Inhalt und Form wohl auf besondere Weise bewegen wird.

Das überaus offenherzige Bekenntnis der Gedanken und Gefühle gibt dem Buch gleichsam den Charakter eines persönlichen Tagebuches, in dem der Autor seine intimsten pädagogischen Gedanken und Gefühle festgehalten hat.

So findet der Leser in diesem Buch keine nüchternen und exakt wissenschaftlichen Darstellungen pädagogischer Sachverhalte. Es handelt sich hier vielmehr um eine pädagogisch-literarische Arbeit, um ein Stück pädagogischer Belletristik.

Suchomlinski stellt in diesem Buch seine pädagogischen Erfahrungen und Überlegungen an der Entwicklung einer Schulklasse dar, die er selbst als Klassenleiter geführt hat. Seine Schüler wurden während des Krieges gegen die deutschen Faschisten geboren, wuchsen in den schweren Nachkriegsjahren nach der verheerenden faschistischen Okkupation, die tiefe Wunden in das Leben der Familien des Ortes Pawlysch geschlagen hatte, auf und wurden in der Schule Suchomlinskis erzogen und gebildet.

Das einmalige pädagogische Wirken des Autors läßt sich nur auf dem Hintergrund der besonderen Lebensverhältnisse in der damaligen Zeit voll verstehen. Vieles, was unter unseren heutigen Bedingungen eigenartig anmuten würde, erklärt sich aus der Stellung, die Suchomlinski als geachtete und geliebte Autorität, als wahrer Lehrer des Volkes in seinem Heimatort einnimmt, in dem er Generationen mitformen half.

So sind es nicht methodische Einzelheiten, die zur Nachahmung anregen könnten. Was dieses Buch für die Leser unserer Zeit und unseres sozialistischen Landes so wertvoll erscheinen läßt, ist das hohe, mitreißende pädagogische Ethos, die tiefe Liebe zum Kind und die Achtung vor dem heranwachsenden Menschen, die aus jeder Zeile dieses wahrhaften Sowjetpädagogen sprechen.

In dem Erziehungsideal, das der Autor in seiner pädagogischen Arbeit unzählige Male verwirklicht hat, verkörpert sich das Ideal des fortschrittlichsten Erziehungssystems der Menschheit, der Schule der sowjetischen Gesellschaft, das wir uns in der eigenen Arbeit in der Schule der DDR zum Vorbild nehmen.

Edgar Günther



Diese Buch widme ich meinem Freund Jürgen Polzin.

*Lieber Freund!*

Vor zwei Jahren warst Du für einige Tage zu Gast in der Schule, in der ich zwanzig Jahre meines Lebens gearbeitet habe. Niemals werde ich unsere Gespräche über die Zukunft der Kinder unserer beiden Völker vergessen. Du erzähltest mir von Deiner Schule im Dorf Lichterfelde, und ich wünschte mir, auch einmal in die DDR fahren zu können. Damals kam mir die Idee, Dir ein Buch zu widmen, ein Buch über das Wertvollste, was es für mich gibt – über unsere Kinder. Mein Wunsch ging in Erfüllung, da ich 1965 das Glück hatte, in der DDR weilen zu dürfen. Ich besuchte Deine Schule in Lichterfelde und sah die lebensfrohen, wißbegierigen deutschen Kinder, die unseren Kindern so ähnlich sind.

Möge dieses Buch als kleiner Beitrag die große deutsch-sowjetische Freundschaft stärken und festigen helfen.

Mögen die Ideale des Friedens, der Freundschaft und des edlen Dienstes an der Menschheit der jungen Generation unserer Völker stets teuer und heilig sein.

Mögen unsere Kinder Menschen mit edler Gesinnung, hohen Idealen, reinem Herzen, klarem Verstand und geschickten Händen werden.

2. Januar 1966

*Wassili Suchomlinski*

## *Meine pädagogischen Überzeugungen*

Dieses Buch ist das Ergebnis dreißigjährigen Suchens und Forschens eines Landschullehrers, Direktors und Erziehers. Der Leser findet darin eine Beschreibung des Lebens, der Lernarbeit, der Freuden und Sorgen einer Schulklasse, angefangen vom ersten Schultag bis zum Eintritt in die Welt der Erwachsenen.

Das Buch ist der Erziehungsarbeit im engen Sinne des Wortes gewidmet. Der Verfasser will zeigen, wie er die Erziehung im Unterricht und außerhalb des Unterrichts gestaltet hat. Im Vordergrund steht dabei die außerunterrichtliche Erziehungsarbeit.

Nach zehnjähriger Tätigkeit als Lehrer wurde ich Direktor der Oberschule in Pawlysch. Hier formten sich meine pädagogischen Überzeugungen, deren Grundlage das erste Jahrzehnt meiner pädagogischen Arbeit war. Hier, in der Schule von Pawlysch, wollte ich diese Überzeugungen verwirklichen.

Je länger ich bemüht war, meine Ansichten in die Praxis umzusetzen, um so klarer wurde mir, daß die Leitung der Unterrichts- und Erziehungsarbeit in einer richtigen Verbindung von ideologischer und organisatorischer Arbeit im Rahmen der ganzen Schule besteht, wobei der Direktor durch seine eigene pädagogische Arbeit persönliches Vorbild sein muß. Die Stellung des Direktors als Organisator des Pädagogenkollektivs gewinnt sehr an Bedeutung, wenn seine unmittelbare Arbeit als Erzieher der Kinder für jeden Lehrer beispielhaft ist.

Erziehung setzt vor allem eine ständige geistige Verbindung zwischen Lehrer und Kind voraus. Der große russische Pädagoge K. D. Uschinski nannte den Direktor den ersten Erzieher an der Schule. Unter welchen Bedingungen aber vollzieht sich die Arbeit dieses ersten Erziehers?

Ich gelangte zu der Ansicht, daß die Aufgabe, die Kinder durch die Lehrer zu erziehen, den Lehrern Lehrer zu sein, sie in der Kunst des Erziehens weiter zu unterweisen, außerordentlich wichtig ist, daß sie aber nur eine Teilaufgabe im vielseitigen Prozeß der Leitungstätigkeit an der Schule darstellt. Wenn der erste Erzieher nur Hinweise gibt, wie erzogen werden soll, selbst aber keinen unmittelbaren Kontakt zu den Kindern hat, hört er auf, Erzieher zu sein.

Schon in den ersten Wochen meiner Tätigkeit als Direktor wurde mir klar, daß mir der Weg zu den Herzen der Kinder für immer verschlossen bleiben wird, wenn es nichts gibt, was uns gemeinsam interessiert und worum wir uns gemeinsam bemühen; daß ich ohne unmittelbare erzieherische Einflußnahme auf die Kinder als Direktor die wichtigste, für einen Pädagogen und Erzieher unerläßliche Eigenschaft, nämlich die Fähigkeit, sich in die Welt des Kindes einzufühlen, verlieren würde. Ich beneidete die Klassenleiter, die

immer mit den Kindern zusammen sind. Führt der Erzieher ein vertrautes Gespräch mit den Kindern, ging er mit ihnen in den Wald, an den Fluß oder zur Arbeit aufs Feld, stand ich gleichsam abseits. Kam die von den Kindern stets mit Ungeduld erwartete Zeit, die sie gemeinsam mit dem Lehrer im Erntelager verlebten, wo sie angelten, am Lagerfeuer Kascha kochten, die warmen Nächte im Freien verbrachten, den Sternenhimmel betrachteten und dem Zirpen der Grillen lauschten, dann war ich als Direktor kaum an alledem beteiligt. Ich machte nur organisatorische Arbeiten, deckte Mängel auf und half, sie zu beseitigen, regte notwendige Dinge an und verbot unerwünschte, schädliche. Diese Arbeit war natürlich notwendig, aber ich fühlte mich doch unbefriedigt.

Von Zeit zu Zeit versuchte ich, mich in das Leben des einen oder anderen Kinderkollektivs einzuschalten. Ich ging gemeinsam mit den Kindern zur Arbeit, machte Ausflüge und Exkursionen mit ihnen, half ihnen, frohe gemeinsame Erlebnisse zu schaffen, ohne die es keine vollwertige Erziehung gibt. Aber sowohl ich selbst als auch die Kinder empfanden das Künstliche dieser Beziehungen. Das Unzureichende einer solchen pädagogischen Situation ließ mir keine Ruhe. Die Kinder wußten ja, daß ich nur eine gewisse Zeit mit ihnen zusammen sein würde. Eine echte Gemeinsamkeit entsteht aber nur dort, wo der Lehrer zum Freund, zum Gleichgesinnten, zum Kameraden der Kinder wird, der mit ihnen längere Zeit an einer gemeinsamen Sache arbeitet. Ich fühlte, daß ich eine solche Gemeinsamkeit nicht nur brauchte, um Lebensfreude, Freude an der schöpferischen Arbeit zu empfinden, sondern daß sie auch unerläßlich für mich war, um die Lehrer bei ihrer erzieherischen Arbeit unterstützen zu können.

Der tägliche lebendige, unmittelbare Umgang mit den Kindern ist die Hauptquelle für neue Gedanken, pädagogische Entdeckungen, Freuden, aber auch Sorgen und Enttäuschungen, ohne die ein Schöpfertum in der pädagogischen Arbeit unmöglich ist. So festigte sich meine Überzeugung immer mehr, daß der erste Erzieher einer Schule auch Erzieher eines kleinen Kinderkollektivs, daß er der Kamerad der Kinder sein und ihre Interessen und Bestrebungen teilen müsse.

Diese Gewißheit gründete sich auf pädagogische Überzeugungen, die ich schon vor meiner Arbeit an der Schule in Pawlysch gewonnen hatte, die meine Ansichten über eine richtige Schule und eine echte Erziehung bestimmten.

Bereits in den ersten Jahren meiner Schularbeit wurde mir klar, daß eine echte Schule durchaus nicht nur der Ort ist, an dem die Kinder Wissen erwerben sowie Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickeln. Das Lernen ist eine sehr wichtige, aber längst nicht die einzige Sphäre des geistigen Lebens des Kindes. Je näher ich untersuchte, was wir Unterrichts- und Erziehungs-

prozeß zu nennen pflegen, um so klarer erkannte ich, daß eine echte Schule das vielschichtige geistige Leben eines Kinderkollektivs umfaßt, in dem Erzieher und Zöglinge durch tausenderlei Interessen und Neigungen vereint sind. Ein Mensch, der die Schüler nur im Unterricht erlebt – auf der einen Seite des Lehrertisches er, auf der anderen die Kinder –, lernt niemals die kindliche Seele kennen, und wer diese nicht kennt, kann kein Erzieher sein. Für ihn bleiben die Gedanken, Gefühle, Bestrebungen der Kinder, die Triebfedern ihres Denkens und Handelns ein Buch mit sieben Siegeln. Oft kommt es dazu, daß das Lehrerpult für ihn zu der Mauer wird, von der aus er seine „Offensiven“ gegen seinen „Gegner“, den Schüler, führt; oder noch häufiger wird dieses Pult zu einer belagerten Festung, die der „Gegner“ durch Zermürbung und Aushungerung einzunehmen strebt, wobei sich der „Festungskommandant“ wie an Händen und Füßen gebunden vorkommt.

Es war schmerzlich, mitansehen zu müssen, wie die Erziehung für manche Lehrer, oft sogar kluge, ihr Fach beherrschende Kollegen, nur deshalb zu diesem erbitterten Krieg wurde, weil es keinerlei geistigen Kontakt zwischen Schüler und Lehrer gab und ihm so die Seele des Kindes verschlossen blieb. Ich empfinde tiefes Mitleid mit diesen unglücklichen Menschen, die, durch einen Zufall in den Lehrerberuf geraten, sich ihr Leben lang mit ihren Schülern im Kriegszustand befinden. Es gibt kaum etwas, das mehr Mitleid verdiente. Das sind widernatürliche, unzulässige Beziehungen zwischen Erzieher und Zögling, die auf gegenseitigem Mißtrauen basieren. Und der Hauptgrund für solch ein Verhältnis liegt darin, daß der Lehrer das Kind nicht kennt, die geheimen Regungen seiner Seele nicht nachempfindet, seine Freuden und Leiden nicht teilt und sich ganz einfach nicht in die kindliche Welt hinablassen will, und zwar hinablassen in dem Sinne, daß man sich gedanklich an die Stelle des Kindes versetzt.

Ich bin fest davon überzeugt, daß es seelische Qualitäten gibt, ohne die ein Mensch kein richtiger Erzieher werden kann. Unter diesen Qualitäten steht an erster Stelle die Fähigkeit, sich in die Welt des Kindes versetzen zu können. Nur der wird ein echter Lehrer, der niemals vergißt, daß er selbst einmal ein Kind gewesen ist und der auch fähig ist, in gewissem Maße wieder zum Kind zu werden. Das Unglück vieler Lehrer – von den Kindern und Jugendlichen werden sie als „vertrocknet“ bezeichnet – besteht darin, daß sie vergessen: Der Schüler ist vor allem ein Kind, ein lebendiger Mensch, der in die Welt des Erkennens, des Schöpfertums und der menschlichen Wechselbeziehungen eintritt. Wahre Tragödien erleben mitunter die Lehrer, die im Schüler nur ein mit Geisteszgaben ausgestattetes Wesen sehen, das Kenntnisse erwirbt.

Viele Lehrer begehen den Fehler, daß sie die geistige Welt der Kinder nur an Hand von Zensuren messen und bewerten, daß sie alle Schüler allein im

Hinblick darauf, ob sie ihre Aufgaben erfüllen oder nicht, in zwei Kategorien einteilen. Wenn sich nun schon ein Lehrer, der die Vielfältigkeit des geistigen Lebens der Kinder so einseitig betrachtet, in einer mißlichen Lage befindet, was soll dann erst ein Direktor ausrichten, der seine Mission nur darin sieht, seine Lehrer zu kontrollieren, rechtzeitig „allgemeine Anweisungen“ zu geben, ein Verbot zu erlassen oder eine Erlaubnis zu erteilen? Seine Lage ist in diesem Falle noch viel schlimmer. Dieser Zustand quälte und bedrückte mich. Mitunter kam ich in eine Klasse, in der die Schüler mit ihrem Erzieher begeistert an irgendeiner Sache arbeiteten; wenn ich ihnen etwas sagen wollte, beachteten sie mich überhaupt nicht. Sie lebten ihr eigenes reiches Leben, hatten ihre eigenen Geheimnisse.

Immer wieder kam mir dabei der Gedanke: Braucht die Schule überhaupt solch einen Direktor?

Meine Schlußfolgerung war: Wenn alles nach der alten Schablone weitergeht, ist solch ein Direktor überflüssig. Die Formen und Methoden der Leitung, die sich in der Zeit vor der Revolution in der Schule herausgebildet haben, als der Direktor wirklich nur Kontrolleur seiner Lehrer, beamteter Administrator war, dessen Aufgabe darin bestand zu prüfen, ob der Lehrer den Lehrplan einhält oder vielleicht ein überflüssiges oder falsches Wort sagt, sind in unseren Tagen ein Anachronismus. Man kann keinen Erfolg in der Erziehung erwarten, wenn man dem Lehrer nicht bis ins letzte vertraut, daß er nicht nur das tun wird, was seine Pflicht ist, sondern darüber hinaus alles, was Ehre und Gewissen von ihm fordern. Das Wesen der Leitung einer Schule in unseren Tagen besteht darin, daß sich vor den Augen der Lehrer eine pädagogische Tätigkeit vollzieht, die sich auf die besten Erfahrungen, die fortschrittlichsten pädagogischen Ideen gründet. Und nur der, dessen Tätigkeit für alle anderen Erzieher zum Vorbild geworden ist, sollte Direktor sein. Ohne einen solchen Direktor, der zugleich der beste Erzieher und Leiter eines Schülerkollektivs ist, kann ich mir eine Schule heutzutage nicht vorstellen.

Wer ist die zentrale Gestalt im Leben der Schule? In welcher Sphäre des Erziehungsprozesses soll der Direktor beispielgebend, richtungweisend für alle Erzieher sein? Die zentrale Gestalt in der Schule ist der Erzieher des kleinsten Kinderkollektivs – der Klasse. In ihm vereinigen sich der Lehrer, der den Kindern Kenntnisse vermittelt, der Freund, der Kamerad der Kinder und der Mensch, der ihr Leben mitgestaltet. Das Lernen, die Aneignung von Kenntnissen gleicht nur einem Blütenblättchen an der Blume, die sich Erziehung im weitesten Sinne des Wortes nennt. In der Erziehung gibt es keine Unterschiede zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem, genau wie es unter den Blättchen einer Blüte kein besonders wichtiges gibt, denn nur alle zusammen machen ihre Schönheit aus. In der Erziehung

ist alles gleich wichtig – der Unterricht, die Entwicklung der vielseitigen Interessen außerhalb des Unterrichts und die Wechselbeziehungen zwischen den Mitgliedern des Kollektivs.

Nach sechsjähriger Arbeit als Direktor und sechzehnjähriger Tätigkeit als Lehrer wurde ich wieder Erzieher eines Klassenkollektivs.

Bevor ich nun meine mehrere Jahre umfassende Arbeit mit diesem Kollektiv beschreibe, will ich noch eine wichtige pädagogische Ansicht darlegen, die in bedeutendem Maße die gesamte praktische Tätigkeit, d. h. ihre Dauer, ihren Inhalt und ihre Zielstellung, beeinflusste und die man mit folgenden Worten umreißen kann: Eine äußerst wichtige Rolle bei der Formung der menschlichen Persönlichkeit spielen die Kinderjahre, das Vorschulalter und die ersten Schuljahre. Der große Schriftsteller und Pädagoge L. N. Tolstoi hat tausendfach recht, wenn er sagt, daß sich ein Kind bis zu seinem fünften Lebensjahr weit mehr für die Entwicklung seines Verstandes, seiner Gefühle, seines Willens und seines Charakters aus der Umwelt aneignet als im Verlauf seines weiteren Lebens. „Habe ich etwa damals nicht gelebt, in diesen ersten Jahren, als ich sehen, hören, verstehen und sprechen lernte, als ich schlief, an der Mutter Brust lag und sie küßte und lachte, meiner Mutter zur Freude? Ich habe gelebt, selig gelebt. Habe ich mir denn etwa nicht damals all das erworben, was mir jetzt Lebensinhalt ist? Es war so viel, und so schnell eignete ich es mir an, daß ich im Verlauf meines gesamten späteren Lebens nicht einmal ein Hundertstel dazu erwarb. Vom fünfjährigen Kind bis zu mir selbst ist es nur ein Schritt, aber vom Neugeborenen bis zum Fünfjährigen ein riesiger Abschnitt.“ Das schrieb Tolstoi am Ende seines Lebens in dem Werk „Erste Erinnerungen“, es war eine Rückschau auf den Lebensweg des großen Denkers, und seine Worte sind nicht übertrieben. Den gleichen Gedanken brachte auch der sowjetische Pädagoge Makarenko zum Ausdruck, wenn er sagte, der Mensch werde zu dem werden, was er bis zum fünften Lebensjahr geworden ist.

Der polnische Pädagoge und Schriftsteller Janusz Korczak, Nationalheld des polnischen Volkes, ein Mensch von großer charakterlicher Schönheit und Stärke, schrieb in seinem wunderbaren Buch „Wenn ich wieder zum Kind werde“ folgendes: „Niemand weiß, ob ein Schüler mehr erfährt, wenn er zur Tafel schaut, oder dann, wenn eine unwiderstehliche Kraft – die Kraft der Sonne, die die Blüte der Sonnenblume wendet – ihn zwingt, aus dem Fenster zu schauen. Was ist in diesem Augenblick nützlicher, wichtiger für ihn, die logische Welt, die an der schwarzen Tafel konzentriert ist, oder die Welt, die am Fenster vorbeizieht? Vergewaltigt nicht die Seele des Menschen, beobachtet aufmerksam die Gesetze der natürlichen Entwicklung eines jeden Kindes, seine Besonderheiten, Bestrebungen und Bedürfnisse!“ Diese Worte aus dem kleinen, in polnischer Sprache geschriebenen Büchlein mit dem

grauen Einband habe ich für immer behalten. Als ich es kurz nach dem Kriege las und von der Heldentat Janusz Korczaks erfuhr, wurden mir diese Worte zu einem Vermächtnis für mein ganzes Leben, denn dieser wunderbare Mensch hat ein moralisches Recht darauf, ein Vermächtnis zu hinterlassen, das erfüllt werden muß. Er war Erzieher in einem Waisenhaus des Warschauer Ghettos. Die Faschisten hatten seine unglücklichen Kinder für die Gaskammern von Treblinka bestimmt und es Korczak anheimgestellt, ohne die Kinder weiterzuleben oder mit ihnen zu sterben. Er wählte ohne Zögern den Tod. Zusammen mit ihnen ging er ins Vernichtungslager, beruhigte sie und sorgte dafür, daß die Herzen der Kleinen keine Todesfurcht überkam. Das Leben Janusz Korczaks, seine Heldentat, die von höchster moralischer Kraft und Reinheit zeugt, wurden für mich zum Vorbild. Ich begriff: Wer ein wirklicher Erzieher sein will, muß den Kindern sein Herz geben.

Ich war und bin mir darüber im klaren, daß es keinen Gegensatz zwischen einer „an der schwarzen Tafel konzentrierten Welt“ und einer „Welt, die an den Fenstern vorbeizieht“, geben darf. Diese Anmerkung mache ich besonders deshalb, weil der Leser sonst vielleicht glauben könnte, ich halte den obligatorischen Unterricht für eine Vergewaltigung der menschlichen Seele, die Wandtafel für ein Mittel zur Versklavung der kindlichen Freiheit, die Welt jenseits der Fenster dagegen für eine Welt der wahren Freiheit. Die Worte Janusz Korczaks sollen nur unterstreichen, wie außerordentlich wichtig es ist, die Seele des Kindes zu verstehen.

In den Jahren, die meiner Arbeit in der Schule von Pawlysch vorausgingen, habe ich mich immer wieder davon überzeugen können, wie wichtig im Leben des Kindes der erste Erzieher, der Unterstufenlehrer, ist. Der Glaube des kleinen Schülers an seinen Lehrer, das gegenseitige Vertrauensverhältnis zwischen Lehrer und Zögling, das Ideal der Menschlichkeit, das das Kind in seinem Erzieher sieht, sind die elementaren Grundlagen einer guten Erziehung. Die wichtigste Gabe eines Erziehers ist die Menschlichkeit, seine tiefe Liebe zum Kind, eine Liebe, die herzliche Zärtlichkeit und Fürsorge mit weiser Strenge und hohen Anforderungen vereint, wie das bei guten Eltern der Fall ist.

Die Kindheit ist ein überaus wichtiger Abschnitt des menschlichen Lebens. Sie ist nicht nur Vorbereitung auf das künftige Leben als Erwachsener, sondern ist selbst echtes, eigenständiges, unwiederholbares Leben. Und von den Umständen, wie diese Kindheit verläuft, wer das Kind durch diesen riesigen Abschnitt, um die Worte Tolstois zu gebrauchen, führt, was Verstand und Herz in dieser Zeit aus der Umwelt aufnehmen, hängt es in entscheidendem Maße ab, was für ein Mensch das Kind wird. Diese Überzeugung festigte sich immer mehr, je länger ich in der Schule arbeitete. Im Vorschulalter und

im jüngsten Schulalter bilden sich der Charakter, das Denken und die Sprache des Menschen heraus. Es ist durchaus möglich, daß Herz und Verstand des Kindes aus Büchern und aus dem Unterricht gerade deshalb so viel schöpfen, weil neben den Büchern die Umwelt existiert und die Natur, die Felder und Wiesen, der blaue Himmel und der leichte Dunst am Horizont, das Lied der Lerche und die Geräusche der Nacht, das Heulen des Schneesturms und die bizarren Eisblumen am Fenster, die aufbrechende Blüte des Schneeglöckchens und der Duft des sprießenden Grüns erste und unauslöschliche Eindrücke im Kinde hinterlassen; weil es das Gute und Böse in der Umwelt sieht, in der es seine ersten Schritte auf dem weiten Weg von der Geburt bis zu dem Augenblick macht, in dem es selbst das erste Buch liest. Das Schicksal eines Menschen hängt weitgehend davon ab, welche geistige, moralische und ästhetische Atmosphäre das Kind und den heranwachsenden Jugendlichen umgibt und was für ein Erwachsener es führt.

Wenn ich sage, daß das Vorschulalter und die ersten Schuljahre äußerst wichtig für die Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit sind und in hohem Grade die Zukunft des Menschen beeinflussen, so schließt das keinesfalls die Möglichkeit einer Umerziehung in den mittleren Lebensjahren, ja sogar im reiferen Alter aus. Die Macht einer solchen Umerziehung hat ja in glänzender Weise der sowjetische Pädagoge Makarenko demonstriert. Aber auch er hielt gerade die ersten Lebensjahre für die wichtigsten in der Erziehung. Denn richtige Erziehung besteht nicht darin, daß man die in den ersten Lebensjahren des Kindes begangenen Erziehungsfehler korrigiert, sondern darin, daß man solche Fehler und damit eine Umerziehung von vornherein vermeidet.

Während meiner Arbeit als Direktor beobachtete ich mit Kummer, wie das natürliche Leben der Kinder entstellt wird, wenn der Lehrer die gesamte Erziehung nur im Unterricht, nur in der Möglichkeit sieht, die Köpfe der Kinder mit möglichst viel Wissen vollzustopfen. Ein Kind, das sich mit dem feierlichen Beginn des ersten Schuljahres aller Freuden beraubt fühlt, die ihm das Leben in der Natur bietet, kommt mir wie ein dünnes Weizenhalmchen vor, das seine zarte, noch nicht mit hellgrünem Blütenstaub bedeckte Ähre der Sonne entgegenstreckt, das man aber jetzt plötzlich in einen stickigen Raum bringt, in einen Holzkasten pflanzt, sorgfältig gießt, alle 45 Minuten für 10 Minuten ins Freie trägt und dann wieder in ein Treibhaus zurücktransportiert, wo zwar genügend Licht und Feuchtigkeit vorhanden sind, aber die Sonne, der blaue Himmel und die unendliche Weite der Felder fehlen. Statt des vielfältigen, bunten Lebens des Kindes gibt es schließlich nur noch das Lernen, das Buch, den Unterricht. Mit tiefem Schmerz erfüllt mich auch die Tatsache, daß das Leben der Kinder nicht nur am Vormittag während des Unterrichts so unnatürlich verläuft, sondern auch noch nachmittags im Schul-

hort. Nach fünf bis sechs Unterrichtsstunden bleiben die Hortkinder nochmals fünf bis sechs Stunden in der Schule. Anstatt nun zu spielen, sich zu erholen und im Freien zu sein, setzen sie sich wieder an die Bücher, und ihr ganzes Schuldasein wird zu einer endlosen, ermüdenden Unterrichtsstunde.

Natürlich kann das Lernen kein leichtes, angenehmes Spiel sein, das nur Vergnügen bereitet; der Lebensweg des heranwachsenden Staatsbürgers ist kein angenehmer Spaziergang auf einer glatten Chaussee. Wir sollen hochgebildete, arbeitsame, beharrliche Menschen erziehen, die fähig sind, nicht minder große Schwierigkeiten zu überwinden als ihre Väter und Vorväter. Der Wissensstand der jungen Menschen wird in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren unseres Jahrhunderts unvergleichlich höher sein als der junger Menschen in den vergangenen Jahrzehnten. Dazu bedarf es harter Arbeit, Zähigkeit und Geduld. Aber je mehr Kenntnisse der Mensch erwerben soll, um so mehr muß man die Natur des menschlichen Organismus in der Zeit des stürmischen Wachstums, des Werdens der Persönlichkeit, d. h. in der Kindheit, berücksichtigen. Der Mensch ist und bleibt immer ein Kind der Natur. Alles, was ihn mit der Natur verbindet, muß genutzt werden, um die menschlichen Werte in ihm zu entwickeln und ihn an den Reichtümern der geistigen Kultur teilhaben zu lassen. Die Welt, in der das Kind lebt, ist vor allem die Welt der Natur mit ihrem ungeheuren Reichtum an Erscheinungen und ihrer unerschöpflichen Schönheit. Hier in der Natur, in den Feldern und Wiesen, liegt der ewige Quell, der Verstand, Sprache, Vorstellungen und Gefühle des Kindes bereichert.

Seit Beginn meiner Arbeit in der Schule von Pawlysch galt mein Interesse den Kindern der jüngsten Altersstufe, besonders den Schulanfängern. Mit welch zitternder Erregung, mit welcher Ehrfurcht betraten die Kleinen in den ersten Tagen die Schule, wie vertrauensvoll schauten sie auf den Lehrer. Warum aber erlosch der frohe Funke in ihren Augen nach einigen Monaten, bisweilen schon nach einigen Wochen, warum wurde für manche von ihnen das Lernen zur Qual? Alle Lehrer waren doch wirklich ehrlich bestrebt, die kindliche Unbefangenheit bei der Entdeckung der Welt zu erhalten; sie wollten doch alle eine frohe Lernatmosphäre für die Kinder schaffen und ihnen das Lernen zu einer anziehenden begeisternden Arbeit werden lassen. Das gelang oft vor allem deshalb nicht, weil der Lehrer die geistige Welt jedes einzelnen Kindes vor der Einschulung wenig kannte und weil das Leben in der Schule, das nur auf die Lernarbeit im Unterricht eingeeengt wurde und durch das Klingelzeichen streng geregelt war, die Kinder gleichsam nivellierte und sich dadurch der ganze Reichtum der individuellen Welt eines jeden Kindes nicht entfalten konnte. Selbstverständlich beriet ich als Direktor die Lehrer der Anfangsklassen, wie sie das Leben ihrer Kinder besser gestalten können, aber Ratschläge allein genügen nicht. Eine wichtige

pädagogische Idee, deren Wesen in einer Vielfalt von Erscheinungen und Wechselbeziehungen zwischen Lehrer und Kindern zutage tritt, wird erst dann ganz klar, wenn sie vor den Augen eines Pädagogenkollektivs in der Schule feste Gestalt annimmt, wenn sie wie ein kunstvolles Gebäude unter den Händen des Architekten Wirklichkeit wird.

Das war der Grund, weshalb ich die Erziehungsarbeit mit einem Klassenkollektiv begann, das ich zehn Jahre lang leiten wollte. Von dieser Arbeit handelt mein Buch. Ich erzähle von lebendigen, wirklich existierenden Kindern. Da ich in vielen Fällen auf ganz persönliche Dinge aus dem Leben der Kinder und ihren Familien eingehen muß, habe ich die Namen verändert.

Das Leben des Klassenkollektivs, von dem die Rede sein wird, ist nicht isoliert vom Leben des Schulkollektivs. In vielen Fällen werde ich Formen und Methoden der Erziehungsarbeit im Rahmen der ganzen Schule berühren. Ich tue das vor allem, um das Leben des Klassenkollektivs besser und klarer darzustellen, denn gerade den Inhalt der Erziehungsarbeit in der Klasse halte ich für den Mittelpunkt aller Erziehungsarbeit in der Schule, er ist die wichtigste Voraussetzung für einen Erfolg der gesamten Schulerziehung.

## Kapitel I

### *Das erste Jahr — Kennenlernen der Kinder*

Im Herbst 1951, drei Wochen vor Unterrichtsbeginn, erfaßte unsere Schule gleichzeitig mit der Aufnahme der Kinder in die erste Klasse auch die sechsjährigen Jungen und Mädchen, d. h. diejenigen, die erst im folgenden Jahr, also 1952, mit dem Schulbesuch beginnen sollten. Mit diesen Kindern nahm ich die Erziehungsarbeit auf. Die Mütter brachten sie in die Schule, und die Kleinen überschritten die Schwelle des Schulhauses mit Neugierde und einer gewissen Furcht; mit großen Augen betrachteten sie alles: die reifenden Früchte im Schulgarten und die Spielsachen, mit denen die Unterstufenkinder gewöhnlich spielten.

Ich kannte die Mehrzahl der Eltern gut, die Kinder jedoch nur wenig. Als alle Eltern versammelt waren und ich ihnen vorgeschlagen hatte, ihre Kinder ein Jahr vor dem offiziellen Schulbeginn zu uns in die Schule zu schicken, war ihre Meinung geteilt. Die einen hießen meine Absicht gut, sie glaubten wohl, daß der Schulbesuch der Kinder eine gute Hilfe für die Familie sein würde, da es an Kindergartenplätzen mangelte (es gab damals im Dorf nur einen Kolchoskindergarten, der den Sommer über in Betrieb war). Andere befürchteten, daß sich der vorzeitige Schulbesuch ungünstig auf die Gesundheit der Kinder auswirken könnte. „Sie können noch lange genug in der Klasse sitzen“, meinte die Mutter von Ljuba Scherement, „richtig Kind sein können die Kleinen doch nur, solange sie nicht zur Schule gehen.“ Diese Worte veranlaßten mich, darüber nachzudenken, wie schädlich es ist, wenn

die kindliche Lebensweise in der Schule plötzlich einen Bruch erfährt, und wie wichtig es ist, der Entwicklung der natürlichen Kräfte des Kindes Raum zu geben. Ich erzählte den Eltern, daß dieser Schulbesuch ein Jahr vor der Einschulung nicht bedeuten sollte, daß die Kinder nun ständig in der Klasse sitzen würden. Es wird nicht ein reiner Unterricht werden, haben Sie keine Angst, liebe Mütter, Väter und Großmütter!

Wie genau empfinden die Eltern, daß in der Schulerziehung nicht alles zum besten steht, daß das Sitzen in der Klasse den Kleinen oft die Freuden der Kindheit nimmt. Und nun die Eltern überzeugen, daß ihre Kinder beim Schulbesuch befreit sein sollen von den Sorgen und Nöten des Lernens – wieviel innere Widersprüchlichkeit und Bitterkeit liegen in diesen Worten! Das, was eigentlich Freude bringen soll, raubt in Wirklichkeit die Freude, ist das nicht eine Tragödie? Und deshalb, um eben diese Tragödie zu verhindern, begann ich die Erziehungsarbeit mit den Kindern schon lange vor der offiziellen Einschulung. Mir wurde immer klarer, daß die Erziehung des Verstandes eine nicht weniger wichtige Aufgabe ist als der Unterricht selbst. Ich benutzte das Jahr vor der Einschulung, um jedes Kind genau kennenzulernen, um die individuellen Besonderheiten seiner Auffassungsgabe, seines Denkens, seiner geistigen Arbeitsweise eingehend zu beobachten. Ehe wir Wissen vermitteln, müssen wir das Kind denken, wahrnehmen und beobachten lehren. Auch die individuellen Besonderheiten der Gesundheit jedes Kindes müssen gut bekannt sein. Ohne diese Kenntnis werden wir nicht normal unterrichten können.

### *Die Eltern meiner Kinder*

Um die Kinder gründlich zu kennen, muß man die Familie genau kennenlernen, den Vater, die Mutter, die Geschwister und die Großeltern. In unserem Schulbezirk gab es 31 sechsjährige Kinder, 16 Jungen und 15 Mädchen. Alle Eltern hatten sich einverstanden erklärt, ihre Kinder in die „Schule der Freude“ zu schicken, wie unsere Vorschulgruppe nach kurzer Zeit von den Vätern und Müttern genannt wurde. Von den 31 Kindern hatten 11 keinen Vater, 2 waren Vollwaisen. Diese beiden Jungen wurden von den Großmüttern zur Schule gebracht. Das Schicksal beider Jungen – Witja Beswerchi und Schura Cholodi – war tragisch. Witjas Vater, einen Partisanen des Großen Vaterländischen Krieges, ermordeten die Faschisten unter grausamen Folterungen vor den Augen seiner Frau. Die Mutter konnte dieses Leid nicht ertragen und verlor den Verstand. Witja wurde sechs Monate nach diesem furchtbaren Ereignis geboren. Die Mutter starb im Wochenbett, und der Säugling blieb im Krankenhaus; mit Mühe nur brachten sie ihn durch.

Schuras Vater fiel an der Front, seine Mutter kam während der Kämpfe um die Befreiung des Dorfes von den faschistischen Eindringlingen um.

Einige Wochen vor Eröffnung der „Schule der Freude“ hatte ich mich mit jeder Familie genau vertraut gemacht. Es beunruhigte mich, daß in einzelnen Familien keine freundschaftliche Atmosphäre zwischen Eltern und Kindern, zwischen Vater und Mutter herrschte, keine Atmosphäre der Liebe, der gegenseitigen Achtung und Hilfe, ohne die ein glückliches Leben des Kindes nicht möglich ist.

Da steht vor mir in ihrem blauen Kattunkleidchen die kleine, blauäugige Nina Petrenko. Sie trägt ein weißes Kopftuch mit einem Blumenmuster, das tief in die Stirn gezogen ist. Neben ihr steht die Großmutter, die Mutter ist nicht mit dem Kind in die Schule gekommen. Dieses Mädchen war ein unerwünschtes Kind, die Mutter hatte seine Geburt nicht gewollt. Und dann wurde das Kind mit einem leichten Defekt im Gesicht geboren, mit einer flachen, leicht eingedrückten Stirn. Die erste Regung der Mutter war Mitleid, doch allmählich verwandelte sich dieses Gefühl in echte Mutterliebe. Damit nicht gleich jeder die mißgestaltete Stirn sah, band sie dem Mädchen ständig ein Kopftuch um. Sie liebte ihr Kind, und jede Erkrankung Ninas bereitete ihr tiefen Kummer.

Wie kann ich diesem Mädchen die Welt der kindlichen Freuden erschließen, wie dieses feinfühliges, empfängliches Herz vor jenen Sorgen und Kränkungen schützen, die jeder Mensch durchmachen muß, der empfindet, daß er in gewisser Weise eines Glückes beraubt ist, das andere genießen. Wie kann ich dieses schweigsame, ängstliche Mädchen zu einem Menschen erziehen, der sich seines Wertes bewußt ist?

Ich blicke in ihre tiefblauen, schönen Augen; ich freue mich über diese Augen, lächle ihr zu, und zum erstenmal sehe ich in ihnen ein Lächeln. Liebes kleines Mädchen, wie gern möchte ich, daß aus deinen schönen Augen niemals Kummer spricht, daß du dein Glück im Leben findest.

Dort neben dem Baum, sich mit der Hand an einem Zweig festhaltend, steht der schwarzäugige, brünette, stupsnasige Kolja Archipow. Sein Blick ist voll gespannter Aufmerksamkeit und doch scheu. Ich lächle ihm zu, aber seine Miene wird noch finsterer. Ich muß an die schreckliche Atmosphäre der Unmenschlichkeit, des Egoismus und der stupiden Grausamkeit denken, die in dieser Familie herrscht und die sich besonders während der faschistischen Okkupation zeigte. Koljas Vater saß während des Krieges im Gefängnis; die Familie lebte damals im Donbass. Als die Faschisten unser Land besetzt hatten, gelang es ihm, aus der Haft zu entkommen, und er übersiedelte mit seiner Familie in unser Dorf. Vater und Mutter nutzten das Leid der Menschen aus, um sich zu bereichern. Sie trieben irgendwelche dunklen Geschäfte: spekulierten, vertrieben Sachen, die von Polizisten, Helfershelfern der

Faschisten, zusammengeraubt worden waren. Augenzeugen berichteten mir, wie beide damals in die benachbarte Stadt fuhren, die Wohnungen jüdischer Menschen, die von den Faschisten erschossen worden waren, durchsuchten und deren Hausrat auf ihren Wagen luden. Die Mutter zog gefangenen Rotarmisten, die von den Faschisten ins Hinterland getrieben und erschossen worden waren, die Stiefel aus. All das spielte sich vor den Augen von Koljas älterem Bruder ab, der im letzten Jahr der Besetzung sechs Jahre alt war. Während der schweren Nachkriegsjahre stahl die Mutter Hühner auf der Geflügelfarm des Kolchos, brachte sie nach Hause und zwang die Kinder, sie zu schlachten. Sie zeigte Kolja und dem älteren Bruder, wie man Krähen fängt; die Kinder töteten die Vögel, die Mutter brät sie und verkaufte sie auf dem Markt als Hühnerfleisch. – Ich begegne wieder Koljas gespanntem Blick; ich lächle ihm zu, möchte, daß er auch lächelt, aber ich sehe in seinen Augen nur Bosheit. Wie kann ich in deinem Herzen, Kolja, gute, menschliche Gefühle wecken? Was kann ich der häßlichen Atmosphäre der Bosheit und Menschenverachtung entgegensetzen? Ich schaue in die ruhigen, irgendwie gleichgültigen Augen der Mutter, und mich schaudert vor soviel Gleichgültigkeit und Ruhe.

Ich habe mir lange überlegt, ob ich diese Einzelheiten überhaupt erwähnen soll. Natürlich hätte ich mich auch mit einer allgemeinen Einschätzung begnügen können: Die Eltern waren dem Kind kein Vorbild für moralische Sauberkeit. Aber das wäre ein nutzloses, schädliches Vertuschen, eine Beschönigung gewesen. Nein, wir dürfen nicht die Augen davor verschließen, daß es in unserer Umgebung noch viel Böses, Abscheuliches, Gemeinheit und Verbrechen gibt. Wir können daran nicht vorübergehen und in der Schule so tun, als ob es das nicht gäbe. Um dieses Böse, diese Gemeinheiten und Verbrechen zu bekämpfen und zu überwinden, um die jungen Seelen von all dem Schmutz zu reinigen, den uns die alte Welt hinterlassen hat, müssen wir der Wahrheit mutig ins Auge sehen.

Und hier ist der weißblonde, schwächliche Tolja Semirenko, mit Augen so blau wie der Frühlingshimmel. Er steht neben seiner Mutter, hält ihre Hand fest, schaut verlegen zu Boden und hebt nur dann und wann den Blick. Auch er ist Halbweise, der Vater starb den Heldentod in den Karpaten, seine Orden und Auszeichnungen wurden der Mutter zugeschickt. Tolja ist sehr stolz auf seinen Vater; aber die Mutter hat im Dorf einen schlechten Ruf. Sie führt ein liederliches Leben, vernachlässigt die Kinder, kümmert sich überhaupt nicht darum, wo sie sind und was sie treiben.

Es ist schon passiert, daß Tolja nächtelang nicht nach Hause gekommen ist, er hat dann auf dem Kolchoshof im Heu neben den Pferden geschlafen. Auf dem Lande kennt jeder jeden genau, da kann man nichts voreinander verbergen. So erzählte mir eine Kolchosbäuerin, eine Nachbarin von Toljas

Mutter, daß diese eines Nachts, um sich mit ihrem Besuch unbeobachtet zu fühlen, die Kinder – Tolja und seine ältere Schwester – mit den Worten auf die Straße geschickt habe: „Nun geht noch ein bißchen spazieren.“ Lieber kleiner Tolja, wenn du doch von all dem nichts wüßtest! Aber du weißt schon viel, und noch mehr ahnst du. Du bist nachts um das Haus geschlichen, hast in die fest verschlossenen, erleuchteten Fenster geschaut, du hast die Stimmen der Mutter und des unbekanntenen Onkels vernommen – und hast geweint. Und dann wolltest du schlafen und bist zu deinen geliebten Pferden gegangen. Was soll ich tun, damit die Seele dieses kleinen sechsjährigen Menschleins nicht verkrüppelt wird von dem großen Kummer? Wie finde ich Zugang zu seinem Herzen? Wie kann ich erreichen, daß sich die Mutter besinnt, daß sie die Ehre des Mannes nicht in den Schmutz zieht, daß in ihrem Herzen das Verantwortungsgefühl für ihre Kinder geweckt wird?

Der Krieg hat tiefe Spuren hinterlassen, Narben und Wunden, die noch immer nicht verheilt sind. Die Kinder vor mir wurden 1945, einige 1944 geboren. Mehr als eines wurde schon im Mutterleib zur Waise. Da ist der schlanke, für sein Alter sehr große Jura Scharko. Sein Vater fiel am vorletzten Kriegstag auf tschechischem Boden. Die Mutter liebt den Sohn abgöttisch und hütet ihn wie ihren Augapfel. Stets kommt sie allen seinen Launen nach. Auch der noch in der Familie lebende Großvater tut für seinen Jura alles, was er nur kann. Was ich über diese Familie erfahren hatte, deutete darauf hin, daß sich dieser fünfjährige Junge zu einem kleinen Tyrannen entwickeln könnte. Blinde und törichte Mutterliebe ist genauso gefährlich wie Gleichgültigkeit.

Wolodja Litowtschenko wurde von Mutter und Großvater begleitet. Ich hatte die Dorfbewohner oft von dem schweren Leben dieser Frau erzählen hören. Ihr erster Mann hatte die Familie schon vor dem Krieg verlassen. Die Frau heiratete ein zweites Mal, doch auch diese Ehe wurde nicht glücklich. Es stellte sich heraus, daß Wolodjas Vater irgendwo in Sibirien Frau und Kinder hatte, nach dem Kriege verschwand er. Der stolzen Frau kam der Gedanke, dem Sohn einzureden, daß sein Vater an der Front gefallen sei. Der Junge erzählte seinen Kameraden von angeblichen Heldentaten seines Vaters. Die Altersgenossen glaubten ihm nicht, im Gegenteil, sie sagten, sein Vater sei ein Betrüger. Für den kleinen Wolodja war dies eine schreckliche Eröffnung; er weinte und kam in Tränen aufgelöst zu seiner Mutter. Es war klar, daß gewissenlose Menschen damit in die Seele des Kindes Mißtrauen und Verbitterung gesät hatten. Was ist zu tun, damit dieser Junge wieder Glauben an das Gute gewinnt und selbst ein guter Mensch wird?

Kolja Kossarik war bereits sieben Jahre alt, jedoch noch nicht in die erste Klasse aufgenommen. Ihn brachten Vater, Stiefmutter und Großvater in die Schule. Der todbringende Atem des Krieges hatte einige Male auch das

Leben dieses Jungen gestreift. Wenige Wochen nach der Befreiung des Dorfes hatte Koljas Mutter ein paar Metallstücke gefunden und sie ihrem siebenjährigen Sohn zum Spielen gegeben (Kolja war damals noch nicht geboren, sie rechnete jeden Tag mit der Niederkunft). Unter diesen Sachen befand sich auch ein Minenzünder. Der Junge spielte damit, schlug mit einem Hämmerchen darauf, da explodierte der Zünder und zerriß den Jungen. Die verzweifelte Mutter wollte sich das Leben nehmen. Sie erhängte sich. Nachbarn kamen dazu und befreiten die Frau aus der Schlinge. Im Todeskampf gebar sie Kolja. Nur wie durch ein Wunder blieb das Kind am Leben; es wurde von einer Nachbarin genährt. Dann kehrte der Vater von der Front zurück; er liebte seinen Sohn grenzenlos, hegte und pflegte ihn. Auch die Stiefmutter, eine schöne Frau, und der Großvater hatten den Jungen sehr lieb. Kolja war noch nicht fünf Jahre alt, als ein neues Unglück passierte. Der Junge hatte im Garten ein blankes Metallteil gefunden, und er fing an, es mit einem Stückchen Eisen zu bearbeiten. Das Metallstück explodierte, und der blutüberströmte Junge wurde halbtot ins Krankenhaus gebracht. Kolja ist nun für immer ein Invalide: er hat den linken Arm und das linke Auge verloren, ins Gesicht haben sich die blauen Spuren des Pulvers eingefressen . . . Unbarmherzig und massenweise hatte der Krieg unser Land mit allen möglichen Minen und Zündern, Granaten und Geschossen, Patronenkisten und Bomben überschüttet. In jeder Schule traf man damals ein verletztes oder verkrüppeltes Kind an – kein Rat, keine Bitte oder Kontrolle konnten die Neugier und den Forschungsdrang der Kinder unterdrücken. Jetzt sind schon mehr als zwanzig Jahre vergangen, seit die letzten Salven des Krieges in unserem Kreis verhallt sind, doch bis heute noch ist jedes Jahr plötzlich irgendwo auf dem Feld oder im Wald eine Explosion zu hören, die, wie ein tragisches Echo des Krieges, wieder einer Mutter neues Leid verkündet. Wieviel Herzengüte und Zärtlichkeit wirst du brauchen, kleiner Kolja, um ein glücklicher Mensch zu werden! Was muß ich deinem Vater, der guten Stiefmutter und dem Großvater sagen, damit ihre Liebe klug, verständnisvoll und fordernd ist? Wie wirst du einmal lernen? Die Stiefmutter sagt, du habest oft Kopfschmerzen. Wie können wir dir das Lernen erleichtern, wie deine Gesundheit festigen, deine gedrückte Stimmung heben. Vom Vater weiß ich, daß du oft weinst, wenn du allein bist, und daß dich die Spiele der Altersgenossen nicht locken . . .

Und da sitzt auf dem Gras neben der Mutter ein grauäugiger, nachdenklicher Junge – Wolodja Megelja. Seine Mutter erlitt das schwere Schicksal einer vereinsamten Frau. Sie ist schon fast fünfzig. In der Jugend war sie ein häßliches Mädchen, und alle verschmähten sie. Das Mädchen träumte vom Glück, sie hätte gern geheiratet, aber niemand wollte sie zur Frau. Die Jahre vergingen, und mit ihnen die Jugend; doch das persönliche Glück hatte

sie noch immer nicht gefunden. Und dann kehrte ein Mann nach Hause zurück, er trug die Narben des Krieges und war allein wie sie. Er gewann die einsame Frau lieb, und sie heirateten. Doch das Glück währte nicht lange. Der Mann wurde beschuldigt, während des Krieges freiwillig in Gefangenschaft gegangen zu sein und für die Feinde Spionage getrieben zu haben. Er wurde verhaftet und starb im Gefängnis. Die Mutter übertrug die ganze Kraft und Leidenschaft ihrer Liebe zu ihrem Mann von nun an auf den Sohn. Sie weckte in der Seele des Jungen die Überzeugung, daß es auf der Welt keine Wahrheit gebe, daß überall das Böse triumphiere, daß man die guten Menschen ins Gefängnis bringe, während Diebe, Betrüger und Karrieristen frei herumlaufen und alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen können. Es heißt, daß der Junge die Menschen nicht liebt, daß er tagelang zu Hause sitzt. Abends erzählt ihm die Mutter vom Vater. Im Dorf bleibt aber schließlich auch ein noch so gehütetes Geheimnis nicht verborgen, und so wußten die Menschen, daß zu der gramgebeugten Frau einmal ein Frontkamerad des Mannes gekommen war, der ihr eine alte vergilbte Armeezeitung mit seinem Bild gebracht hatte. Ein Maler in der Stadt hat danach ein großes Porträt von ihrem geliebten Mann angefertigt, und dieses Bild zeigt sie jetzt abends, bei geschlossenen Fenstern, dem Sohn. Wo das Bild aufbewahrt wird, wissen nur Mutter und Sohn. Der Junge ist hart wie Stein, berichten die Dorfbewohner. Zu niemandem wird er jemals etwas über die häuslichen Angelegenheiten sagen. Man braucht ihn nur einmal nach der Mutter oder nach dem Haus zu fragen – sofort flammt in seinen Augen ein böses Feuer auf. Auch jetzt, als ich ihn anschau, wird sein Blick stehend und lauernd, und seine Hand greift nach der Mutter. Mir wird angst bei dem Gedanken, daß es mir vielleicht nicht gelingen könnte, diesem verletzten und beleidigten Herzen den Glauben an die Menschen, an das Gute und die Gerechtigkeit wiederzugeben. Ich kenne doch Wolodjas Vater schon von Jugend an, er war ein ehrlicher Mensch, und die gegen ihn erhobene Beschuldigung ist einfach unsinnig. Jedoch koste es, was es wolle, ich werde mit dem Jungen und seiner Mutter darüber sprechen, daß das Böse nicht ewig triumphieren kann, daß die Wahrheit siegen muß. Aber wie kann ich einen Weg finden zu diesem verbitterten Herzen? Wie kann ich diesen über seine Jahre hinaus vernünftigen kleinen Menschen in die Welt der kindlichen Freuden, der kindlichen Schönheiten einführen? Je näher ich meine zukünftigen Zöglinge kennenlernte, um so fester wurde meine Überzeugung, daß es eine der wichtigsten Aufgaben meiner Erziehungsarbeit sein würde, allen Kindern, die durch die häuslichen Verhältnisse ihrer Kindheit beraubt waren, eine frohe Kindheit wiederzugeben.

Der Leser wird sicherlich schweren Herzens all diese Dinge zur Kenntnis nehmen, die sich schon in der Kindheit wie ein schwerer Stein auf die Seele

Wolodja Megeljas gelegt haben. Mir fällt es auch nicht leicht, darüber zu schreiben, aber wir dürfen der Wahrheit nicht ausweichen. Die Leninsche Partei lehrt uns, daß eine bittere Wahrheit besser ist als eine verzuckerte Lüge. Man kann an diesen Tatsachen nicht vorübergehen, man darf sie nicht totschweigen, denn sie haben eine tiefe Spur in der Seele nicht nur dieses Jungen hinterlassen. Ich hatte es mit psychisch geschädigten Kindern zu tun, und um sie zu heilen, d. h., um sie richtig zu erziehen, mußte ich über die Krankheit bestens Bescheid wissen.

Galja Kowal wurde vom Vater in die Schule gebracht. Das Mädchen und seine jüngere Schwester hatten vor anderthalb Jahren einen großen Kummer erlebt. Die Mutter war bei einer Entbindung gestorben. Ich kannte Galjas Eltern, wir waren Spielgefährten gewesen. Ihre Mutter, eine warmherzige Frau, war ihren Kindern ein wunderbarer Freund gewesen. Einige Monate nach ihrem Tode heiratete der Vater von neuem. In die Familie kam eine fremde, sehr gutherzige, ehrliche Frau mit großem Einfühlungsvermögen. Sie verstand und konnte nachfühlen, was in den Kinderherzen vor sich ging, und war deshalb sehr vorsichtig in ihren Gefühlsbezeugungen. Sie hoffte, daß mit der Zeit der Eispanzer um die Herzen der Mädchen auftauen würde. Aber es vergingen Monate. Galja und ihre jüngere Schwester Walja wollten mit der Stiefmutter nicht einmal sprechen. Sie übersahen sie einfach. Die Stiefmutter weinte häufig und fragte ihren Mann und ihre Verwandten um Rat. Sie wollte die Familie schon verlassen. Dann gebar sie einen Jungen. Sie dachte, daß sich durch das Baby das Verhalten der Mädchen ändern würde, aber auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die Mädchen, besonders Galja, die ältere, beachteten den Kleinen überhaupt nicht. Wie sollte ich nun ein derartig verschlossenes, stolzes Herz rühren? Worüber sollte ich mit der Stiefmutter und dem Vater, der schon zu mir gekommen war und von seinem Kummer erzählt hatte, sprechen. Was sollte ich ihnen raten? Ich sagte ihnen, daß ich erst dann einen Rat geben könne, wenn ich Galja gut kenne.

Da ist die etwas rundliche, rotwangige, strahlende Larissa Galagan mit ihren dicken Zöpfen und den grauen Augen. Sie sitzt neben ihrer Mutter und hält eine Chrysantheme in der Hand. Ich weiß, daß ihre Mutter großen Kummer hat; aber sie schützt das Kind davor. Larissas Vater hat die Mutter verlassen, nachdem er die Hochschule absolviert hatte. Die Leute sagen, er wolle nicht mit einer Bäuerin zusammen leben, die weder lesen noch schreiben kann. Das Mädchen erinnert sich an seinen richtigen Vater nicht. Wenn es nach ihm fragte, sagte die Mutter, der Vater komme bald. Als sie später einen netten Mann, einen Arbeiter der MTS, kennenlernte und heiratete, fiel es ihr nicht schwer, die Kleine davon zu überzeugen, daß dieser ihr Vater sei, der vom Wehrdienst aus der Armee zurückgekommen sei. Die

Kleine liebt ihren Vater. Die Mutter aber fürchtet, daß ein unbedachtes Wort eines Fremden dieses gute Verhältnis zerstören könnte. Sie hat deshalb Angst, Larissa allein zu lassen und möchte sie am liebsten ans Haus fesseln. Jedes Jahr fahren alle drei für einen Monat zu den Verwandten des Mannes. Die Kleine ist glücklich, und wir haben die Pflicht, sie vor groben, bösen Worten zu schützen. Werden wir Lehrer das zusammen mit den Eltern schaffen? Ich wünschte, jedes Kind hätte einen solchen leiblichen Vater wie Larissas Stiefvater! Ich besuchte die Familie oft, und eins berührte mich immer wieder: Ich fand in den Augen des Mädchens die gleiche Zärtlichkeit, Güte und Feinfühligkeit wie in den Augen ihres Stiefvaters. Die Kinderaugen strahlten das gleiche Entzücken, die gleiche Begeisterung über etwas Schönes aus wie seine Augen. Sogar die Bewegungen, die Mimik, den Ausdruck von Verwunderung, gespannter Aufmerksamkeit oder Strenge hatte die Kleine von ihm übernommen. Waren Vater und Tochter allein, so herrschte zwischen ihnen eine wunderbare Atmosphäre kindlicher Freude, und der Vater wurde gleichsam selbst wieder zum Kind.

Kolja Rostschenko hat auch keinen Vater. Niemand weiß, wer der Vater des Jungen ist und wo er sich aufhält. Die Leute sagen, der Junge habe schon mehrfach spöttische, kränkende Bemerkungen darüber hören müssen, daß er keinen Vater habe und daß seine Mutter leichtsinnig gewesen sei. Verwirrung, Beklommenheit und Zweifel breiten sich in der Kinderseele aus: „Was ist denn nun wirklich wahr? Mama hat doch gesagt, Papa ist im Krieg gefallen.“ Ich kenne Koljas Mutter seit der Vorkriegszeit, sie war ein anständiges, gutes Mädchen. Ich weiß auch, daß das Unglück ihres Lebens im Krieg begann. Wie aber wollen wir den Kleinen an die komplizierte Welt der Beziehungen zwischen Erwachsenen heranzuführen, ohne in seinem Herzen Verwirrung und Zweifel auszulösen und quälende Fragen für ihn aufzuwerfen?

Nina und Schura Garmasch sind Zwillingsschwestern. Der Vater brachte sie selbst das erste Mal zur Schule. Diese kinderreiche Familie – außer Nina und Schura sind noch vier Kinder da – hat großen Kummer. Die Mutter ist schon einige Jahre durch eine schwere Krankheit ans Bett gefesselt. Die beiden ältesten Schwestern – sie sind 15 und 16 Jahre alt – führen die Wirtschaft, der Vater hat es sehr schwer. Die beiden Sechsjährigen wissen auch schon sehr gut, was Arbeit ist, richtige harte Arbeit auf dem Feld, im Garten oder der Viehfarm des Kolchos. Sie arbeiten bereits seit ihrem vierten Lebensjahr mit. In ihrer Familie gibt es wenig Freude. Als sie in den Händen eines Jungen einen grünen Ball und bei einer anderen Altersgenossin einen blauen Luftballon sahen, strahlten ihre Augen auf, aber sofort erlosch der frohe Funke wieder, und ich sah soviel Wehmut und Hoffnungslosigkeit, daß es mir fast das Herz abschnürte. Wie soll ich diesen beiden kleinen Mädchen

eine helle, sorglose Kindheit bereiten, wie sie von der abstumpfenden, ihre jungen Kräfte weit überfordernden Arbeit befreien? Kann ich das überhaupt, wenn der Vater mich jetzt darauf aufmerksam macht, daß die Kinder nicht länger als eine Stunde in der Schule bleiben können, weil sie danach arbeiten müssen?

Wir sitzen auf der Wiese unter einem großen Birnbaum mit weitausladenden Ästen, von Zeit zu Zeit fällt eine reife Frucht ins Gras. Ich erzähle den Eltern, wie ich mir die Erziehung während des Vorschuljahres denke. Dabei lassen mich die Gedanken an den Kummer und die Sorgen jeder einzelnen Familie nicht los. Jedes Leid ist etwas zutiefst Persönliches, man kann es nicht im großen Kreis erörtern, geschweige denn Ratschläge in Gegenwart anderer Menschen erteilen. Ich muß das alles zwar wissen, unbedingt wissen, aber vor allen Eltern darüber reden? Ausgeschlossen. Wenn ich schon in die verborgensten Winkel der Elternherzen eindringen muß, so kann das nur in einem vertrauten, persönlichen Gespräch geschehen, in dem jedes Wort sehr genau bedacht und abgewogen werden muß. Die schweren Erlebnisse, der Kummer, die Kränkungen, das Leid und die Sorgen der Eltern, von denen ich erzähle, sind so grundverschieden und individuell, daß es darüber kein Gespräch in großem Kreise geben kann. Als ich diese Menschen und diese komplizierte Verflechtung von Gut und Schlecht so vor mir sah, begriff ich, daß Eltern niemals absichtlich ihren Kindern ein schlechtes Beispiel geben, und ich nahm mir vor, auf Elternversammlungen niemals persönliche, intime Dinge, die nur die Familie angehen, zu berühren.

Ich freute mich jedoch auch, daß die meisten Eltern meiner Kinder ein gutes Familienleben führten und ihre Kinder gut erzogen.

Nehmen wir einmal den Vater des kräftigen, braungebrannten, blauäugigen Wanja Gorbenko – Iwan Iwanowitsch Gorbenko. Er hat fünf Kinder, ist ein hervorragender Kolchosbauer, arbeitet als Agronom, liebt das Land und seine Arbeit. Jedes Jahr züchtet er in seinem Garten Dutzende von Weinreben und Apfelsetzlingen, die er an die Kolchosbauern verschenkt. Seine Frau, Leiterin einer Arbeitsgruppe in der Seidenzucht, ist eine Meisterin ihres Faches, ein verständnisvoller, herzenguter Mensch und eine vorbildliche Mutter. In den schweren Hungerjahren 1933 bis 1934 nahm sie vier Waisenkinder zu sich, rettete sie vor dem Hungertod und erzog sie wie ihre eigenen. Noch heute nennen diese inzwischen Erwachsenen, die längst ihre eigenen Familien haben, sie liebevoll Mutter.

Der Vater der kleinen schwarzäugigen Ljuda Sintschenko, eines hübschen Mädchens mit dicken schwarzen Zöpfen, ein begeisterter Viehzüchter, ist ein Mann von großer Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit. Als in einem Frühjahr das Futter sehr knapp war, gab er alle Futtermittel aus seinem eigenen Bestand dem Kolchos, um die Kälber zu retten.

Der Vater von Mischa Gomin ist ein hervorragender Arbeiter der MTS. In dieser Familie sind vier Kinder. Alle glauben, daß es eine glückliche Familie sei. Doch einige Tage nach der Eröffnung der „Schule der Freude“ kam die Mutter zu mir und erzählte mir von ihrem geheimen Kummer. Der Vater hat irgendwo eine andere Frau, und der Gedanke, daß die Kinder es erfahren könnten, quält sie sehr.

Die Eltern von Galja Michailenko haben aus ihrem Obstgarten eine Art Klub für die Kleinen gemacht. Vom Frühjahr bis zum Spätherbst tummeln sich hier außer ihren eigenen vier Kindern noch etwa 15 Kinder aus der Nachbarschaft, sie spielen und planschen unter der Dusche, die der Vater eigens für sie gebaut hat. Diesem guten Kollektiv wollte sich auch Kolja Archipow anschließen, doch sein Vater verbot es ihm. Auf dem Hof hat Galjas Vater einen kleinen Sportplatz angelegt. Die gesamte Obsternte gehört den Kindern.

Die Eltern von Galja Tomaschewskaja sind herzengute Menschen. Den ganzen Sommer über sind drei Nichten aus der Stadt bei ihnen zu Gast. Galja wartet stets mit Ungeduld auf ihre Kusinen. Galjas Vater hat für die Kinder im Dorfteich eine kleine Badeanstalt gebaut. Im Augenblick, so erzählte er mir, arbeitet er an einem Motorboot, mit dem er die Kinder im nächsten Sommer überraschen will.

Aus einer prächtigen Familie kam Lida Tschernjawszkaja zu uns. Ihr Vater, Arbeiter im Waggonbau, ist ein ausgezeichnete Sänger und Musiker. Er lehrt die Kinder singen und Geige spielen und veranstaltet für seine eigenen und für die Nachbarskinder improvisierte Konzerte. Im Garten kommen etwa 20 Kinder zusammen, hören der Musik und den Liedern zu, danach übt der Vater mit allen Volkslieder ein. Ein harmonisches Familienleben führen die Danilenkos. Tolja Danilenkos Mutter war über vier Jahre mit schwerem Rheuma ans Bett gefesselt. Der Vater schaffte es, alle Hausarbeiten mit zu erledigen und die Mutter zu ersetzen. Er arbeitete nicht nur in der Produktion, sondern nähte, flickte, wusch die Wäsche und bereitete auch die Mahlzeiten zu. Er und auch seine beiden Brüder, die Kolchosbauern sind, taten alles, Toljas Mutter wieder gesund zu pflegen. Nun sitzt sie mit Tolja vor mir, eine junge, hübsche Frau. Der Kleine trägt ein sauberes, gesticktes Hemd und hält mit seinen Händchen die kräftige Hand der Mutter fest.

Neben ihr sitzt die Mutter von Sina Golik. Auch in dieser Familie gibt es unschätzbaren menschlichen Reichtum – Freundschaft, gegenseitige Hilfe und Liebe. Der Vater kam schwerkrank von der Armee zurück, die Ärzte hielten sein Lungenleiden für unheilbar. Zwei Jahre lang pflegten ihn die Mutter und die drei Kinder. Sie sorgten dafür, daß er viel Butter und Honig bekam und ständig an der frischen Luft war. Das hauptsächliche Heilmittel aber werden wohl Liebe und Treue seiner Angehörigen gewesen sein.

Serjoscha Suchenko, ein brünetter, schwarzäugiger Junge, hält die Hand seiner Mutter fest in der seinen. Von dieser harmonischen Familie heißt es: Sie besteht aus vier Personen – Vater, Mutter und zwei Kindern –, aber wenn alle zusammen sind, dann sind es vier Kinder. An jedem freien Tag gehen sie miteinander in den Wald, die Eltern spielen dort mit den Kindern, kochen im Freien und sammeln Früchte von Bäumen und Gräsern. Im Wald haben sie eine geheime Stelle, an der sie vier Linden angepflanzt haben. Mehrmals im Jahr gehen sie dorthin, um die Bäumchen zu pflegen. Die Kinder haben zu Hause im Garten vier Apfelbäumchen gepflanzt – je zwei für die Eltern und Großeltern. Ich habe oft darüber nachgedacht, weshalb wohl die Kinder dieser Familie ihre Eltern und Großeltern so sehr lieben. Sicher deshalb, weil all das Gute, das ein Kinderherz im Elternhaus erfährt, hundertfach als uneigennützig, starke kindliche Liebe zu den Eltern zurückkehrt.

Die Eltern, die Großmutter, die ältere Schwester und der jüngere Bruder brachten Ljuba Scheremet zur Schule. In dieser Familie sind sechs Kinder, außerdem leben beide Großmütter und ein Großvater im Hause. Der Geist widerspruchslosen Gehorsams der Kinder gegenüber den Erwachsenen basiert bei den Scheremets auf gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Achtung. Ich hatte schon viel davon gehört, welche Achtung die Erwachsenen in dieser Familie den Kindern und ihren Gefühlen entgegenbringen.

Gute Traditionen werden auch in der Familie, aus der der winzige Wolodja Stscherba stammt, gepflegt. Drei kleine Kinder von sechs, acht und neun Jahren bleiben ständig allein zu Haus, wenn die Eltern arbeiten. Dieses Trio bereitet gemeinsam die Mittags- und Abendmahlzeiten zu, melkt die Kuh und hält den Garten in Ordnung. Kehren an Sommerabenden die Eltern von der Arbeit heim, so haben die Kinder ihnen saubere Wäsche zurechtgelegt, und das warme Abendessen steht bereits auf dem Tisch, der, ebenso wie die Nachttische der Eltern, mit frischen Blumen geschmückt ist. Hier wird die Achtung vor der Arbeit ganz groß geschrieben, ja, es herrscht fast ein „Arbeitskult“, doch alles geht ohne Hast und Überstürzung vor sich, es gibt keine Übermüdung oder übermäßige Arbeitsanspannung.

Walja Sokolowas Vater arbeitet in einer Maschinenbaufabrik in Kremenchug, ihre Mutter im Kolchos. In dieser einträchtig lebenden Familie herrscht eine Atmosphäre des Lernens. Alle lernen, Eltern wie Kinder. Diese Achtung, die die Sokolows allem Wissen, der Schule und den Lehrern entgegenbringen, ist für uns sehr interessant. Als Walja in die „Schule der Freude“ kam, erfuhr ich noch etwas außerordentlich Bemerkenswertes über diese Familie: Die Sokolows hatten eine alte Frau, die ihre beiden Söhne im Krieg verloren hatte, bei sich aufgenommen und ihr ein neues Heim gegeben. Fast jeder im Dorf – und sogar Walja – hielt sie für die leibliche Großmutter der Kinder.

Die wertvollste moralische Eigenschaft guter Eltern, die sich ohne besondere erzieherische Bemühungen auf die Kinder überträgt und deren weiteres moralisches Verhalten bestimmt, ist Herzensgüte der Eltern, ist das Bestreben, anderen Menschen Gutes zu tun. Dort, wo Mutter und Vater ein Stückchen ihres Herzens anderen schenken, deren Freuden und Leiden mitempfinden, wachsen die Kinder zu guten, herzlichen und feinfühligem Menschen heran. Das größte Übel ist Individualismus und Egoismus. Manchmal äußert sich das in einer blinden, instinktiven, egoistischen Liebe zum eigenen Kind. Wenn Eltern für ihr Kind alles tun, ihm alles geben, darüber aber die anderen Menschen vergessen, dann wird diese übertriebene Liebe schließlich zu einem Unglück führen.

Die Eltern der kleinen Ljuda Iwtschenko mit den blonden Zöpfchen arbeiten beide im Kolchos. Sie haben ihren Kindern eine hohe Achtung vor jeder Arbeit und vor den arbeitenden Menschen anerkennen. Gut zu arbeiten ist für sie eine Sache der Familienehre. „Alles, was wir für die Menschen tun, muß gut gemacht sein“, ist ein Grundsatz, den der Vater an seine Kinder weitergibt. Die erwachsenen Kinder und Ljudas älterer Bruder, ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, arbeiten im Sommer, wenn das Vieh draußen ist, in einer Viehzuchtbrigade, die in einem kleinen Lager, weit vom Dorf, untergebracht ist. Mehrere Male im Monat fährt Ljuda mit der Mutter zu ihnen hinaus, und das ist für sie immer ein Festtag.

Die Eltern von Tanja Kolomitschenko arbeiten auf der Viehfarm des Kolchos. Tanja und ihre Schwester sind im Sommer oft am Arbeitsplatz der Eltern. In dieser Familie herrscht ebenfalls eine hohe Achtung auch vor der einfachsten Arbeit. Diese Achtung ist den Kindern schon früh anerkennen worden. Häufig konnten die Lehrer folgendes beobachten: In einer Hofecke hatte der Vater einen kleinen Verschlag abgezäunt und ein Kälbchen oder ein Lamm hineingesperrt, das dann von Tanja und ihrer vier Jahre älteren Schwester liebevoll versorgt wurde. Für die Kinder war das ein beliebtes Spiel, das für sie besonders anziehend war, weil die Eltern es „mitspielten“.

Der Vater von Schura Tschernenko, einem lebhaften, dunkeläugigen Jungen, arbeitet bei der Eisenbahn und ist nur einmal in der Woche zu Hause. Die Ankunft des Vaters und seine Abfahrt zur Arbeit sind für Schura, seinen Bruder und seine Schwester immer ein besonderes Ereignis. Voller Ungeduld warten die Kinder auf das Kommen des Vaters, weil er ihnen immer irgendein Geschenk mitbringt. Der Vater ist ein ausgezeichneter Holzschnitzer und fertigt in seiner Freizeit Figuren von Tieren, Menschen und Fabelwesen an. Jedem Kind bringt er stets eine geschnitzte Holzfigur mit. Eine nicht geringere Freude bereitet er den Kindern mit seinen Erzählungen. Er hat die seltene Gabe, gute Menschen zu finden. Mit seinen Erzählungen von guten Menschen öffnet er seinen Kindern gleichsam ein Fenster zur weiten Welt.

Wolodja Beskowny ist der Sohn eines Brückenbauers und einer Kolchosbäuerin. Die jungen Eltern lieben ihren Erstgeborenen sehr, jedoch ist ihre Liebe recht unvernünftig. Beide schenken dem Jungen viel zuviel unnützes Zeug und geben allen seinen Launen nach. Auch jetzt sitzt Wolodja neben der Mutter mit zwei Luftballons in der Hand, er will ihr etwas sagen, doch sie achtet wohl nicht darauf, und schon verzieht sich sein Mund, und seine Augen füllen sich mit Tränen. Mit dir werde ich noch viel Arbeit in der Schule haben, Wolodja, – aber mit deinen Eltern zu Hause auch.

Walja Kobsars Mutter arbeitet als Reinigungskraft in einer Molkerei. Der Vater ist schwermüde von der Front zurückgekommen. Die ganze Verwandtschaft kümmert sich rührend um ihn, aber sein Gesundheitszustand hat sich immer noch nicht gebessert. Die drei Kinder empfinden, was alles auf den Schultern der Mutter lastet, und sie bemühen sich nach Kräften, ihr das Leben zu erleichtern. Der Lohn der Mutter ist recht bescheiden, und so stickt sie abends Hemden und Handtücher, um noch etwas hinzuzuverdienen für die Pflege des kranken Mannes. Die ältere, zehnjährige Schwester, die der schwarzäugigen Walja wie ein Ei dem anderen gleicht, kann auch schon sticken und hilft der Mutter. Walja selbst lernt nun ebenfalls Volkskunstmuster sticken. Kürzlich sagte sie zur Mutter: „Ich werde viele Hemden besticken; die verkaufen wir, und dann kann Papa zur Kur fahren und wird ganz gesund.“

Das alles hatte ich über die Eltern und ihre Kinder erfahren. Und eben daran dachte ich, als ich zu den Eltern darüber sprach, wie ich mir die „Schule der Freude“ vorstelle, und sie bat, unsere Erziehungsarbeit zu unterstützen. Es war nicht leicht, die richtigen Worte zu finden. Ich mußte ja alles berücksichtigen: das Gute wie das Schlechte, was es in den einzelnen Familien gab. Als ich davon sprach, daß Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und gegenseitiges Vertrauen in unserer Schule herrschen sollen, dachte ich an die Familie von Kolja Archipow. Aber mit keinem Wort durfte ich die Bosheit und Lüge erwähnen, die das Leben dieser Familie vergifteten; ich hätte damit die Mutter vor den Kopf gestoßen, und sie wäre wohl kaum noch einmal in der Schule erschienen.

Ich zeigte den Eltern die Perspektive für die Erziehung ihrer Kinder: „Ihre Kinder kommen heute als sechsjährige Knirpse in die Schule; in zehn Jahren werden sie reife Menschen sein, Bürger unseres sozialistischen Staates, Arbeiter, künftige Väter und Mütter. Das Schulkollektiv wird alles tun, damit Ihre Kinder als Patrioten heranwachsen, die ihr Heimatland und das werktätige Volk heiß lieben, die ehrlich, aufrichtig, arbeitsam, teilnahmsvoll, gut und herzlich sind, die unversöhnlich dem Bösen und der Lüge entgegen treten, die mutig und beharrlich alle Schwierigkeiten überwinden, die bescheiden und moralisch sauber, gesund und physisch gestählt sind. Ihre Kinder

sollen Menschen mit klarem Verstand, edlem Herzen, geschickten Händen und reichen Gefühlen werden. Glück bedeutet für den Menschen unserer Gesellschaft, seinen Platz im Leben zu finden; es bedeutet, sich seiner Würde bewußt zu sein, seine Ehre reinzuhalten und stolz auf sich und seine Familie zu sein. Vergessen Sie nicht, liebe Eltern, daß Ihr Kind das Spiegelbild Ihrer Familie ist. Wie sich die Sonne im Wasser widerspiegelt, so widerspiegelt Ihr Kind Ihre moralische Sauberkeit, Ihre Beziehungen in der Familie. Ihre Aufgabe ist es, Ihre Kinder glücklich zu machen. Das Glück eines Menschen aber ist vielseitig. Es offenbart sich, wenn der Mensch seine Anlagen und Fähigkeiten, sein Talent entwickelt, seine Arbeit liebt, wenn er Meister, Schöpfer, ja Künstler in seinem Fach wird; aber auch dann, wenn er die Schönheiten der Umwelt genießt und selbst für die anderen Schönes schafft; wenn er einen anderen Menschen liebt und selbst geliebt wird, wenn er selbst wieder Kinder hat und sie zu echten Menschen erzieht. Nur durch gemeinsame Bemühungen, liebe Eltern, können wir Ihren Kindern das große menschliche Glück geben.“

Kinder und Eltern gehen nach Hause, und ich erinnere noch einmal daran, daß morgen, am 31. August, unsere „Schule der Freude“ ihre Tore öffnet. Was wird mir dieser Tag bringen? Heute halten die Kinder noch die Hand der Mutter fest, aber morgen kommen sie allein. Jedes Kind hat seine eigene Welt kindlicher Freuden. Jedem lacht die Sonne, vor jedem liegt ein langes, reiches Leben. Am Vortag des Schulbeginns bewegt mich vor allem ein Gedanke: Die Schule darf den Kleinen nicht die Freuden der Kindheit rauben; im Gegenteil, sie müssen so in die Schulwelt eingeführt werden, daß sich ihnen immer wieder neue Freuden erschließen, daß sich der Kenntniserwerb nicht in ein langweiliges Lernen verwandelt. Dabei darf jedoch die „Schule der Freude“ nicht zu einem ständigen, äußerlich zwar anziehenden, aber leeren Spiel werden. Jeder Tag muß Verstand, Gefühl und Willen der Kinder bereichern.

### *Die Schule unter freiem Himmel*

Aufgeregt erwartete ich die Kleinen. Um 8 Uhr morgens erschienen 29 Kinder. Schura Garmasch war nicht dabei, sicher ging es der Mutter schlecht. Auch Wolodja Beskowny kam nicht, er hatte wohl verschlafen, und die Mutter wollte ihn nicht wecken . . .

Fast alle Kinder erschienen feiertäglich gekleidet, mit neuen Schuhen. Das beunruhigte mich: Landkinder sind es von jeher gewöhnt, an heißen Tagen barfuß zu gehen; das führt zu einer ausgezeichneten körperlichen Abhärtung und ist das beste Vorbeugungsmittel gegen Erkältungskrankheiten. Warum

nur geben sich die Eltern solche Mühe, die Füße der Kinder vor der Erde, dem Gras und dem Morgentau zu schützen? All das tun sie in guter Absicht, erreichen damit jedoch das Gegenteil: Mit jedem Jahr erkranken immer mehr Landkinder im Winter an Grippe, Angina und Keuchhusten. Nein, meine Zöglinge werden Hitze und Kälte nicht scheuen.

„Gehen wir in die Schule, Kinder!“ sagte ich zu den Kleinen und lenkte meine Schritte in den Garten. Verwundert sahen die Kinder mich an. „Ja, Kinder, wir gehen in die Schule. Unsere Schule ist unter freiem Himmel, im grünen Gras, unter dem großen Birnbaum, in der Weinlaube. Wir werden jetzt hier unsere Schuhe ausziehen und barfuß gehen, wie ihr sonst immer gegangen seid.“ Erfreut plapperten die Kleinen durcheinander; sie waren es nicht gewöhnt, es war ihnen sogar unangenehm, bei heißem Wetter Schuhe zu tragen. „Und morgen kommt ihr barfuß, in unserer Schule ist das am besten.“

Wir gingen in die Weinlaube. In einem stillen, von Bäumen überschatteten Winkel wuchsen dichte Weinreben. Sie hatten sich an einem Gestell aus Metallstäben emporgerankt und bildeten ein grüne Laube. Im Innern der Laube war die Erde mit zartem Gras bedeckt. Hier herrschte Stille, von hier, aus dem grünen Halbdunkel, erschien die ganze Welt grün. Wir setzten uns ins Gras.

„Hier fängt nun unsere Schule an“, sagte ich. „Wir werden von hier den blauen Himmel betrachten, den Garten, das Dorf, die Sonne.“ Die Kinder verstummten, bezaubert von der Schönheit dieses Fleckchens. Zwischen den Blättern hingen bernsteinfarbene reife Weintrauben. Einige Trauben waren hell und durchsichtig. Die Kinder wollten die wohlschmeckenden Weinbeeren kosten. „Auch dazu kommen wir noch, Kinder, doch zuerst erfreut euch an ihrer Schönheit.“ Auf den Blättern funkelten noch wie Brillanten Tropfen des Morgentaus.

„Schaut einmal, Kinder, wie der Garten durch einen Tautropfen aussieht!“ Vorsichtig, um das Laub nicht zu berühren, drängten sich die Kinder an die grüne Wand, jeder suchte sich einen Tropfen aus, jeder schaute auf den Garten. Verwunderte Ausrufe ertönten. Durch den Wassertropfen betrachtet, erschien der Garten außergewöhnlich schön: Jeder Baum war von einer regenbogenfarbenen Aureole umgeben. Es schien, als ob vom Himmel kleine Funken auf die Bäume sprühten. Blendend wie Feuer senkten sie sich auf die Blätter und Stämme herab. Ein Kind schaute durch eine der durchsichtigen Beeren und erblickte ein noch erstaunlicheres Bild: Die Welt schien wie von einem grünen Nebel eingehüllt, wie ein Märchenreich unter Wasser. Die Felder, Wiesen und Wege vibrierten in malachitfarbenem Dunst, und die sonnenbeschieneenen Bäume standen wie in einem Regen aus malachitfarbenen Funken.

Freudig blitzte es in den Augen Tolja Semirenkos auf, er wandte sich von der grünen Wand ab und schaute mit freudiger Verwunderung auf Nina Garmasch, als ob er das Mädchen zum ersten Mal sähe. Nina stand, die Arme an die Brust gepreßt, mit glühenden Wangen und angehaltenem Atem. Ich dachte: „Es ist die Schönheit der Welt, Kinder, die in euren Herzen gute Gefühle erweckt; begeistert euch für die Schönheit, bewundert sie – sie veredelt eure Herzen.“

„Die Sonne versprüht Funken“, sagte Galja Michailenko leise. Die Kinder konnten sich nicht losreißen von der Welt, die sie verzaubert hatte, und ich begann, ihnen ein Märchen über die Sonne zu erzählen.

„Ja, Kinder, das hat Galja schön gesagt: ‚Die Sonne versprüht Funken.‘ Durch einen Wassertropfen sehen sie silbern aus und durch eine durchsichtige Beere hellgrün wie Malachit. Hoch im Himmel wohnt die Sonne. Sie hat zwei Schmiede, das sind Riesen, und einen goldenen Amboß. Vor Sonnenaufgang gehen die beiden Riesen – solche großen, mit Feuerbärten – zur Sonne, und sie gibt ihnen zwei Bündel Silberfäden. Die Riesen nehmen eiserne Hämmer, legen die Silberfäden auf den goldenen Amboß und schmieden, schmieden, schmieden. Sie schmieden der Sonne einen silbernen Kranz, und unter den Hämmern hervor sprühen über die ganze Welt silberne Funken. Die Funken fallen auf die Erde, und ihr seht sie dann. Und dann gehen die Riesen zur Sonne zurück und bringen ihr den Kranz. Die Sonne setzt den Kranz auf ihr goldenes Haar und geht in ihren Zaubergarten.“

Während ich das Märchen erzählte, zeichnete ich es. Auf dem weißen Blatt eines großen Zeichenblocks entstanden phantastische Gestalten: an einem goldenen Amboß die beiden Schmiede, unter eisernen Hämmern sprühten silberne Funken hervor.

Die Kinder hatten meiner Erzählung mit Spannung zugehört, und es schien, sie fürchteten, die Stille zu stören und damit die Verzauberung zu durchbrechen... Danach überschütteten sie mich mit Fragen: Was machen die Riesen nachts? Warum braucht die Sonne jeden Tag einen neuen Kranz? Was wird mit den Silberfunken, sie fallen doch jeden Tag auf die Erde?

Meine lieben Kinder, all das werde ich euch noch erzählen, wir haben ja so viel Zeit, heute aber sollt ihr erst die bernsteinfarbenen Trauben kosten. Den Kindern läuft das Wasser im Munde zusammen, während sie ungeduldig warten, bis der Korb voll ist. Jedem gebe ich zwei Trauben – eine sollen sie gleich essen und die andere der Mutter mitnehmen, damit sie auch die schönen Trauben probieren kann. Die Kinder zeigen erstaunliche Geduld. Sie wickeln die Trauben in Papier ein. Wird diese Geduld für den ganzen Weg von der Schule bis nach Hause ausreichen? Werden Tolja Semirenko und Kolja Archipow die Trauben ihren Müttern bringen? Nina Garmasch gebe ich mehrere Trauben, für die kranke Mutter, für die kleine Schwester

und für die Großmutter; Walja Kobsar bekommt drei Trauben für den Vater. Mir kommt der Gedanke: Sobald die Kinder genug Kraft haben, wird sich jeder seinen eigenen Weingarten anlegen. In Walja Kobsars Garten müßte man noch in diesem Herbst zehn Reben pflanzen, die schon nach einem Jahr tragen – das ist Medizin für den Vater. Wir verlassen das märchenhafte Halbdunkel, ziehen die Schuhe an, und ich sage zu den Kindern:

„Morgen kommt ihr gegen Abend, um 6 Uhr. Vergeßt es nicht!“ Ich sehe, die Kinder wollen noch nicht nach Hause, doch dann gehen sie auseinander, die weißen Päckchen an die Brust gedrückt. Wie gern möchte ich wissen, wer von ihnen die Weintrauben nicht bis nach Hause bringt. Doch danach will ich die Kinder nicht fragen; wenn es jemand von selbst erzählte, wäre es gut.

Damit ist der erste Tag der „Schule der Freude“, der Schule unter freiem Himmel, beendet. Diesen Tag werde ich bis ans Ende meines Lebens nicht vergessen, wie ich jenen Tag nicht vergesse, da ich selbst die Schwelle der Schule zum ersten Mal überschritt, als kleiner Junge mit widerspenstigem Haar, als meine erste Lehrerin, Praskowja Alexejewna, uns Knirpse auf eine Wiese führte und uns eine wunderbare Welt zeigte – das Leben in einem Ameisenhaufen –, und wie ich nicht den Tag vergesse, als ich das Reifezeugnis dem ersten Schüler überreichte, den ich zehn Jahre geführt hatte, von den ersten Strichen und Kringelchen im Heft bis zu Gedanken über die Zukunft der Menschheit.

In jener Nacht träumte ich von silbernen Sonnenfunken, und als ich morgens gegen fünf Uhr aufwachte, dachte ich lange darüber nach, was weiter zu tun sei. Ich hatte keinen ins einzelne gehenden Plan aufgestellt, was ich den Kindern an welchem Tag erzählen und wohin ich sie führen würde. Das Kind ist seiner Natur nach ein wissensdurstiger Forscher und Entdecker. Möge sich also vor ihm die wunderbare Welt in lebendigen, hellen Farben, in starken und sanften Tönen, im Märchen und im Spiel, im eigenen Schöpfertum, in einer Schönheit, die sein Herz erregt und begeistert, im Wunsch, Gutes für die Menschen zu tun, entfalten. Ich werde die Kleinen so in die sie umgebende Welt einführen, daß sie jeden Tag etwas Neues darin entdecken, daß jeder unserer Schritte eine *Wanderung zu den Quellen des Denkens und der Sprache* wird – zu der wunderbaren Schönheit der Natur, zur Schönheit der Menschlichkeit. Ich werde mich bemühen, daß jeder meiner Zöglinge denken und forschen lernt, daß jeder Erkenntnissschritt sein Herz veredelt und seinen Willen stählt.

Am nächsten Tag kamen die Kinder gegen Abend. Ein stiller, warmer Septembertag ging zu Ende. Wir gingen aus dem Dorf hinaus und ließen uns auf einem großen Hügelgrab aus der Skythenzeit nieder. Uns bot sich ein herrlicher Blick auf die große Wiese, die in der Sonne zu lodern schien, auf

schlanke Pappeln, auf die grünenden Fluren des Winterweizens und auf eine ferne Reihe skythischer Hügelgräber am Horizont. Wir waren an den Quellen des Denkens und des Wortes, und das Märchen, die Phantasie, das war der Schlüssel, mit dessen Hilfe man diese Quellen erschließen konnte, auf daß sie in lebenspendender Kraft dahinströmen.

Die Kinder hören nicht nur gerne Märchen, sie schaffen, erfinden sie auch selbst. Als ich den Kindern die Welt durch die grüne Wand des Weinlaubs, durch den Tautropfen zeigte, wußte ich, daß ich den Kleinen ein Märchen erzählen werde, doch ich wußte noch nicht, welches, und erst die Worte Galja Michailenkos – „die Sonne versprüht Funken“ – gaben dem Flug meiner Phantasie die Richtung. Welche wahrheitsgetreuen, genauen, künstlerisch ausdrucksvollen Bilder schaffen doch die Kinder, wie treffend und farbig ist ihre Sprache! Diese Fähigkeit darf nicht erstickt, sie muß entwickelt werden. Ich habe mich immer darum bemüht, daß die Kinder, bevor ich das Lesebuch öffnen und das erste Wort lesen ließ, die Seiten des wunderbarsten Buches der Welt, des Buches der Natur, gelesen hatten.

Wir sitzen auf dem Hügelgrab, die Steppe um uns ist erfüllt vom Zirpen der Grashüpfer, die Sonne neigt sich dem Horizont zu, in der Luft liegt der aromatische Duft der Steppengräser, den Sonnenwärme und Abendkühle ihnen entströmen lassen. Wir schweigen. Man muß nicht ständig zu den Kindern sprechen, man darf sie nicht mit Erzählungen überfüttern. Das Kind soll das Wort des Erziehers anhören und soll auch schweigen; in diesen Augenblicken denkt es, verarbeitet es das Gehörte und Gesehene. Die Fähigkeit, das Kind zum Denken zu veranlassen, ist eine der subtilsten und schwierigsten pädagogischen Fähigkeiten. Und in der Natur muß man dem Kind die Möglichkeit geben, zu hören, zu schauen, zu fühlen . . . So lauschen wir dem Chor der Grashüpfer. Ich freue mich, daß die Kinder dieser eigenartigen Musik aufmerksam zuhören. Möge sich in ihrem Gedächtnis für immer dieser stille Abend einprägen, gesättigt vom Duft der Felder und dem wunderbaren melodischen Klang. Einmal werden sie ein Märchen dichten vom Grashüpfer, und ich werde ihnen helfen zu erkennen, wie diese Laute entstehen. Jetzt aber sind die nachdenklichen Blicke der Kinder auf den Sonnenuntergang gerichtet. Die Sonne ist hinter dem Horizont versunken, über den Himmel haben sich die zarten Farben des Abendrots ausgebreitet.

„Und jetzt ruht sich die Sonne aus“, sagt Larissa Galagan, und ihr Gesicht wird traurig.

„Die Riesen haben der Sonne den silbernen Kranz gebracht . . . Was macht sie denn mit dem Kranz von gestern?“ fragt Lida Tschernjawschaja mit ihrer wohlklingenden Stimme.

Die Blicke der Kinder sind auf mich gerichtet. Die Kleinen warten auf die Fortsetzung des Märchens, aber ich habe mich noch nicht entschlossen, welches

der sich mir aufdrängenden Bilder ich wählen soll. Kolja Rostschenko hilft mir:

„Der Kranz ist am Himmel zerschmolzen“, sagt er leise. Angespanntes Schweigen, alle warten wir, was Kolja erzählen wird. Das ist ja die Fortsetzung des Märchens. Kolja hat es eigentlich schon beendet, und daß er schweigt, nicht weiß, wie er seine Gedanken ausdrücken soll, kann einfach kindliche Verlegenheit sein. Seine Augen leuchten. Das Bild lebt in seiner Vorstellung. Ich helfe Kolja:

„Ja, der Kranz ist am Himmel zerschmolzen. Tagsüber wird er auf den goldenen, feurigen Zöpfen der Sonne erhitzt, wird so heiß, daß er weich ist wie Wachs. Die Sonne berührt ihn mit ihrer heißen Hand, und er ist zerschmolzen, als silberner Bach über den Abendhimmel zerfließen. Die letzten Strahlen der zur Ruhe gehenden Sonne beleuchten den Bach, und da seht ihr es, er spielt in rosaroten Farben, schillert, wird dunkler – die Sonne versinkt immer weiter. Bald wird sie nun in ihren Zaubergarten gehen, die Tür des Gartens wird sich schließen, und dann werden am Himmel die Sterne aufgehen.“

„Was sind denn Sterne? Warum gehen sie auf? Woher kommen sie? Warum scheinen sie am Tage nicht?“ überschütteten mich die Kinder mit Fragen. Doch man darf das Bewußtsein der Kinder nicht mit zu vielen Vorstellungen übersättigen. Für heute ist es genug. In diesem Augenblick dachte ich: Das Märchen von der Sonne wird uns durch alle Jahre der Kindheit meiner Zöglinge begleiten, es wird den Weg in die Welt der Schönheit erhellen. Doch jetzt lenke ich die Aufmerksamkeit der Kinder auf etwas anderes.

„Schaut mal auf die Steppe“, sagte ich zu den Kindern. „Seht ihr, wie es in den Tälern, auf der Wiese, in den Schluchten dunkel wird? Seht mal dort, die Hügel, es ist, als ob sie zerfließen und im Abenddunst schwimmen. Die Hügel werden grau; schaut sie genau an – was seht ihr dort?“

„Wald . . . Gebüsch . . . Eine Kuhherde . . . Schafe mit einem Hirten . . . Auf dem Feld übernachteten Menschen, sie haben ein Lagerfeuer angezündet, aber das Feuer ist nicht zu sehen, nur der Rauch . . .“, all das bringt die kindliche Phantasie beim Blick auf schnell dunkler werdende Hügel hervor. Ich sage zu den Kindern: „Gehen wir nach Hause.“ Doch sie wollen nicht, bitten, noch ein Weilchen sitzen bleiben zu dürfen; in dieser ersten Abendstunde, in der sich die Welt gleichsam einen geheimnisvollen Schleier überwirft, belebt sich die kindliche Phantasie. Ich hatte nur erwähnt, daß die Abenddämmerung und die Finsternis der Nacht wie Flüsse fließen, aus fernen Tälern und Wäldern, und in der Vorstellung der Kinder waren sogleich lebendige Märchengestalten entstanden – Dämmerung und Finsternis. Galja Tomaschewskaja erzählt schon ein Märchen über diese Wesen: Sie leben in einer fernen Höhle hinter Wäldern und Bergen, tagsüber ziehen sie sich in einen tiefen Abgrund zurück, schlafen und seufzen im Schlaf (warum sie im Schlaf

seufzen? – das ist nur dem Autor des Märchens bekannt), sobald die Sonne aber in dem Zaubergarten versinkt, verlassen Dämmerung und Finsternis ihre Zufluchtsstätte, ihre Schritte hört niemand, weil ihre riesigen Tatzen mit weichem Fell bedeckt sind. Es sind gutmütige, friedliche, sanfte Wesen, sie tun niemandem etwas zuleide, sie wollen, daß die Menschen sie nicht fürchten und gut zu ihnen sind. Der Flug der kindlichen Phantasie geht weiter, erfaßt immer mehr Kinder, sie möchten nun ein Märchen darüber dichten, wie Dämmerung und Finsternis die kleinen Kinder in den Schlaf wiegen, aber für heute ist es genug. Wir gehen nach Hause. Die Kinder wollen auch morgen wieder abends kommen. „Wenn man so schöne Märchen erzählen kann“, sagt Walja Kobsar.

Warum wollen Kinder Märchen hören, warum lieben sie die Abenddämmerung so, die wie dazu geschaffen ist, der Phantasie freien Lauf zu lassen? Warum entwickelt das Märchen das Denken und die Sprache so besonders stark? Weil die Märchenbilder eine starke emotionale Färbung tragen. Das Wort des Märchens lebt im Bewußtsein des Kindes, es verschmilzt mit der Vorstellung, der Herzschlag des Kindes stockt, wenn es die Worte, die das phantastische Bild ergeben, hört oder ausspricht. Ich kann mir eine Schule ohne Märchen nicht vorstellen; nicht nur ohne das Anhören, sondern auch ohne das Verfassen, ohne das Erfinden von Märchen. Wenn das Kind ein Märchen dichtet, erhebt es sich gleichsam in Gedanken über Felder und Wiesen, sieht Wälder und Flüsse, erfreut sich am Heimatland.

... Wieder sitzen wir auf dem Hügelgrab, wieder betrachten wir die Farben des Abendrots und lauschen dem Chor der Grashüpfer. In dem Augenblick, da der Sonnenball den Horizont berührt, sage ich zu den Kindern:

„Schaut mal zum Dorf. Was seht ihr in den Fenstern der Häuser?“ In den Fenstern der Häuser flammte Feuer. Die Sonne schickte ihre letzten Strahlen, und diese entzündeten, vom Glas zurückgeworfen, eine purpurrote Flamme. Verwundert schwiegen die Kinder. Allmählich erlosch die Purpurflamme in einigen Fenstern, aber gleich darauf entflammte das Feuer in anderen.

„Die Sonne hat Feuer in den Fenstern gemacht“, sagte Tolja Danilenko. Wir bewunderten die purpurroten Flammen so lange, bis die Sonne hinter dem Horizont versunken war.

Jeder Tag brachte eine neue Entdeckung aus der Welt, die die Kinder umgab. Jede Entdeckung fand ihren Niederschlag in einem Märchen, dessen Schöpfer die Kinder selbst waren. Die Märchengestalten und -bilder halfen den Kleinen, die Schönheit unserer Natur, die Schönheit des Heimatlandes zu empfinden. Ich bin davon überzeugt, daß die Schönheit der Heimat, die durch das Märchen, die Phantasie, die schöpferische Tätigkeit erschlossen wird, Quelle für die Liebe zur Heimat ist. Vermittels der Schönheit der heimatlichen Natur, der Muttersprache, der Schönheit guter Menschen, die

das Kind umgeben, strömen dem kindlichen Herzen die reinen Quellen patriotischer Gefühle zu. Man soll kleinen Kindern gegenüber keine hochtrabenden Worte (hochtrabend deshalb, weil sie sie noch nicht verstehen) über Größe und Macht des Heimatlandes gebrauchen. Das Kind soll die Schönheit fühlen, soll sich an ihr begeistern, in seinem Herzen und in seinem Gedächtnis sollen für immer die Bilder erhalten bleiben, in denen sich die Heimat verkörpert. Schönheit – das ist die Verkörperung der Menschlichkeit, guter Gefühle, herzlicher Beziehungen. Ein weiches, gutes, teilnahmsvolles Herz – das ist das Werk der Schönheit. Ich freute mich, als ich bemerkte, wie allmählich die verhärteten, gefühllos gewordenen Herzen solcher Kinder wie Tolja Semirenko, Wolodja Megelja, Kolja Archipow, Witja Beswerchi und Schura Cholodi auftauten. Ihr Lächeln, ihre Begeisterung, ihr Staunen über die Schönheit erschienen mir wie ein Pfad, auf dem ich zu ihren Herzen gelangen konnte.

Das Leben unserer „Schule der Freude“ war durch keinerlei Reglement eingeengt. Es war nicht festgelegt, wie lange sich die Kinder in der Schule unter freiem Himmel aufhalten sollten. Das Wichtigste war, daß ihnen die Schule nicht über wurde, daß sich in die Herzen nicht die sehnsüchtige Erwartung des Moments einschlich, da der Lehrer sagt: „Für heute Schluß“. Ich bemühte mich, unsere „Schule der Freude“ dann abzubrechen, wenn die Kinder noch in der Schule bleiben wollten, wenn ihr Interesse am Gegenstand der Beobachtung, an der Arbeit, mit der sie beschäftigt waren, besonders stark war. Mögen die Kleinen mit Ungeduld den morgigen Tag erwarten, möge er ihnen neue Freuden versprechen, mögen sie nachts von Silberfunken träumen, die von Riesen über die Erde versprüht werden. Einen Tag sind die Kinder anderthalb Stunden in der Schule unter freiem Himmel, am nächsten Tag vier Stunden – alles hängt davon ab, wieviel Freude ich den Kindern an jedem Tag zu geben vermag. Sehr wichtig ist jedoch, daß jedes Kind nicht nur Freude empfindet, sondern sie auch schafft, daß es einen, wenn auch noch so kleinen Teil zum Leben des Kollektivs beiträgt.

In jenem Herbst hatten wir lange erstaunlich warmes, trockenes Wetter. Mitte Oktober war das Laub an den Bäumen noch nicht vergilbt, mehrmals donnerte es, als ob der Sommer zurückkehren wollte, morgens blitzten Tautropfen im Gras, die Apfelbäume in den Gärten begannen zum zweiten Mal zu blühen. Das war günstig für unsere „Schule der Freude“. Mehrmals besuchten wir unser altes Hügelgrab und machten eine „Wolkenwanderung“. Die flaumig weißen, am blauen Himmel dahinschwebenden Wolken wurden für uns zu einer Welt erstaunlicher Entdeckungen. In den bizarren, sich schnell verändernden Umrissen der Wolken erblickten die Kinder Tiere, Menschen, Märchenwesen; die kindliche Phantasie strebte wie ein pfeilschneller Vogel in unendliche Fernen, über blaue Meere und über Wälder in

ferne, unbekannte Länder. In den Erzählungen der Kinder spiegelte sich ihre individuelle Vorstellungswelt wider. Da schwebt eine wunderbarlich gestaltete Wolke über den Himmel. „Was seht ihr in dieser Wolke, Kinder?“

„Ein alter Hirte mit Strohhut stützt sich auf seinen Stock“, sagt Walja Kobzar. „Seht mal, da neben ihm eine große Schafherde. Voran ein Hammel mit spitzen Hörnern, und hinter ihm die Lämmer. Der Alte hat eine Tasche umgehängt, und aus der Tasche schaut etwas heraus . . .“

„Aber nein, das ist doch kein alter Mann“, entgegnet Tolja Danilenko, „das ist ein Schneemann, so einer, wie wir ihn im Winter gebaut haben. Seht mal, sogar einen Besen hat er in der Hand. Und auf dem Kopf, das ist gar kein Strohhut, das ist ein Eimer.“

„Nein, das ist kein Schneemann, das ist ein Heuschober“, sagt Jura Scharko. „Auf dem Schober stehen zwei Hirten mit Gabeln. Seht mal, sie werfen das Heu hinab, und unten steht ein Pferdewagen. Und was soll das für ein Hammel sein? Das ist kein Hammel, das ist der Wagen. Das sind keine Hörner, das ist das Krummholz am Wagen . . .“

„Das ist kein Heuschober, sondern ein riesengroßer Hase. So einen habe ich schon im Traum gesehen. Und unten ist gar kein Wagen, sondern der Schwanz des Hasen . . .“

Ich möchte, daß alle Kinder ihrer Phantasie freien Lauf lassen, doch Kolja Archipow, Tolja Semirenko, Wolodja Megelja und Mischa Gomin schweigen. Mir wird weh ums Herz, als ich auf dem Gesicht Kolja Archipows herablassende Geringschätzung bemerke, wie man sie bei Erwachsenen sehen kann, die kindliche Vergnügungen für unter ihrer Würde halten. Woran liegt das nur, ich habe doch in den Augen Koljas schon das Feuer der Begeisterung über die Schönheit der Welt gesehen . . . Es ist schmerzlich, so etwas zu sehen: Ein Kind wird nicht vom kindlichen Vergnügen mitgerissen, das Herz des Kindes ist taub für die Musik der Natur, für das Märchen, für die Phantasie.

Da taucht am Horizont eine Wolke mit bizarren Umrissen auf. Sie ähnelt einem wunderbaren Palast, umgeben von hohen Mauern und Wachttürmen. Die kindliche Phantasie ergänzt die Unklarheiten in den Konturen des Palastes, und schon erzählt Jura Scharko ein Märchen von einem Zauberreich, das hinter den sieben Bergen liegt, von einer bösen Hexe und einem kühnen Recken, der die Prinzessin rettet.

Dann erzähle ich ein Märchen über ferne tropische Länder, über den ewigen Sommer und über unbekannte Sternbilder, über den blauen Ozean und über schlanke Palmen. Hier ist das Märchenhafte mit Realem verflochten, ich öffne gleichsam ein Fenster in die weite Welt. Von diesem Tag an beginnen die Erzählungen über die Erde und die Völker, über Flüsse und Ozeane, über den Reichtum in der Pflanzen- und Tierwelt, über die Naturerscheinungen. Die Kinder hören die Erzählungen in einer Situation, die märchenhafte Vor-

stellungen begünstigt: an einem stillen Abend, wenn am Himmel die ersten Sterne aufblitzen, im Wald, am Lagerfeuer, in einer gemütlichen Hütte, beim Schein der im Ofen glimmenden Kohlen, wenn vor dem Fenster der Herbstregen rauscht und ein kalter Wind sein trauriges Lied singt. Diese Erzählungen müssen einprägsam, bildhaft, kurz sein. Man darf nicht zu oft erzählen. Man darf nicht eine Vielzahl von Dingen anhäufen, nicht mit einer Lawine von Eindrücken über das kindliche Bewußtsein herfallen – anfangs fühlt das Kind so etwas wie Schwindel, ähnlich dem angenehmen Beklemmungsgefühl, wenn es das erste Mal auf einer Schaukel sitzt, dann stumpft die Empfindsamkeit gegenüber Eindrücken ab, das Kind verliert das Interesse an allem und ist durch nichts mehr zu begeistern.

Ich rate den Erziehern: Seid vorsichtig, wirkt auf die Gefühle, die Vorstellungskraft, die Phantasie des Kindes behutsam ein, öffnet das Fenster in die unendliche Welt allmählich, ganz allmählich, stoßt es nicht sofort in seiner ganzen Breite auf. Bemüht euch nicht, in der Stunde über den Gegenstand des Unterrichts alles zu sagen, was ihr wißt – unter dieser Lawine können der kindliche Forscherdrang und die Wißbegier begraben werden. Bemüht euch, dem Kind in seiner Umgebung eine Sache zugänglich zu machen, aber so, daß ein Stück des Lebens in allen Farben des Regenbogens vor den Kindern aufschimmert und schillert. Laßt immer etwas ungesagt, damit das Kind immer wieder auf das, was es erfahren hat, zurückzukommen wünscht.

Das menschliche Denken hat Errungenschaften und Werte von unendlichem Ausmaß hervorgebracht. Der Mensch hat zum Beispiel ein Meer von Büchern geschaffen, in den Schuljahren ist es nicht einmal möglich, dieses Meer zu überqueren. Zeigt den Kindern die Schönheit, die Weisheit, die gedankliche Tiefe eines Buches, aber zeigt es so, daß das Kind für immer Gefallen findet am Lesen, sich zum Buche hingezogen fühlt, bereit ist, selbständig im Meer der Bücher zu schwimmen. Ich habe den Lehrern meine Gedanken über die *Wanderungen zu den Quellen des lebendigen Wortes* mitgeteilt – so nannte ich die klaren, kurzen, emotional gesättigten Erzählungen der Kinder über Gegenstände und Erscheinungen aus der Welt ihrer Umgebung, wie sie sie mit eigenen Augen sehen. Die Lehrer der unteren Klassen haben nach diesem Vorbild begonnen, ebensolche Wanderungen zu unternehmen. Die Türen der Klassenzimmer haben sich weit geöffnet, die Kinder sind hinausgetreten auf das grüne Gras, in den frischen Wind. Immer häufiger wurden Lese- und Rechenstunden unter freiem Himmel durchgeführt, besonders in den ersten und zweiten Klassen. Das ist keine Abkehr vom Unterricht, vom Buch, von der Wissenschaft, keine Flucht in die Welt der Natur. Im Gegenteil, es macht den Unterricht besser, bereichert ihn, belebt das Buch und den Wissensstoff.

*Die Schule unter freiem Himmel erweitert ihren Bereich.*

*Unser Traumwinkel*

Nicht weit von der Schule, außerhalb des Dorfes, befindet sich eine große, mit Sträuchern und Bäumen bewachsene Schlucht. Für die Kleinen ist das ein dichter Wald, voll von geheimnisvollen und unerforschten Dingen. Einmal bemerkte ich am Abhang der Schlucht den Eingang zu einer Höhle. Sie war geräumig und hatte feste und trockene Wände. Das war etwas Herrliches für die Kleinen. Hier werden wir uns eine Traumecke einrichten. Es läßt sich kaum wiedergeben, wie begeistert die Kleinen waren, als ich sie zum ersten Mal in die Höhle führte. Sie jauchzten, sangen, riefen einander etwas zu und spielten Versteck. Noch an diesem Tag legten sie den Boden der Höhle mit trockenem Gras aus.

In den ersten Tagen konnten wir uns nicht genug an unserem geheimnisvollen Schlupfwinkel ergötzen. Um ihn wohnlich und behaglich zu machen, hängten wir einige Bilder an die Wände, erweiterten den Eingang, bauten uns einen kleinen Tisch und bereiteten den Platz für ein Öfchen vor. Begeistert akzeptierten die Kinder meinen Vorschlag, einen kleinen Ofen zu bauen und ihn von Zeit zu Zeit zu heizen. Ich hob eine Bodenvertiefung für den Ofen aus und machte eine Öffnung für das Ofenrohr. Die Kinder halfen dabei, sie trugen die überflüssige Erde hinaus und brachten Lehm und Ziegel herbei. Ungefähr zwei Wochen wurde an dem Ofen gebaut. Die Arbeit nahm alle ganz gefangen. Weder Kolja Archipow, noch Tolja Semirenko und Wolodja Megelja, deren Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber all unseren Unternehmungen mich sehr bekümmerte, konnten abseits stehen. Jetzt leuchteten ihre Augen immer häufiger auf. Selbst so schüchterne, verlegen dreinschauende und unentschlossene Kinder wie Schura Cholodij, Ljuda Iwtschenko und Walja Sokolowa wurden von der Begeisterung für solch eine interessante Sache erfaßt.

Und nun war es soweit, daß wir im Ofen Feuer machten. Lustig prasselten die trockenen Äste, und über unserer Unterkunft stieg ein leichter Rauch auf. Die Abenddämmerung senkte sich zur Erde, doch in unserer Behausung war es hell und gemütlich. Wir betrachteten die Bäume und Sträucher, die am Abhang der Schlucht wuchsen. Sie wurden vom ersten, noch halb durchsichtigen, erst graublauen, dann fliederfarbenen Schleier der Abenddämmerung umhüllt. Unter diesem Schleier nahmen die Baumkronen die überraschendsten Umrisse an.

In solchen Augenblicken lassen die Kinder besonders gern ihrer Phantasie freien Lauf und erfinden selbst Märchen. Diese Märchen sind sehr kurz und ohne Handlung, es sind eher Märchenbilder. „Woran erinnern die Bäume, die dort am Abhang der Schlucht stehen?“ sage ich und wende mich dabei

nicht so sehr an die Kinder, sondern spreche mehr zu mir selbst. Die Bäume erscheinen mir wie ein grüner Wasserfall, der von einer Steilwand herabgestürzt ist und dann erstarrte, versteinerte und sich in riesige Skulpturen, teils aus Basalt, teils aus Malachit, verwandelte. Es interessiert mich, ob vielleicht wenigstens bei einem der Kinder der gleiche Gedanke auftaucht wie bei mir. Diese Abendstunde ist die rechte Zeit, das Denken der Kinder zu beobachten.

Und nun sehe ich, wie bei einem Kind der Strom der Gedanken stürmisch und ungestüm dahinfließt und immer neue Gestalten hervorbringt. Bei einem anderen Kind fließen die Gedanken wie ein breiter, wasserreicher, mächtiger, in seiner Tiefe geheimnisvoller, aber langsamer und ruhiger Fluß dahin. Man merkt nicht einmal, ob dieser Fluß in Bewegung ist; aber er ist stark und unaufhaltsam. Ihn kann man nicht in ein anderes Flußbett zwingen, während man den schnellen, leichten, ungestümen Gedankenstrom der anderen Kinder irgendwie aufhalten kann, und gleich nimmt er einen anderen Lauf. So sieht z. B. Schura Tschernenko in einer Gruppe sich dunkel abhebender Baumkronen eine Kuhherde. Als aber Serjoscha Suchenko fragt: „Und wo weiden die Kühe denn, wenn kein Gras dort wächst?“, da hat Schura schon einen neuen Gedanken. Jetzt sind es keine Kühe mehr, sondern Wolken, die sich am Abend zur Erde herabgelassen haben, um hier auszuruhen. Wie schnell bewegen sich die Flügel deiner Gedanken, Schura! Sie schweben hoch über den Wolken, bringen die Wolken auf die Erde herab, fliegen und besuchen die Sonne in ihrem Zaubergarten . . . Ebenso schnell und ungestüm streben auch die Gedanken Jura Scharkos vorwärts. Und da schauen Mischa Gomin und Nina Garmasch konzentriert vor sich hin und schweigen. Was sehen sie wohl? An uns sind schon die verschiedensten Phantasiegestalten vorbeigezogen, und Mischa und Nina schweigen noch immer, ebenso Wolodja Megelja. Ob denn in ihren Köpfen kein einziger Gedanke aufgetaucht ist? Es ist schon Zeit, nach Hause zu gehen. Da sagt Mischa Gomin, der schweigsamste von den Jungen: „Das ist ein rasender Stier, er hat sich mit den Hörnern gegen den Felsen geworfen, konnte ihn aber nicht bezwingen und blieb stehen. Schaut, jetzt spannt er seine Kräfte an; da, da schiebt er die Steilwand zur Seite!“ Auf einmal verschwinden all die Gestalten, die sich gleichsam um uns versammelt haben und in den halbdunklen Ecken der Höhle schlummern. Wir sehen, wie eine Baumgruppe tatsächlich einem in ohnmächtiger Wut erstarrten Stier erstaunlich ähnelt. Die Kinder beginnen durcheinander zu reden. „Da, wie er sich mit den Beinen gegen den Boden der Schlucht stemmt! Schaut, wie sein Hals gekrümmt ist! Und die Hörner hat er in die Erde gestoßen . . .“

Auch Mischa hatte also nachgedacht, doch seine Gedanken nahmen ihren eigenen Lauf. Er hörte den Worten seiner Kameraden aufmerksam zu, aber

nicht eine der von ihnen gezeichneten Gestalten entsprach seinen Vorstellungen. Er erblickte, was er wahrscheinlich wirklich einmal im Leben gesehen hatte und was einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Doch wie leiden solche schweisgsamen, langsamen Denker im Unterricht! Der Lehrer möchte, daß ein Kind so schnell wie möglich auf die Frage antwortet, und er wird ungeduldig. Es kümmert ihn wenig, wie das Kind denkt; für ihn ist wichtig, daß das Kind eine Antwort gibt und dafür eine Zensur erhält. Ihm kommt auch nicht in den Sinn, daß man den Lauf eines langsam dahinfließenden, aber mächtigen und wasserreichen Flusses nicht beschleunigen kann. Soll er doch fließen, wie es seine Natur erfordert! Sein Wasser erreicht bestimmt auch das Ziel. Aber eilen Sie bitte nicht und verlieren Sie nicht die Nerven! Es kamen noch wunderbar warme Herbsttage, da konnten wir nicht ruhig sitzen bleiben. Wir wanderten durch Wald und Feld und gingen nur zuweilen auf ein halbes Stündchen in unseren Traumwinkel. Ungefähr 2 km vom Ort entfernt fanden wir einen kleinen Hügel. Von dort aus hatten wir einen wundervollen Ausblick auf das in Gärten eingebettete Dorf, auf die weiten Felder, auf die blauschimmernden Hügel und das feine Netz der Waldschutzstreifen. Die Luft war ungewöhnlich rein und durchsichtig. Über der Erde hingen die Silberfäden des Altweibersommers. Unter dem blauen Himmelsgewölbe zeigten sich immer häufiger Zugvögel, die nach dem Süden flogen. Nicht weit von unserem Hügel wuchsen am Rande eines Wäldchens viele Heckenrosen, die voller Früchte waren. Die Kinder ergötzten sich an den purpurnen Hagebutten und den silbernen Spinnweben, die an den Sträuchern hingen. Die Hagebutten hoben sich mit jedem Tag deutlicher vom grünen Laub ab. Wir legten uns auf dem Hügel nieder und nahmen das Bild, das sich uns bot – die Sträucher mit den roten Hagebutten, die Gärten und die Reihen schlanker Pappeln am Rande des Dorfes –, in uns auf. Jeden Tag bemerkten wir etwas Neues. Allmählich hüllte sich das grüne Wäldchen in flammende Röte, die Blätter waren von einem wunderbaren Farbenreichtum. An alledem hatten wir große Freude.

Die Quellen für das lebendige Wort und den schöpferischen Gedanken waren so reich und unerschöpflich, daß wir zu jeder Stunde eine neue Entdeckung hätten machen können. Da steht vor uns der mit leuchtend roten Früchten überschüttete Heckenrosenstrauch; von Hagebutte zu Hagebutte ziehen sich die silbernen schimmernden Spinnweben mit den vibrierenden Tröpfchen des Morgentaus. In der Nähe der Hagebutten scheint es, als ob die Tröpfchen aus Bernstein wären. Und da, vor unseren Augen, vollziehen sich wunderbare Dinge! Von den Enden der Spinnweben bewegen sich die Tröpfchen, als ob sie lebendig wären; sie kriechen gleichsam in die durchhängende Mitte und vereinigen sich hier. Aber warum werden sie nicht größer und fallen zur Erde? Wir haben uns ganz in unsere Beobachtung vertieft. Es

zeigt sich, daß die Tröpfchen schnell verdunsten. Vor unseren Augen nehmen sie an Umfang ab, und dann verschwinden sie völlig.

„Die Sonne ist es, die die Tautropfen trinkt!“ flüstert Larissa Galagan, und in der eingetretenen Stille hören alle Kinder ihre Worte. Die Märchengestalt, die von der Phantasie eines Kindes geschaffen worden ist, greifen auch die anderen Kinder auf, und schon entsteht ein neues Märchen, ein Märchen von der Sonne. Ich weiß, daß noch mehr Märchen entstehen werden, je mehr wir die Welt erschließen.

### *Die Natur – Quelle der Gesundheit*

Aus langjähriger Erfahrung weiß ich, daß bei etwa 85% aller zurückbleibenden Schüler der Hauptgrund für ihre schwachen Leistungen ein schlechter Gesundheitszustand ist, d. h. irgendeine Unpäßlichkeit oder Krankheit, die der Außenstehende häufig gar nicht bemerkt und die nur durch gemeinsame Bemühungen der Eltern, des Arztes und des Lehrers geheilt werden können. Die durch die kindliche Lebhaftigkeit überdeckten Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems, der Atemwege und des Verdauungstraktes sind eigentlich keine Krankheiten, sondern Abweichungen vom normalen Gesundheitszustand. Die sogenannte Denkrägheit ist in vielen Fällen nicht auf physiologische Veränderungen oder Störungen in den Zellfunktionen der Hirnrinde zurückzuführen, sondern ist nur die Folge einer allgemeinen Unpäßlichkeit, die das Kind häufig selbst nicht bemerkt. Bei manchen Kindern kann man ungewöhnliche Anomalien im Stoffwechsel feststellen, die sich äußerlich z. B. in einer kränklich-bleichen Gesichtsfarbe zeigen. Bei dem geringsten Versuch, die Ernährung zu verbessern, bilden sich am ganzen Körper Pickel. In den meisten Fällen stellt sich heraus, daß es sich hier um Stoffwechselstörungen handelt, hervorgerufen durch zu langes Sitzen im Zimmer. Bei diesen Störungen verliert das Kind die Fähigkeit, konzentriert geistig zu arbeiten. Besonders in den Perioden, in denen der Organismus schnell wächst, und in der Pubertät nehmen die Unpäßlichkeiten und Erkrankungen zu.

Das einzige radikale Heilmittel ist in solchen Fällen die Veränderung des Tagesablaufs: möglichst langer Aufenthalt im Freien, Schlaf bei offenem Fenster, frühes Schlafengehen und frühes Aufstehen, gute Ernährung.

Manche Kinder scheinen ihrem Aussehen nach gesund, beobachtet man sie aber aufmerksam bei ihrer Arbeit, so findet man bald irgendein verstecktes Leiden. Diese verborgenen Krankheiten und Unpäßlichkeiten treten besonders dann zutage, wenn der Lehrer die Kinder jede Minute des Unterrichts angespannt geistig arbeiten läßt. Es geht einfach über die Kräfte dieser Kin-

der, wenn der Lehrer nur „ja keine Minute verlieren möchte“. Ich konnte mich davon überzeugen, daß dieses scharfe Tempo auch völlig gesunde Kinder überfordert und ihnen schadet. Die übermäßige geistige Anspannung führt dazu, daß sich das Kind überanstrengt, seine Augen verlieren den Glanz, der Blick wird verschwommen, die Bewegungen werden träge, und schon ist es nicht mehr fähig, geistig zu arbeiten; es gehört jetzt ganz einfach an die frische Luft, aber der Lehrer hält es fest am Zügel.

Während der ersten Wochen in der „Schule der Freude“ beobachtete ich genau den Gesundheitszustand der Kinder. Ungeachtet der Tatsache, daß sie alle auf dem Lande, inmitten der Natur, aufgewachsen waren, hatten doch manche eine bleiche Gesichtsfarbe und einen schwach entwickelten Brustkorb. Einzelne Jungen und Mädchen, besonders Wolodja Beskronny, Galja Michailenko und Galja Tomaschewskaja, bestanden, wie man so sagt, nur aus Haut und Knochen. Dabei war das Essen bei fast allen zu Hause gut. Der Hauptgrund für die Schwäche und Kränklichkeit der meisten Kleinen war die Tatsache, daß sie zu Hause gleichsam in einer Treibhausatmosphäre gehalten wurden und die Mütter sie vor dem geringsten Windhauch hüteten. Diese Kinder ermüdeten sehr leicht. In den ersten Tagen unserer „Schule der Freude“ machte es ihnen große Mühe, Spaziergänge – und war es auch nur 1 km vom Dorf weg – durchzuhalten. Die Mütter klagten über den sehr schlechten Appetit ihrer Kinder.

Ich überzeugte die Eltern davon, daß Kinder, je mehr man sie vor Erkältungen ängstlich behütet, gerade diesen Krankheiten gegenüber nur noch anfälliger werden. Alle Eltern gingen schließlich auf meine dringende Bitte ein, die Kinder an heißen Tagen barfuß in die Schule zu schicken. Für die Kinder war das außerdem eine große Freude. Einmal überraschte uns in unserem Traumwinkel ein warmer Platzregen. Auf dem Nachhauseweg mußten die Kinder durch die Wiesen gehen. Trotz der Befürchtungen mancher Eltern wurde kein Kind krank. Sehr viel Mühe kostete es mich, die Eltern dazu zu bewegen, daß sie die Kinder nicht „eimmummelten“, ihnen nicht Wolljacken und Pullover „für alle Fälle“ anzogen. Es wurde bei uns zur Regel, die Kinder an Herbst-, Frühlings- und Sommertagen nicht eine Minute in einem geschlossenen Raum ohne die frische Luft der Felder und Wiesen zu lassen. Während der ersten 3 bis 4 Wochen in der „Schule der Freude“ legten die Kinder täglich etwa 2 bis 3 km zurück, im zweiten Monat 4 bis 5, im dritten 6, wobei die Spaziergänge immer durch Wiesen, Felder und Wälder führten. Vielleicht scheint das manchem Leser zuviel, zu ermüdend für die Kleinen; doch sie liefen gern eine solche Strecke. Selbstverständlich setzte ich ihnen nicht das Ziel, soundso viel Kilometer zurückzulegen. Müde, aber glücklich und voller Lebensfreude kehrten sie stets nach Hause zurück. Ohne eine gesunde Müdigkeit gibt es keine Gesundheit.

Waren die Kinder an der frischen Luft einige Kilometer gelaufen, dann hatten sie, wie mir die Eltern versicherten, einen „Bärenhunger“. Wenn wir in den Wald gingen, bat ich die Kinder, Brot, Zwiebeln, Salz, Wasser und ein paar rohe Kartoffeln mitzunehmen. Die Eltern schüttelten den Kopf und bezweifelten anfangs sehr, daß ihre Kinder so etwas essen würden, ließen sie doch daheim häufig viel schmackhaftere und nährhaftere Gerichte stehen. Wie sich aber herausstellte, schmeckten gerade Brot, Zwiebeln und Kartoffeln im Wald ausgezeichnet. Wir zündeten ein Lagerfeuer an, rösteten die Kartoffeln, aßen sie mit Brot, Zwiebeln und Salz und tranken Wasser dazu – wie schmeckte das gut! Und wie gern wollten die Kleinen dann nach Hause gehen, um sich an den Tisch zu setzen und einen Teller Suppe oder Borstsch zu essen. Schon nach einem Monat waren die Wangen selbst der bleichsten Kinder rosig gefärbt, die Mütter staunten nur über den Appetit ihrer Kleinen, deren Mäkligkeit verschwunden war und die nun alles aßen, was sie vorgesetzt bekamen.

Ständige Bewegung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Stählung und Abhärtung des Körpers. Kinder laufen und spielen nun einmal gern. Deshalb bauten wir für die Kleinen einen Spielplatz. Hier gab es alles, was für Spiel und Zeitvertreib an der frischen Luft nötig ist. Ich wollte jedoch mehr. Ich wollte ein Kinderkarussell und eine Schaukel bauen, ich wollte die Bewegungsspiele mit Märchen und Phantasie durchdringen. Ich sah schon die Figuren des Zauberpferdchens, des Elefanten, des grauen Wolfs und des listigen Füchslens vor mir, die unser Karussell zieren sollten. Die Kinder würden nicht nur einfach Karussell fahren, sondern das erregende Gefühl haben, wirklich auf dem Zauberpferdchen oder auf dem Wolf zu sitzen. Das waren zunächst nur Pläne, aber ich war sicher, daß alles in etwa einem Jahr Wirklichkeit sein würde, und besorgte Material zum Bau des Karussells. Ich überlegte, wie ich die Kleinen so auf den Winter vorbereiten könnte, daß sie auch in der kalten Jahreszeit soviel wie möglich an der frischen Luft sein können.

Jahrelange Beobachtungen des Gesundheitszustandes und der körperlichen Entwicklung von Schülern der Unterstufe haben mich davon überzeugt, wie wichtig eine vollwertige, gesunde Ernährung für das Kind ist. In der überwiegenden Mehrzahl der Familien war die Ernährung gut, doch fehlte es manchmal an wichtigen Wirkstoffen, die für die Kräftigung des Organismus und zur Vorbeugung gegen Erkältungskrankheiten und Stoffwechselstörungen notwendig sind. Nur in acht Familien gab es Honig. Ich sprach mit den Eltern und versuchte sie davon zu überzeugen, wie wichtig der Honig für die Ernährung der Kinder ist. Schon Ende September schafften sich 13 Familien je ein bis zwei Bienenvölker an, zum Frühjahr waren es schon 23 Familien.

Im Herbst riet ich den Müttern, reichlich Marmelade aus Hagebutten, Schlehen und anderen vitaminreichen Früchten einzukochen. Auch veranlaßte ich die Eltern, eine den Eigenbedarf deckende Anzahl von Obstbäumen, insbesondere Apfelbäume, anzupflanzen. Den ganzen Winter über sollte es frisches Obst geben, eine Forderung, die besonders auf dem Lande leicht zu erfüllen ist, wenn man sich etwas Mühe gibt. Mit vielen Eltern mußte ich persönlich sprechen, damit sie das Anpflanzen der Obstbäume nicht auf die lange Bank schoben, manchen brachten wir aus der schuleigenen Baumschule Setzlinge.

Ich führte die Kinder oft durch Felder und Wiesen, wo die Luft vom Wohlgeruch des Getreides und der Gräser erfüllt war. Den Eltern riet ich, unter dem Schlafzimmerfenster ihrer Kinder einige Nußbäume anzupflanzen. Wo Nußbäume stehen, gibt es keine Fliegen und Mücken, und man kann getrost das Fenster in der Nacht offenlassen. Gleichfalls sorgte ich dafür, daß in jeder Familie auf dem Hof eine Dusche für den Sommer gebaut wurde.

Schon einige Jahre beschäftigte mich die Frage, warum viele Kinder schlecht sehen, warum so viele Kinder schon im zweiten oder dritten Schuljahr eine Brille tragen müssen. Beobachtungen führten mich zu folgendem Schluß: Der Grund für das schlechte Sehvermögen liegt nicht so sehr in der Überanstrengung beim Lesen, als vielmehr in einer falschen Lebensführung, besonders einer vitaminarmen Ernährung, einem Mangel an physischer Abhärtung und damit einer Anfälligkeit gegenüber Erkältungskrankheiten. Diese Erkältungen in der Kindheit wirken sich auf das Sehvermögen aus. Ein richtiger Tagesablauf, eine vollwertige Ernährung und körperliche Abhärtung dagegen bewahren das Kind vor Erkrankungen und bewirken, daß es sich glücklich fühlt und Freude an der Umwelt empfindet.

### *Jedes Kind ist ein guter Zeichner*

Bereits eine Woche nach Beginn unserer „Schule der Freude“ forderte ich die Kinder auf: „Bringt morgen Zeichenblock und Bleistift mit, wir wollen zeichnen.“ War das eine Freude! Wir setzten uns auf eine kleine Wiese im Schulgelände und ich sagte: „Schaut euch um! Was seht ihr Schönes? Was euch am besten gefällt, das zeichnet!“

Vor uns lagen der Schulgarten und das Versuchsfeld, überstrahlt von der Herbstsonne. Die Kinder plapperten munter drauflos: Dem einen gefielen die roten und gelben Kürbisse, einem anderen die zur Erde geneigten Sonnenblumen, dem dritten der Taubenschlag, wieder einem anderen die Weintrauben. Larissa Galagan fand am meisten Gefallen an den Riesen, die der Sonne den silbernen Kranz schmieden und silberne Funken über die Welt

versprühen. Schura Tschernenko gefielen die leichten Federwolken, die am Himmel dahinschwebten, Serjoscha Suchenko die Gänse, die auf der spiegelglatten Wasseroberfläche des Teiches schwammen. Wolodja Stscherba wollte Fische zeichnen. Er erzählte mit Begeisterung, wie er einmal mit seinem Onkel angeln gegangen war; gefangen hatten sie zwar nichts, doch dafür mit Vergnügen beobachtet, „wie die Fische spielen“.

„Und ich möchte die Sonne zeichnen“, sagte Nina Petrenko, den Blick der Sonne entgegengerichtet.

Es wurde still. Die Kinder zeichneten mit Hingabe, sie nahmen die Sache sehr ernst. Zusammen mit den Kindern zeichnete auch ich; auch ich hatte, wie Larissa Galagan, Lust bekommen, die Riesen zu zeichnen. Beim Zeichnen hatte ich meine Freude an der Begeisterung der Kinder, und in meinem Kopf entstanden Pläne für die Zukunft. Ich hatte viel über die Methodik des Zeichenunterrichts gelesen, nun aber lag ein lebenerfüllter Garten vor mir, mit zitterndem Laub an den Bäumen, nun hatte ich lebendige Kinder vor mir. Ich machte die Entdeckung, daß die Zeichnung des Kindes und der Prozeß des Zeichnens ein Teil seines geistigen Lebens sind. Das Kind überträgt nicht einfach etwas aus seiner Umwelt auf das Papier, sondern es lebt in dieser Umwelt, geht ganz in ihr auf; als Schöpfer der Schönheit genießt es die Schönheit; die eigene Zeichnung ist für das Kind ein Lied von der Natur. Da sitzt z. B. Wanja Gorbenko, völlig vertieft in seine Arbeit. Er zeichnet einen Bienenstock, daneben einen Baum mit riesigen phantastischen Blüten, über einer Blüte fliegt eine Biene, die fast genauso groß ist wie der Bienenstock. Die Wangen des Jungen sind gerötet, die Augen leuchten vor Schaffenslust. Das zu sehen ist für den Lehrer Freude und Glück.

Kolja Archipow hatte nicht gesagt, was ihm in diesem Augenblick gefiel, und ich war neugierig, was er zeichnen würde. Auf seinem Zeichenblock sah ich einen weitverzweigten Baum mit großen runden Früchten – ein Apfelbaum also; der Baum war umgeben von einem Schwarm kleiner Sternchen in einem Strahlenkranz, hoch über dem Baum stand die Sichel des Mondes. Wie gern hätte ich in dieser interessanten Zeichnung die geheimen Gedanken und Gefühle des Kindes gelesen, sah ich doch in seinen Augen dieselbe Hingabe wie damals, als wir die Welt durch einen Tautropfen betrachteten.

„Was sind denn das für Sterne über dem Apfelbaum?“ fragte ich Kolja.

„Das sind keine Sterne“, sagte der Junge, und mir schien, daß ich eine so weiche, von Herzen kommende Stimme aus seinem Munde noch nicht gehört hatte. . . „Das sind die silbernen Funken, die vom Mond auf den Garten sprühen. Der Mond hat doch auch seine Riesen, nicht?“

„Natürlich hat er die“, beeilte ich mich zu antworten, verwundert von den Gedanken, die den Jungen in stillen Abendstunden bewegt haben mochten. Er hatte also den Nachthimmel betrachtet, den Mondschein bewundert, hatte

diese zitternde Aureole des blassen Mondlichts über den Apfelbäumen bemerkte.

„Aber was für Fäden schmieden diese Riesen nachts?“ sagte der Junge nachdenklich, und mir schien, als wende er sich weniger an mich, sondern lausche seinen Erinnerungen an den Nachthimmel, an den blassen Mondschein, an den Reigen der Sterne. Ich fürchtete, dieses Gespräch des Jungen mit sich selbst zu stören. Mein Herz begann schneller zu schlagen bei der freudigen Entdeckung: Das Schöpfertum öffnet im Herzen des Kindes jene verborgenen Winkel, in denen die Quellen guter Gefühle schlummern. Wenn der Lehrer dem Kind hilft, die Schönheit der Umwelt zu empfinden, rührt er unmerklich an diese Quellen, und aus ihnen strömen die klaren Bäche der Menschlichkeit und der Güte, schwemmen alles Böse, das sich angesammelt hat, hinweg.

Ich vertiefte mich in meine Arbeit, zeichnete die Riesen. Ich war immer der Meinung, daß ich nicht schlecht zeichne. Meine Riesen wurden richtigen Hammerschmieden ähnlich, der Amboß genauso wie der in der Kolchoschmiede. Ich hatte ganz vergessen, daß ich ein erwachsener Mensch bin, und freute mich: Meine Schmiede werden natürlich besser als die von Larissa Galagan. Aber auf meiner Zeichnung verweilten die Blicke der Kinder kaum, dafür herrschte bei Larissa ein richtiges Gedränge. „Was hat sie nur gezeichnet?“ dachte ich beunruhigt. Ich schaute über die Köpfe der Kinder hinweg. Es schien, als sei nichts Besonderes an der kindlichen Zeichnung. Aber warum waren alle so begeistert, beachteten meine kaum? Je länger ich mich in die Zeichnung des Mädchens vertiefte, desto klarer wurde mir, daß die kleinen Kinder ihre eigene Sicht der Welt, ihre eigene Sprache der künstlerischen Darstellung haben. Diese Sprache kann man nicht nachahmen, wieviel Mühe man sich auch geben mag. Bei mir trugen die Schmiede gewöhnliche Kappen, Schürzen und Stiefel, hatten lange Bärte. Bei ihr dagegen flammte um die üppigen Haare der riesenhaften Schmiede eine Aureole von Funken, und die Bärte waren nicht einfach Bärte, sondern Feuerwirbel, die riesigen Hämmer fast doppelt so groß wie die Köpfe . . . Für das Kind ist das kein Abweichen von der Wahrheit, sondern die reinste Wahrheit, die Wahrheit der Kraft und Üppigkeit der Phantasie, eine Wahrheit, in der ein mächtiger Mensch mit den Elementen eins ist. Wie gut, daß ich endlich die wichtige Erkenntnis gewann: Man kann diese wunderbare Sprache der kindlichen Phantasie nicht unserer Sprache, der Sprache der Erwachsenen, anpassen. Lassen wir die Kinder untereinander in ihrer Sprache sprechen. Den Lehrern der Unterstufe riet ich: Lehrt die Kinder die Gesetze der Proportion und der Perspektive – all das ist gut und wichtig; aber gleichzeitig gibt auch der kindlichen Phantasie Spielraum.

Jedes Kind wollte natürlich erzählen, was es gezeichnet hatte. Und in diesen

Erzählungen glänzten, wie Edelsteine, farbige Bilder und Vergleiche. Mit dem Zeichnen entwickelte sich die Sprache der Kinder.

Auf die Felder, in den Wald, zu den Quellen des Denkens und der Sprache, gingen wir jetzt fast immer mit Album und Bleistift.

Die älteren Schüler hatten für die Jüngsten kleine Alben angefertigt, die man in die Tasche stecken konnte. Im Frühling, einige Monate nach Beginn unserer „Schule der Freude“, legte ich ein großes Album an, in das jeder nach seinem Belieben das Fleckchen zeichnete, das ihm in der Umgebung am besten gefiel.

Ich schrieb dazu kurze Erzählungen. Von diesem Album werde ich noch ausführlicher sprechen, es umfaßt einen ganzen Abschnitt des Lebens und der geistigen Entwicklung unseres Kollektivs.

### *Die Sorge um alles Lebendige und Schöne*

Viele Gedanken machte ich mir über die Gleichgültigkeit vieler meiner Zöglinge gegenüber dem Lebendigen und Schönen in der Welt; es beunruhigte mich, daß die Kinder manchmal Dinge taten, die von einer unverständlichen, auf den ersten Blick unerklärlich scheinenden Grausamkeit zeugten. Da gehen wir über eine Wiese, über der Schmetterlinge, Hummeln und Käfer fliegen. Jura Scharko fängt einen Käfer, zieht eine Glasscherbe aus der Tasche, schneidet den Käfer mitten durch, setzt sich ins Gras und „untersucht“ das Innere des Insekts. In einem stillen Winkel des Schulgebäudes nisteten schon einige Jahre hintereinander mehrere Schwalbenpaare. Einmal gehen wir dorthin, ich habe noch kaum zwei Worte über die Schwalbennester gesagt, als Schura Tschernenko schon einen Stein wirft und ein Nest trifft. Die ganze Schule hütete wie ihren Augapfel die Blumen, die auf dem Hof wuchsen; es waren vor allem herrliche Canna. Ljuda Sintschenko geht einfach zum Beet, reißt eine Blume ab, zeigt sie den Jungen und Mädchen, und die anderen wollen ebenfalls zum Beet laufen und sich so eine Blume pflücken.

All diese Ereignisse fanden schon in den ersten Tagen unserer „Schule der Freude“ statt, und ich war überrascht, daß es den Kindern, trotz der Begeisterung am Schönen, gleichgültig ist, was damit geschieht. Mir war seit langem bewußt, daß die Begeisterung am Schönen nur der Anfang ist, ein erster schwacher Keim guter Gefühle. Diese guten Gefühle gilt es zu hegen und zu pflegen und in das Streben nach aktiver Tätigkeit zu verwandeln. Besonders beunruhigten mich die Taten Kolja Archipows und Tolja Semirenkos. Kolja hatte den Hang, Sperlingsnester zu zerstören; er tat das mit einer stumpfsinnigen Leidenschaft. Es wurde erzählt, daß er die noch unbefiederten klei-

nen Sperlinge aus den zerstörten Nestern nahm und sie in das Kanalisationsrohr der Molkerei warf. Die kleinen Sperlinge piepsten dann lange, während Kolja das Ohr an die Rohrwand legte und lauschte. Kindliche Grausamkeit äußerte sich nicht nur bei Kolja, der zu Hause viel Böses gesehen hatte, sondern auch bei Kindern aus anderen Familien. Am schlimmsten war, daß die Kinder jene „kleinen“ Äußerungen des Bösen und der Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben und der Schönheit, aus denen sich allmählich eine stumpfe Herzlosigkeit entwickelt, nicht verabscheuungswürdig fanden.

Ich dachte darüber nach, wie man in den Kindern reine und gute menschliche Gefühle wecken kann, wie im Herzen des Kindes Zärtlichkeit, Wohlwollen und Behutsamkeit gegenüber allem Lebendigen und Schönen gestärkt werden können. Bei einem unserer Spaziergänge über die Felder, ganz zu Anfang des Herbstes, fanden wir im Gras eine kleine Lerche mit verletztem Flügel. Das Vögelchen flatterte von einer Stelle zur anderen, konnte aber nicht auffliegen. Die Kinder fingen die Lerche. Das winzige Klümpchen Leben zitterte in der Hand, die erschrockenen Augen, zwei kleinen Glasperlen ähnlich, waren nicht auf uns gerichtet, sondern in den blauen Himmel. Kolja Archipow preßte das Vögelchen in der Hand zusammen, so daß es kläglich zu piepsen begann. Die Kinder lachten, mich aber überkamen Schmerz und Verzweiflung: Hat denn niemand Mitleid mit dem kleinen Vogel, den seine Artgenossen im leeren Feld zurückgelassen haben? Ich atmete auf, als ich in den Augen Lida Tschernjawschajas, Tanja Kolomitschenkos, Wolodja Stscherbas, Serjosa Suchenkos und Nina Garmaschs Tränen sah.

„Warum quälst du den Vogel?“ wandte sich Lida mitleidig an Kolja. „Tut er dir leid?“ fragte Kolja. „Da, nimm und pflege ihn.“ Und er warf Lida den Vogel zu, während in seinen Augen ein böses Lächeln stand.

„Ja, er tut mir leid, und ich werde ihn auch pflegen“, sagte Lida und streichelte die Lerche. Der Vogel wandte sein Köpfchen dem Mädchen zu, als fühlte er die Zärtlichkeit und die Güte.

Wir setzten uns am Waldrand nieder. Ich erzählte den Kindern, daß sich im Herbst die Zugvögel auf den weiten Weg machen und wieviel Gefahren sie erwarten. „Auf den leeren Feldern bleiben einzelne Vögel zurück – der eine mit gebrochenem Flügel, ein anderer verkrüppelt, weil ihn ein Raubtier in den Krallen hatte. Und vor ihnen liegt der strenge Winter mit Schneestürmen und Frost. Was erwartet diese Lerche? Sie wird erfrieren, die Arme. Und wie schön singt sie, wie erfüllt sie im Frühling und Sommer die Steppe mit ihrer bezaubernden Musik. Im Frühling werden wir die Lerche wieder begrüßen, und dann erzähle ich euch ein Märchen über diesen wunderbaren Vogel. Die Lerche ist ein Kind der Sonne. Sie wird geboren aus dem Feuer

der Sonne, deshalb hat ihr unser Volk auch diesen Namen gegeben\*. Und wer von euch weiß nicht, wie es schmerzt, wenn bei starkem Frost die Finger erstarren, wenn ein schneidender Wind den Atem nimmt. Ihr eilt dann nach Hause, an den warmen Ofen, zum wärmenden Feuer. Wohin aber soll das Kind der Sonne, wer nimmt es auf? Es wird zu einem Klümpchen Eis. Am blauen Himmel gibt es ein herrliches Lied weniger.“

„Wir lassen die Lerche aber nicht umkommen“, sagte Walja Kobsar. „Wir bringen sie an einen warmen Platz, machen ein kleines Nest für sie, da kann sie auf den Frühling warten . . .“

Die Kinder begannen nun um die Wette Vorschläge zu machen, wie man der Lerche ein Nest bauen könne. Jeder wollte den Vogel über Winter zu sich nach Hause nehmen. Nur Kolja Archipow, Tolja Semirenko und noch einige andere Jungen schwiegen. Um die Augen Koljas zuckte ein verächtliches Lächeln.

„Warum denn die Lerche mit nach Hause nehmen, Kinder?“ sagte ich. „Bauen wir ihr doch in der Schule ein warmes Nestchen. Wir füttern und pflegen sie, und im Frühling lassen wir sie wieder fliegen. Sie wird unsere gute Freundin sein. Jeden Morgen werden wir sie begrüßen und zu ihr sagen: ‚Guten Morgen, Kind der Sonne‘.“

Dieser Vorschlag gefiel den Kindern. Wir brachten die Lerche in die Schule, setzten sie in einen Käfig und stellten ihn in das Zimmer, das bereits für die Kleinen eingerichtet war. Jeden Morgen ging jemand von uns zu der Lerche. Die Kinder brachten Futter. Gern hätten sie zugesehen, wie die Lerche die Weizenkörner aufpickt. Aber der Vogel hatte lange Zeit Scheu vor ihnen und saß mit aufgeplustertem Gefieder da.

Einige Tage später brachte Galja Michailenko einen Specht. Ihr Vater hatte ihn im Wald gefunden. Er war sicher von einem Raubtier verletzt worden. Seine Flügel hingen leblos herab, auf dem Rücken klebte Blut. Den Specht setzten wir zur Lerche. Niemand wußte, welches Futter der Specht braucht. Kleine Käfer vielleicht? Wo sollte man die suchen – unter der Baumrinde?

„Aber ich weiß es“, erklärte Kolja Archipow prahlerisch. „Er frißt nicht nur Käfer und Fliegen, er mag auch Weidenknospen und Grassamen. Ich hab’ gesehen . . .“, hier unterbrach er sich, schämte sich offensichtlich. Wahrscheinlich hatte er schon auf Spechte Jagd gemacht.

„Na also, wenn du weißt, wie man einen Specht füttert, dann besorge ihm Futter. Siehst du, wie kläglich er dreinschaut . . .“ Kolja brachte nun täglich Futter für den Vogel. Ein Gefühl des Mitleids für das kleine Lebewesen war noch nicht in ihm wach geworden. Was ihm Vergnügen bereitete, war einfach die Bewunderung der Kameraden: „Seht mal, der Kolja, er weiß, wo-

\* russ. жаворонок; жар = Hitze, Glut; воронок = kleiner Rabe. Es handelt sich hierbei offensichtlich um eine Volksetymologie. *Der Übers.*

mit man Vögel füttert!“ Soll das Erwachen guter Gefühle ruhig mit Eigenliebe beginnen – das ist kein Unglück. Allmählich werden die guten Taten das Herz wecken. Das Herz Koljas zu wecken aber ist keine leichte Sache. Einen Tag bevor Galja Michailenko den Specht brachte, erzählten mir die Kinder, daß Kolja eine junge Katze gequält hatte; er hatte sie mit einer Schnur an einen Baum gebunden, die Katze sprang an der Schnur herum und miaute kläglich. Wie können solche „Vergnügungen“ einem Menschen, und noch dazu einem Kinde, Freude bereiten? Was für Vorstellungen von Gut und Böse muß so ein Mensch haben! Ich erinnere mich an sehr viele Antworten von Jungen auf die Frage: Was für ein Mensch möchtest du werden? – Stark, tapfer, mutig, klug, findig, furchtlos . . . Aber niemand sagte: gut. Warum wird neben Mut und Tapferkeit nicht auch Güte genannt? Warum schämen sich Jungen ihrer Güte? Auch über einige andere Fragen dachte ich nach: Warum sind die Herzen der Mädchen guten Gefühlen zugänglicher als die der Jungen? Warum findet man bei Jungen weniger Güte als bei Mädchen? Vielleicht scheint das nur so? Nein, es ist wirklich so. Die Mädchen sind gütiger, mitleidiger, zärtlicher, weil sich in ihren Herzen, für sie selbst unbewußt, schon früh das Gefühl entwickelt, daß sie einmal Mütter sein werden. Das Gefühl der Sorge um das Leben regt sich in ihnen, lange bevor sie selbst zum Schöpfer neuen Lebens werden. Die Quelle der Güte liegt im Schöpfertum, in der Bejahung des Lebens und der Schönheit.

Zu einem Fest für die Kleinen wurde der Morgen, an dem Kolja Rostschenko eine kleine Goldamsel mitbrachte. Auch dieser Vogel konnte aus irgendeinem Grunde nicht fliegen. Der Junge hatte ihn in den Büschen neben der Tierfarm gefunden. Die Kinder konnten sich nicht losreißen vom Anblick der schönen bunten Federn des Vogels. Beim „Vogelerholungsheim“ (so nannten die Kinder die Ecke in ihrem Zimmer) trafen wir uns morgens, hier trennten wir uns bis zum nächsten Tag.

Kolja Kossarik brachte einen kranken Sperling mit, den er am Wegrand aufgelesen hatte. Der kleine Sperling wollte weder Korn noch Brotkrümel fressen. Kolja tat der kranke Vogel sehr leid. Er und wir alle waren tief betrübt, als wir eines Morgens in die Schule kamen und den Vogel tot vorfanden. Kolja Kossarik weinte, auch die Mädchen weinten. Kolja Archipow wurde finster und schweigsam.

Bei einem unserer Ausflüge fanden wir in einer Schlucht einen Hasen mit verletztem Bein. Wir brachten ihn in unser Zimmer und setzten ihn in einen neuen Käfig. Jetzt hatten wir noch ein „Erholungsheim“ für Vierbeiner. Nach einer Woche brachte Larissa Galagan eine abgemagerte, vor Kälte zitternde Katze. Wir setzten sie zu dem Hasen in den Käfig. Die Kinder hatten jetzt viel zu tun. Sie brachten Mohrrüben für den Hasen und Milch für die Katze. Unbeschreiblich war ihre Freude, als wir eines Morgens sahen, wie Hase und

Katze aneinandergeschmiegt dalagen und friedlich schliefen. Die Kinder sprachen im Flüsterton, um die Tiere nicht zu wecken.

Im Winter kamen in „Vogelerholungsheim“ noch einige Meisen hinzu; die Kinder hatten sie neben den Futterhäuschen für die Vögel gefunden. Und noch ein Ereignis freute mich sehr: Die Kleinen richteten sich zu Hause eigene „Erholungsheime“ ein. Als wir dann in unserem Klassenzimmer ein Aquarium mit allerlei Fischen hatten, bestürmten die Kleinen ihre Eltern, zu Hause auch ein Aquarium einzurichten. Viele Eltern kamen in die Schule und fragten, wie man das macht. Am schwierigsten war es, die Aquarien mit Wasserpflanzen und Fischen zu besetzen. Auch mit dem Futter war es nicht so einfach. Alle diese Schwierigkeiten wurden jedoch dank der Beharrlichkeit der Kinder überwunden. Sie ließen weder ihren Eltern noch mir Ruhe. Da kamen die Mütter Wolodja Megeljas und Nina Petrenkos: „Die Kinder geben keine Ruhe, sie weinen, weil die anderen Goldfische haben und wir nicht.“ Wir mußten uns an die älteren Schüler um Hilfe wenden. Damals gab es in den Schulen noch keine Werkstätten, und die Aquarien waren der Anlaß, daß die erste Werkstatt für Pioniere und Komsomolzen eingerichtet wurde. Die Schüler bauten Aquarien und übergaben sie den Kindern.

Niemals werde ich jene Herbst-, Winter- und Frühlingsabende vergessen, als wir an dem von einer kleinen Lampe erhellten Aquarium saßen und die Goldfische bewunderten. Ich erzählte den Kindern von den Tiefen des Ozeans, und die kleinen Krebse auf dem Boden des Aquariums verwandelten sich in der Vorstellung der Kinder in Riesenschildkröten und Mollusken. Auch meinen Zöglingen, die längst die Schule verlassen haben und erwachsene Menschen geworden sind, haben sich diese Abende für das ganze Leben ins Gedächtnis eingegraben. Kolja Archipow sagte mir kürzlich:

„Von dieser Lampe, die das Aquarium beleuchtete, habe ich oft geträumt. Ihr Licht war der erste Funke, an dem sich meine Wißbegier entzündete. Ich wollte mehr wissen über die geheimnisvollen Meerestiefen, über seltsame Fische und andere Meeresbewohner.“ Wenn ein zweiundzwanzigjähriger Mensch sich mit solcher Wärme an die kleinen Fischchen erinnert, so bedeutet das, daß es für ihn keine Nebensächlichkeit war. Mit welcher Erregung, ja Beklemmung wartete ich darauf, daß die Schönheit der Welt in den gleichgültigsten Herzen ein gutes Gefühl erweckt – Zärtlichkeit, Schönheitssinn, Mitleid mit dem Schwachen.

Es kamen die ersten Herbstfröste jenes Jahres. Wir gingen in den Garten, zu einem Rosenstrauch, und betrachteten eine vollerblühte Rose. Auf ihren zarten Blütenblättern glitzerten klare Tautropfen. Wie durch ein Wunder hatte die Blume die kalte Nacht überstanden. Wir sahen sie an, und jedem von uns war es traurig ums Herz. Bald wird der Frost diese Schönheit vernichten. Meine Blicke beagneten denen Kolja Archipows; zum ersten Mal

sah ich in seinen Augen Trauer und Wehmut. Dann gingen wir in ein kleines Zimmer, wo Töpfe mit bei uns seltenen Pflanzen, Kakteen und Azaleen, standen. Wir setzten uns vor eine Kaktee, die erblüht war, und bewunderten lange die kleine purpurrote Blüte.

Die Sorge um das Lebendige und Schöne ging allmählich in das Leben der Kinder ein, wurde zu einem der wichtigsten kindlichen Interessen. Im Spätherbst 1951, als die Bäume ihr Laub verloren hatten, gingen wir in den Wald, gruben eine kleine Linde aus, brachten sie zur Schule und pflanzten sie dort ein. Die Kinder selbst gruben das Pflanzloch und trugen Wasser heran. Das war für sie eine schwere Arbeit, machte ihnen aber viel Spaß. Dieses Bäumchen wurde unser Freund.

Wir ließen unsere Phantasie spielen, erzählten Märchen über das Bäumchen, als wäre es ein lebendiges Wesen, fähig zu fühlen und unsere Freuden und Sorgen mitzuerleben. Wir freuten uns, wenn ein warmer Regen fiel: unser Freund braucht viel Feuchtigkeit. Das Herz tat uns weh, als der Frost die Erde erstarren ließ und ein durchdringender Wind über die Felder zu pfeifen begann: unser Freund friert. Wir trugen Schnee herbei und häuften ihn um den Stamm unserer Linde auf. Die Mädchen brachten Schilfbündel und umwickelten den Stamm des Bäumchens. Als der Frühling anbrach, gingen wir jeden Tag zu unserem Freund und sahen nach, ob sich die Knospen nicht bald öffnen. Die ersten grünen Blättchen riefen einen Sturm der Begeisterung hervor: unser Freund lebt, er dankt uns für die Fürsorge. Im Sommer gossen wir unsere Linde, und das war nicht einfach eine Arbeit, sondern die Begegnung mit einem Freund.

Es gibt Dinge, die der Mensch nur schwer erwerben kann, wenn er sie nicht schon in der Kindheit erworben hat. Neben dem Denken und der Muttersprache gehören zu diesen Dingen die guten Gefühle, die Empfindsamkeit gegenüber der Umwelt, die das eigentliche Wesen der Menschlichkeit ausmachen. Dieses wahrhaft Menschliche muß gleichzeitig mit dem Bewußtsein der ersten und wichtigsten Wahrheiten, gleichzeitig mit dem Erleben und Erfühlen der feinsten Nuancen der Muttersprache in der Seele Fuß fassen.

Was in der Kindheit im Bereich der emotionalen Erziehung versäumt wurde, kann später nicht nachgeholt werden. Deshalb ist es wichtig, daß der Mensch in der Kindheit die Schule der Erziehung guter Gefühle durchläuft, damit gute Bestrebungen zum Motiv seines Handelns werden.

### *Unsere Wanderungen in die Welt der Arbeit*

„Wie können wir erreichen, daß die Arbeit zum wichtigsten Bedürfnis der Kinder wird?“ – diese Frage bewegte unser gesamtes pädagogisches Kol-

ektiv. Die Unterstufenlehrer zogen die Kinder vom ersten Tage der Erziehung zu Arbeiten im Schulgarten und auf dem Versuchsfeld heran, die den Kräften der Kleinen angepaßt waren. Ein Jahr nach dem Krieg bauten wir ein kleines Treibhaus, in dem die Kinder im Winter arbeiteten.

Wir sahen eine überaus wichtige Erziehungsaufgabe darin, die Kinder in die Welt der Arbeit, des Schöpfertums und des Aufbaus einzuführen. Menschliche Schönheit offenbart sich am deutlichsten in der Arbeit. In der Umwelt, der sowjetischen Wirklichkeit sah unser pädagogisches Kollektiv einen mächtigen Erziehungsfaktor.

So begannen die Wanderungen unserer „Schule der Freude“ in die Welt der Arbeit. Besonders beeindruckte die Kinder unsere erste Wanderung, die uns in den Getreidespeicher des Kolchos führte. Sie sahen dort Tausende Zentner Weizen, zu Bergen aufgetürmt. Wanja Gorbekos Vater erzählte ihnen von den Menschen, die für Tausende und Abertausende von Arbeitern das tägliche Brot schaffen. Der Kombinefahrer Grigori Andrejewitsch ging mit den Kleinen auf das Feld hinaus, das gleich am Dorfrand, unmittelbar hinter dem Getreidesilo begann. „Auf diesen 100 Hektar“, sagte er, „habe ich im letzten Jahr 4000 Doppelzentner Getreide geerntet. Und in zehn Jahre war es so viel, daß die Bevölkerung einer Großstadt damit ernährt werden könnte.“

Das bedeutet ein Erkennen der Welt nicht nur durch den Verstand, sondern auch mit dem Herzen. Die Kinder erfüllte Ehrfurcht vor der Größe und Schönheit des arbeitenden Menschen, und sie waren stolz auf ihn. Das Gefühl des Stolzes war noch stärker, wenn sie auf unseren Wanderungen in die Welt der Arbeit ihre Eltern trafen. Auf der Viehfarm erfuhren sie, daß Tanja Kolomitschenkos Mutter durch ihre Tätigkeit 1500 Menschen mit Milch versorgt, während ihr Vater so viel Fleisch produziert, wie 2 000 Menschen im Jahr verbrauchen.

An einem schönen Herbsttag fuhren wir in die Maschinenfabrik, in der Walja Sokolowas Vater arbeitete. Er führte die Kinder in die Eisengießerei. Was sie hier sahen, erschien ihnen auch wie ein Märchen, interessant und aufregend. Der Mensch verwandelte eine harte Masse in einen rotglühenden feurigen Strom, der nach seinem Willen und durch seine Arbeit zu Metallbarren wurde. Ich sah mit großer Freude, wie durch die Beobachtungen die Phantasie der Kinder angeregt wurde. Sie dichteten Märchen von Riesen, die feurige Ströme aus glühendem Metall fließen machten, und zeichneten die Metallarbeiter.

Der erste Besuch in der Gießerei hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck. Die Kinder sahen, was ihnen zwar früher schon bekannt gewesen war, jetzt unter einem völlig neuen Blickwinkel. Sie erkannten, daß der Mensch nicht leben und arbeiten könnte, gäbe es kein Metall. Die Arbeiter, Metallurgen

und Maschinenbauer erschienen ihnen als wirkliche Schöpfer. Für immer behielten meine Zöglinge dieses Gefühl der Hochachtung vor dem arbeitenden Menschen in ihrem Herzen.

Bleibende Eindrücke hinterließen auch unsere Besuche bei den erfahrenen Meistern der MTS, den Schlossern und Drehern. Hier sahen die Kleinen, wie aus einem einfachen Stück Eisen ein Teil für einen Traktor oder eine Kombi entstand. Mit angehaltenem Atem verfolgten sie, wie die geschickten Hände von Larissas Vater eine Schraube herstellten, ohne die eine Maschine nicht arbeiten kann.

Die Einstellung des Menschen zu seinen Mitmenschen, seine Haltung gegenüber der Gesellschaft zeigt sich vor allem in der Arbeit, die er zum Wohle von Hunderten und Tausenden seiner Landsleute leistet. Es war mein Bestreben, den Kindern in ihrer Umgebung besonders diese Seite unserer sozialistischen Wirklichkeit nahezubringen. Ich wollte erreichen, daß sie sich für all jene Dinge begeisterten, die das Wesen des neuen Menschen in unserem Lande ausmachen, nämlich für den Dienst an der Heimat, der Gesellschaft und den Menschen durch die eigene Arbeit. Die Liebe des Kindes zu den Besten der arbeitenden Menschen ist eine der tiefsten Wurzeln der menschlichen Moral.

### *Wir lauschen der Musik der Natur*

Die Musik, das Empfinden für die Schönheit der Melodien sind wichtige Mittel der moralischen, ästhetischen und intellektuellen Erziehung des Menschen, sie sind Quellen einer edlen Gesinnung. Für die Gefühlserziehung ist es wichtig, das Verständnis für Musik zu wecken, zu entwickeln, zu verfeinern. Die Musik ist ein mächtiges Instrument zur Erziehung des Herzens, zur Erweckung guter, menschlicher Gefühle, ein mächtiges Mittel der Selbsterziehung. Mit Hilfe der Musik bildet sich im Menschen die erste Vorstellung vom Hohen, Majestätischen und Schönen.

In unserer „Schule der Freude“ legte ich besonderen Wert auf das Hören der Musik, sowohl musikalischer Kompositionen als auch der Musik der Natur. Ich spielte den Kindern oft Aufnahmen guter Musikstücke vor. Das erste Ziel, das ich mir gestellt hatte, war, eine emotionale Reaktion auf die Musik hervorzurufen, die Kinder in den Bann der Musik zu ziehen und sie dann allmählich verstehen zu lehren, daß die Schönheit der Musik aus der Schönheit der Welt entspringt. Die Musik fordert den Menschen gleichsam auf: Halt ein, lausche der Musik der Natur, erfreue dich an der Schönheit der Welt, hüte diese Schönheit und vermehre sie!

Im Frühherbst, als in der reinen, klaren Luft jeder Laut deutlich zu hören

war, ging ich eines Abends mit den Kindern auf die Rasenfläche neben dem Schulgebäude. Ich spielte ihnen den „Hummelflug“ aus der Oper „Das Märchen vom Zaren Saltan“ von Rimski-Korsakow vor. Die Kinder verstanden sehr gut, was der Komponist mit dieser Musik ausdrücken will; sie sagten: „Mal kommt die Hummel näher, mal fliegt sie wieder weg; auch das Zwitschern der Vögel hört man . . .“ Wir hörten uns die Melodie noch einmal an. Dann gingen wir auf eine Wiese, auf der die Gräser noch blühten, die Kinder lauschten dem Gesumme der Bienen, und nun vernahmen sie auch das tiefe Brummen der Hummeln. Und da war schon eine, groß und flauschig, bald stieg sie über einer Blüte empor, bald ließ sie sich auf einer nieder. Die Kinder waren begeistert: Das ist doch fast dieselbe Melodie wie im Musikstück! Daneben aber hat das Musikstück noch seine eigene Schönheit, die der Komponist der Natur abgelauscht hat. Die Kinder wollten die Melodie noch einmal hören, wir kehrten auf die Rasenfläche zurück und hörten sie uns an.

Einen Tag später gingen wir noch einmal auf die blühende Wiese, diesmal aber nicht abends, sondern morgens. Die Kinder lauschten dem Bienen-gesumm, und jeder wollte das tiefe Brummen der Hummel heraushören. Das, was ihnen bisher gewöhnlich erschien, war nun für sie – durch die Macht der Musik – schön geworden.

Ich bemühte mich, für die Kinder unkomplizierte Melodien zum Anhören auszuwählen, in denen mit klaren, für sie verständlichen Bildern das wiedergegeben wird, was sie um sich herum hören: das Zwitschern der Vögel, das Rascheln des Laubs, das Donnerrollen, das Murmeln des Baches, das klatschende Aufschlagen eines Fisches, das Heulen des Windes an einem kalten Wintertag. Dabei vermied ich eine Vielzahl von Eindrücken, da sonst das Empfinden leicht abstumpft. Nicht mehr als ein, zwei Melodien im Monat, aber mit jeder Melodie möglichst viel erzieherische Arbeit verbinden – das hatte ich mir bei der Arbeit mit den Kleinen zur Aufgabe gestellt. Es war mein Ziel, in den Kindern den Wunsch zu wecken, ein Musikstück wieder und wieder anzuhören. Ich wollte erreichen, daß sie jedes Mal neue Schönheiten in der Musik entdecken und daß ihnen dies Schöne hilft, die Schönheit der Welt zu sehen und sich daran zu begeistern.

Einmal ging ich mit den Kindern in einen Eichenhain. Es war ein stiller, sonniger Tag im Altweibersommer, unter den milden Strahlen der Sonne leuchtete das bunte Laub der Bäume, wir hörten das Singen der Herbstvögel, von den Feldern drang das Rattern der Traktoren an unser Ohr. Weit in der Ferne, im Blau des Himmels, flog ein Schwarm abziehender Wildgänse. Hier hörten wir das „Herbstlied“ von Tschairowski. Die Melodie half den Kindern, die unvergleichliche Schönheit des Herbstes, die sie bis dahin kaum bemerkt hatten, zu erfüllen: das leise Zittern der vergilbenden

Eichenblätter, die reine, vom Duft der Herbstblätter erfüllte Luft, die verwelkenden Blüten der Kamille am Waldrand. Die Kinder waren munter und vergnügt, aber die Melodie ließ eine leichte Wehmut aufkommen. Sie fühlten das Nahen der grauen, trüben und regnerischen Tage, des kalten Schneetreibens, der frühen Dämmerung. Unter dem Eindruck der Melodie erinnerten sich die Kinder an die Schönheit des Sommers, an die ersten Tage des goldenen Herbstes. Jeder hatte etwas Eindrucksvolles im Gedächtnis behalten, und nun tauchten diese Bilder des Sommers und des Herbstes in all ihrer Schönheit im kindlichen Bewußtsein wieder auf. Larissa Galagan erzählte:

„Einmal bin ich mit Vater in den Wald gegangen. Da war eine ganz, ganz tiefe Schlucht. Von unten sah man nur zwei grüne Wände – Wald, Wald, überall Wald . . . und die Sonne schien. Irgendwo im Wald hat eine Wildtaube gegurrt. Und das war schön, so schön . . . Als wenn sie einen ruft, man möchte gehen und gehen, man möchte, daß immer die Sonne scheint . . . Wenn die Wildtaube gurrt, ist es, als wenn die Blätter an den Bäumen still werden und zuhören . . .“

Ich freute mich; die Musik hatte die Empfindsamkeit des Mädchens geschärft, hatte die ersten, von der Schönheit der musikalischen Bilder angeregten Vorstellungen geweckt. Ich wünschte, daß jedes Kind unter dem Einfluß der Musik träumt, in seiner Vorstellung die Bilder der Natur nachzeichnet, seine Phantasie spielen läßt. Die Musik vertieft die poetische, träumerische Natur Larissas. Mich freute, daß auch Kolja Archipow und Tolja Semirenko bei der aufgeregten Erzählung Larissas nachdenklich und still dasaßen – auch sie erinnerten sich an etwas.

Nun war Schura Tschernenko an der Reihe:

„Mama hat mich mitgenommen aufs Feld. Sie hat bei der Kombine gearbeitet. Ich bin mit dem Onkel auf der Kombine mitgefahren. Und dann war ich müde. Mama hat mich in eine Strohhecke gelegt. Ich habe in den blauen Himmel geguckt, und dann fing die Hecke an zu fliegen. Sie ist ganz, ganz hoch geflogen. Am Himmel war ein kleiner Vogel. Einmal kam ich ganz dicht an ihn heran, dann wieder war ich weiter weg. Und die Grashüpfer sind auch mitgeflogen, sie haben wie ein richtiger Chor gesungen. Dann bin ich eingeschlafen. Als ich aufgewacht bin, war der kleine Vogel immer noch am Himmel, und der Himmel war ganz blau, das Stroh hat noch mehr geduftet, und die Grashüpfer haben lauter gesungen.“

Wir hören noch einmal die Melodie Tschaikowskis, und ich merke, daß die poetischen Erzählungen die Kleinen aus der Melodie etwas Neues heraus hören lassen. Die Kinder entdecken in ihr liebgewordene Erinnerungen an die Schönheit der unvergeßlichen Sommer- und Herbsttage. Wir hören neue Erinnerungen:

„Mein Vater hat mit mir eine Fuhr Heu geholt. Ich habe auf dem Heu gelegen, am Himmel waren Sterne. Auf dem Feld hat eine Wachtel gesungen, die Grashüpfer haben auf ihren Geigen gespielt. Und die Sterne ringsum waren so nahe, man brauchte nur die Hand auszustrecken und hätte einen nehmen können, wie eine Laterne.“

Das war das Erlebnis Sina Goliks. Ich hatte ihren Worten mit angehaltenem Atem gelauscht, hatte doch Sina bisher immer geschwiegen, kaum konnte man ihr ein Wort entlocken. Die Musik hatte sie zum Sprechen gebracht.

Melodisch wie ein Lied klang die Erzählung unserer kleinen Sängerin und Dichterin Lida Tschernjawszkaja:

„Mama und ich haben den ganzen Sommer im Garten geschlafen, im Heu. Hinter unserem Garten ist das Feld, auf dem Feld hat der Buchweizen geblüht. Wenn ich aufgewacht bin, ist die Sonne hinter dem Berg hervorgekommen, über meinem Kopf war der blühende Buchweizen, wie Milch. Und die Bienen haben gesummt. Ich habe die Augen zugemacht, und dann haben nicht mehr Bienen gesummt, sondern es erklangen Geigen, viele, viele Geigen. Von diesen Geigen träume ich auch jetzt noch.“

Die Musik ist eine mächtige Quelle des Denkens; ohne Musik kann ich mir eine vollwertige geistige Entwicklung des Kindes nicht vorstellen. Ausgangspunkt der Musik ist nicht nur die Welt außerhalb des Menschen, sondern auch der Mensch selbst, seine geistige Welt und in erster Linie der Reichtum seines Denkens und seiner Sprache. Das musikalische Bild läßt dem Kind die Gegenstände und Erscheinungen seiner Umwelt in neuem Licht erscheinen. Alle geistigen Kräfte des Kindes sind gleichsam konzentriert auf den Gegenstand, die Erscheinung, die die Musik ihm neu entdeckt, und in der Vorstellung entsteht ein klares Bild; dieses Bild verlangt, in Worte gesetzt zu werden. Das Kind wird mit Worten schöpferisch tätig, es läßt seine Phantasie spielen; sein Bewußtsein schöpft aus der Umwelt das Material für neue Bilder, Vorstellungen, Überlegungen.

Musik, Einbildungskraft, Phantasie, Märchen, Eigenschöpfung – auf diesem Weg kann das Kind seine geistigen Kräfte entwickeln. Die Musik erweckt im Kinde lebendige Vorstellungen; die märchenhaften, phantastischen Bilder werden für das Kind zur Quelle des treffenden, ausdrucksvollen Wortes. Während die Kinder den herrlichen Melodien Edward Griegs lauschten, zeichneten sie in ihrer Vorstellung die Märchengrotten, die undurchdringlichen Wälder, die guten und bösen Wesen. Selbst die Schweigsamsten wollten sprechen, die Kinder griffen unwillkürlich zu Bleistift und Zeichenblock, um die Märchenbilder auf dem Papier festzuhalten. Ich sah, wie die Musik die innere Energie des Denkens weckte. Selbst bei den trägsten Kindern rief sie eine intensive Denktätigkeit hervor. In dieser Anregung der geistigen Kräfte durch die Musik sehe ich eine emotionale Quelle des Denkens.

Im Winter, als all unsere Wanderpfade von Schnee verweht waren, als man unseren Traumwinkel nur mit großer Mühe erreichen konnte, saßen wir in der Abenddämmerung in unserem Schulzimmer und lauschten den Melodien Tschaikowskis, Griegs, Schuberts und Schumanns. Zur Winterszeit hörten die Kinder in der Abenddämmerung besonders gern Märchenmelodien. Ich erzählte den Kindern das ukrainische Volksmärchen von der Hexe Knochenbein, und dann hörten wir die Märchenmusik Tschaikowskis „Baba Jaga“. Der Reichtum an phantastischen Bildern und Vorstellungen, der unter dem Einfluß dieser herrlichen Melodien entstand, ist schwer mit Worten wiederzugeben. Die Kinder träumten von fernen Bergen, dichten Wäldern, blauen Meeren, geheimnisvollen Höhlen und Schluchten. Verwundert hörte ich die zunächst völlig unwahrscheinlich anmutenden Geschichten der Kinder an. Einige von ihnen haben sich mir besonders eingeprägt. Die Einbildungskraft Jura Scharkos machte die böse Hexe Baba Jaga zu einer Menschenhasserin, die den Menschen die Lieder, an denen sie soviel Freude haben, nehmen wollte. „Sie hat einen großen Topf genommen, sich auf einen Besen gesetzt und ist über die ganze Welt geflogen. Wenn sie ein Lied gehört hat, ist sie dahin geflogen, wo die Menschen gesungen haben und lustig waren, hat mit dem Besen an den Topf geschlagen, und die Menschen sind verstummt, haben das Singen verlernt, weil das Lied im Topf eingesperrt war. So hat die Hexe alle Lieder eingesperrt. Nur ein Hirtenjunge ist übriggeblieben, der noch gesungen hat. Er hat auf der Rohrflöte gespielt und Lieder gesungen. Und wenn die Hexe auch noch so sehr mit dem Besen auf den Topf geschlagen hat, sie konnte nichts machen: Die Flöte war eine Zauberflöte. Und da hat nun die garstige Hexe auf ihrem Berg gesessen, auf dem Topf mit den Liedern, und in der Welt war es still, niemand hat gesungen und sich gefreut, nur der Hirtenjunge hat auf der Flöte gespielt. Als er sich schlafen gelegt hat, ist sie hingeflogen und hat ihm die Flöte weggenommen. Der Junge ist aufgewacht, hat sich tapfere Jungen zu Hilfe genommen und ist zur Hexe gegangen . . .“ Weiterhin erzählte Jura, wie der Hirtenjunge die Lieder befreite, wie die Freude zu den Menschen zurückkehrte und wie es schließlich gelang, die Hexe zu bändigen und einer nützlichen Arbeit zuzuführen. Sie wurde Heizer in einer Ziegelei . . . Eine erstaunliche Erscheinung: Unter dem Einfluß der Musik schafft das Kind in seiner Vorstellung derart klare Bilder von Märchenwesen, die Gut und Böse verkörpern, daß es selbst nicht einfach Erzähler des Märchens bleibt, sondern gleichsam Teilnehmer des Kampfes zwischen Gut und Böse wird. Die Musik erfüllt die Märchenbilder mit dem Pulsschlag des Lebens.

An diesen Wintertagen, als die Dämmerung sich früh auf die Erde herabsenkte, traten in unserer „Schule der Freude“ immer neue Märchenerzähler hervor. Der kleine Wolodja Stscherba war ein so stiller und schüchterner

Junge, daß, wie es schien, kein Wort von ihm zu erwarten war. Und nun erzählte er sein Märchen von der Hexe, das allerdings dem Märchen Juras ähnelte. Bei Wolodja flog die Hexe auf dem Mörser um die ganze Welt und riß alle Blumen ab; dann flog sie in ihre Hexenküche, stellte den Topf in den Ofen, und alle Blumen waren dahin. „Aber *ich* (die Kinder machen sich oft selbst zum guten Helden des Märchens) habe die Samen aller Blumen gesammelt und sie auf der Erde ausgesät. Die Blumen sind wieder aufgeblüht. Als die Hexe das sah, hat sie vor Wut ihren Mörser und ihr Knochenbein zerbrochen, und jetzt lebt sie einsam auf einem Berg und kann den Menschen nichts Böses mehr antun.“

Nach diesen erstaunlichen Erzählungen sprach ich an den langen Winterabenden mit den Lehrern, äußerte meine Gedanken über Schwierigkeiten und Mängel bei der Erziehung. Wir kamen zu der einheitlichen Meinung: Unsere Pädagogik vergißt oft, daß der Schüler die gute Hälfte der Schulzeit (wenn nicht mehr) in erster Linie Kind ist. Indem der Lehrer fertige Wahrheiten, Verallgemeinerungen, gedankliche Schlüsse in den Kopf des Kindes preßt, läßt er es oft den Quellen des Gedankens und des lebendigen Wortes nicht einmal nahekomen; er bindet, beschneidet, stutzt die Flügel des Träumens, der Phantasie, des Schöpfertums. Aus einem lebendigen, aktiven, tätigen Wesen verwandelt sich das Kind in einen passiven Gedächtnismechanismus. Nein, so darf es nicht sein. Wir dürfen das Kind nicht durch eine Mauer von seiner Umwelt isolieren. Wir dürfen das Lernen nicht der Freude an der geistigen Tätigkeit berauben. Das geistige Leben des Kindes ist nur dann vollwertig, wenn es in der Welt des Spiels, des Märchens, der Musik, der Phantasie, des Schöpfertums lebt.

Diese Gedanken dürfen natürlich nicht als Unterschätzung des Lernens verstanden werden, als das Bestreben, das Lernen in ein leichtes Spiel, in ein ständiges und ununterbrochenes Vergnügen zu verwandeln. Die Aneignung von Kenntnissen ist unmöglich ohne Arbeit, Lernen ist in erster Linie Arbeit. Aber diese Arbeit muß die Besonderheiten der geistigen Welt des Kindes auf jeder Stufe seiner intellektuellen, emotionalen, moralischen und ästhetischen Entwicklung berücksichtigen. Die Arbeit eines Kindes – das ist ganz und gar nicht dasselbe wie die Arbeit eines erwachsenen Menschen.

Ich vergesse niemals den ersten Winter unserer „Schule der Freude“. Wenn die Musik, die Phantasie, die schöpferische Tätigkeit nicht gewesen wären, das warme und gemütliche Klassenzimmer wäre den Kindern bald zu einem Ort der Langeweile geworden. Die Musik verzauberte unsere ganze Umwelt auf wunderbare Art und Weise. Im Dunkel der Januarabende, im Leuchten des silbernen Teppichs unter dem hellen Mond, im Wirbel des Schneetreibens, im Bersten des Eises auf dem Teich – in allem sahen wir eine Märchenwelt, bewohnt von Wesen, die wir in unserer Phantasie schufen.

Es kam der erste Frühling unserer „Schule der Freude“. Die Bäche begannen wieder zu murmeln, die Schneeglöckchen blühten, Bienengesumm ertönte aus dem weißen Meer der blühenden Apfel- und Birnbäume. In diesen Tagen lauschten wir der Musik des Frühlingswaldes und des Gartens, der Musik des zartblauen Himmels, der Musik der Wiesen und der Steppe.

An einem stillen Frühlingsabend gingen wir auf eine Wiese. Vor uns standen verträumte Weiden, eingehüllt in den grünen Flaum des ersten zarten Laubs, im Wasser des Teiches spiegelte sich der hohe blaue Himmel, im klaren Lasurblau zogen Schwärme von Schwänen und Möwen dahin. Wir lauschten der Musik dieses herrlichen Abends. Da, irgendwo auf dem Teich erklang ein eigenartiger Laut, als hätte jemand leicht eine Klaviertaste berührt, und der tiefe, reine Ton floß über den Teich, über die Ufer, über den blauen Himmel. „Was ist das?“ flüsterte Wanja Gorbenko. Alle schwiegen, alle wollten diesen seltsamen Laut noch einmal hören. Und da erklang er noch einmal, jetzt schon näher, irgendwo am anderen Ende des Teiches, und wir standen mit angehaltenem Atem, lauschten den wunderbaren Tönen.

„Das ist die Musik der Frühlingswiesen“, sagte ich zu den Kindern. „Im Teich seht ihr das Spiegelbild des blauen Himmels. Ganz tief im Teich ist eine riesige Glocke aus Kristall. Dort wohnt in einem herrlichen Schloß die schöne Prinzessin Frühling. Mit einem goldenen Hämmerchen hat sie die Kristallglocke angeschlagen, und die Glocke beginnt nun zu tönen, das Echo verbreitet sich über die Wiesen und über die Ufer, die grünen Blätter auf den Bäumen wispern. Hört ihr, wie die Wiesen klingen?“

Der Laut ertönte noch einmal. Kolja Archipow lächelte: „Das sind doch Frösche, die quaken...“ Ich fürchtete, daß die Kinder lachen, daß die Verzauberung, die alle erfaßt hatte, schwindet. Doch niemand lächelte auch nur. „Vielleicht ist es ein Frosch, vielleicht auch nicht“, sagte Schura Cholodi. „Und wenn es auch ein Frosch ist, was schadet das, die Wiese klingt doch.“

Gleichsam als Antwort auf seine Worte erklang der Laut irgendwo über dem Nachbarteich, einige Augenblicke später antwortete wie ein Echo eine andere Wiese, irgendwo hinter dem Wald; wir standen da, verzaubert von dieser herrlichen Musik der Frühlingswiesen.

Die Musik der Natur, die wir in den stillen Morgen- und Abendstunden anhörten, ließ die Kinder fühlen und begreifen, wie die Schönheit Freude am Dasein schenkt.

Am ersten sonnigen Apriltag, als die alten Hügelgräber im Dunst zu zittern schienen, gingen wir hinaus in die Steppe, um das Lied der Lerche zu hören. Da schwebt im Himmelsblau ein graues Pünktchen Leben, an unser Ohr dringt der zarte Laut eines silbernen Glöckchens; plötzlich verstummt das Glöckchen, das graue Klümpchen fällt zur Erde; dicht über dem Boden,

über dem zarten Grün des Winterweizens, breitet der kleine Vogel seine Flügel wieder aus, schwebt über der Erde dahin, und langsam, als zöge er einen unsichtbaren Faden, der an der Erde befestigt ist, hinter sich her, erhebt er sich höher und höher. Wir hören nun nicht mehr das Klingen des Silberglöckchens, sondern das Singen silberner Saiten. Es scheint, als ob das Himmelsblau von diesem zarten Laut ins Schwingen gerät, der Waldrand am fernen Horizont, das Grün der Felder zu beben beginnen. Ich möchte, daß diese herrliche Musik in die Kinderherzen eindringt, daß die Musik der Natur die Augen der Kinder für die Schönheit der Welt öffnet. Und ich erzähle das Märchen von der Lerche:

„Sie ist ein Kind der Sonne, genauso wie die Lerche bei uns im Käfig, die wir bald wieder in den blauen Himmel fliegen lassen werden. Im Winter bedeckt Schnee die Erde, und der Frost läßt sie erstarren. Der Sonne fällt es schwer, den Schnee aufzutauen. Sie wirft unzählige heiße Funken in die Schneewehen. Dort, wo die Funken niederfallen, taut der Schnee, schimmert die dunkle Erde hindurch. Und dort, wo die Funken die Erde berühren, erwacht die Erde, wird dieser herrliche Vogel geboren, die Lerche. Sie erhebt sich in den blauen Himmel und fliegt ihrer Mutter, der Sonne, entgegen. Sie fliegt und singt. Und die Sonne versprüht silberne Funken. Die Lerche schwebt am blauen Himmel, schaut auf die Erde, erspäht den hellen Funken. Sobald sie diesen Funken gesehen hat, läßt sie sich wie ein Stein zur Erde fallen, dem Funken entgegen. Sie pickt ihn mit ihrem Schnabel auf, und der Funke verwandelt sich augenblicklich in einen dünnen Silberfaden. Ein Ende des Fadens befestigt die Lerche an einem grünen Weizenhalm, und dann zieht sie den Faden höher und höher, der Sonne entgegen, in den blauen Himmel. Seht ihr, wie sie sich anstrengt, um hinaufzukommen, wie ihre grauen Flügelchen zittern? Der Silberfaden klingt wie eine Saite, und je höher die Lerche steigt, desto feiner wird der Ton der Saite; weil sie ihn immer weiterzieht, wird er ganz straff. Bis zur Sonne zieht die Lerche den silbernen Faden, und dann kehrt sie wieder zur Erde zurück, hält wieder Ausschau nach einem Funken.“

Mein Märchen von der Lerche half den Kindern, die Musik der Natur zu begreifen. Es bereitete die Kinder auf das Anhören eines Musikstückes vor. Wir kehren in die Schule zurück, gehen in einen Winkel des Schulgartens und hören das „Lied der Lerche“ von Tschaikowski. Ich sehe das Feuer der Begeisterung in den Augen der Kinder, als sie in dieser wunderbaren Musik sowohl das Klingen des Silberglöckchens als auch die auf- und abschwelldenden Töne der dünnen Silbersaiten zwischen Erde und Sonne vernehmen. Mehrmals hören wir uns dieses Lied an: an einem klaren, heiteren Morgen, an einem grauen, trüben Tag. Und immer erinnern sich die Kinder an die sonnenüberflutete herrliche Welt, an den blauen Himmel, das graue Klümp-

chen Leben, die endlose Weite der Felder. Die Kinder wollen ihre Vorstellung von dem Märchenvogel in einem Bild wiedergeben, und sie zeichnen das Märchen von der Lerche, stellen das Kind der Sonne dar, den Silberfunken, die von der Erde zur Sonne gespannte Saite.

Allmählich entsteht ein Album der Musikstücke, die den Kindern gefallen haben. Von Zeit zu Zeit gehen wir in unser Zimmer und hören Musik. Ich nenne unser Album Musikschatulle. Den Kindern gefällt das. Sie sagen stolz: „Wir haben eine Musikschatulle“. Mir kommt der Gedanke: Allmählich wird sich unsere Schatulle bereichern, Jahr für Jahr werden wir das Beste aus der Schatzkammer der Musikkultur nehmen, ein und dasselbe Werk werden wir viele Male anhören, vielleicht richten wir auch in ein, zwei Jahren ein Musikzimmer ein, erfreuen uns hier an der Schönheit, die von der Natur und vom Menschen geschaffen wurde, träumen vom Kristallglöckchen des blauen Himmels, von der fernen Märcheninsel, wo kleine Schwäne tanzen, von Märchengrotten, von Gnomen . . . Wir werden singen, Geige und Klavier spielen lernen – doch das erst später, vorläufig versuchen wir uns auf der unkomplizierten Rohrflöte.

An einem trüben Frühlingstag gingen wir zu dem Gebüsch am Ufer des Teiches. Ich schnitt aus einem Holunderzweig eine Flöte, höhlte sie aus, bohrte Löcher hinein und spielte, in Gedanken in die Kindheit zurückversetzt, die Melodie des ukrainischen Volksliedes vom lustigen Hirten. Die Kinder waren begeistert. Jeder wollte sich so schnell wie möglich auf der Flöte versuchen, jeder wünschte sich ein eigenes Instrument. Mehrere Tage hintereinander gingen wir zu dem Gebüsch, bis der Wunsch jedes Kindes erfüllt war. Die Kinder waren glücklich. Nun hörten sie nicht nur, nun machten sie selbst Musik. Lida Tschernjawschaja, Larissa Galagan, Jura Scharko, Nina Petrenko, Serjoscha Suchenko und Kolja Kossarik zeigten musikalisches Gehör und ein feines Gefühl für die Melodie. Schon einige Tage, nachdem sie dieses einfache Musikinstrument in die Hand bekommen hatten, spielten sie die Melodien von Volksliedern und Volkstänzen. Niemals vergesse ich jene stille Abendstunde, als Nina Petrenko das ukrainische Volkslied „Dort auf dem Berge mähen die Schnitter“ spielte. Die dunkelblauen Augen des Mädchens leuchteten, ihre Wangen glühten. Ihre Mutter erzählte mir, daß Nina zu Hause lange mit der Flöte im Garten sitzt, sich etwas „ausdenkt“, irgendwelche Melodien spielt und manchmal einfach dasitzt, in den Himmel oder auf die Bäume schaut.

Einmal kam ich frühmorgens in die Schule. Auf den Rasenflächen, im Garten, auf dem Versuchsfeld – überall herrschte tiefe Stille. Plötzlich drangen von irgendwoher, aus der Tiefe des Gartens, die leisen Töne einer Rohrflöte an mein Ohr. Ich ging der Musik nach, ab und zu blieb ich stehen und hörte zu. Jemand spielte etwas Eigenes, die Melodie war offensichtlich eine Im-

provisation, aber wieviel Wärme lag darin. Durch die ganze Melodie zog sich wie ein roter Faden eine lichte und reine Wehmut. Vorsichtig, um den Spieler nicht zu stören, trat ich an einen Rosenstrauch heran. Im Gras saß Nina Petrenko. Die Rohrflöte schien ein Teil ihrer selbst geworden zu sein. Das Mädchen schaute auf die blühenden Rosen, und in ihren Augen leuchtete das zarte, weiche Licht des beginnenden Tages. Jetzt verstand ich erst die Melodie. Das Mädchen spielte von den Rosen und vom blauen Frühlingshimmel. Das, was mir als Wehmut erschien, war in Wirklichkeit Unruhe. Das Mädchen gab in den Tönen der Flöte ihre Gedanken über die Zukunft wieder. Das war Unruhe und Besorgnis über die Blüten der Rose wie über das eigene Leben . . . Leise, um Nina nicht zu stören, verließ ich den Garten, setzte mich an den Brunnen und hörte lange dieser Musik zu.

Auch Kolja Kossarik fand Gefallen an der Rohrflöte. Ihm fiel es nicht leicht mit nur einer Hand. Er unterstützte die rechte Hand mit dem Knie und dem linken Armstumpf. Schnell lernte er mehrere Volkslieder spielen und begann nun, sich etwas „auszudenken“, zu phantasieren, in Tönen seine Gedanken, Gefühle und Erlebnisse auszudrücken. Im Frühling saßen wir einmal während eines Gewitters in unserem Traumwinkel; es hatte aufgehört zu donnern, die schwarzen Wolken waren über den Fluß abgezogen, über uns spannte sich ein Regenbogen. Alle schwiegen, alle bewunderten die Schönheit dieses Bildes. Plötzlich vernahmen wir eine leise Melodie – Kolja spielte. In dieser Melodie erklang das Murmeln des Baches. Der Junge hatte vergessen, daß wir ihm zuhörten, hatte sich ganz seiner Schöpfung hingegeben. Das Murmeln des Baches wurde abgelöst von unruhigem Grollen – jetzt kam die Gewitterwolke näher, in der Ferne donnerte es . . . Plötzlich erwachte der Junge aus seinen Träumen, erblickte die nachdenklichen Gesichter der Kameraden und wurde verlegen.

Wenn auch nicht jeder ein Musiker wird, so kann man das Gefühl für die Schönheit der Musik in jedem Menschen entwickeln. Ich beschloß, einen Zirkel für Flötenspiel einzurichten. Der Zirkel begann seine Arbeit im Frühling, in einem Gebüsch, in der Nähe unseres Traumwinkels. Alle wollten mitmachen, und fast alle wurden auch mit der einfachen Melodie des Kinderliedchens „Der Regen“ fertig. Wir waren weit entfernt von dem Gedanken, unsere Kunst Außenstehenden vorzuführen. Nein, das war ein Vergnügen für uns selbst. Unser höchstes Glück war, daß die Musik uns Freude und Befriedigung gab. Die Kinder wollten überall spielen: Im grünen Eichenhain, in der Steppe, auf dem Gipfel des Hügelgrabs. Von Zeit zu Zeit überkam die Kinder eine eigenartige „musikalische Stimmung“, sie fühlten das Bedürfnis sich hinzusetzen und zu spielen. Meistens geschah das an stillen Abenden, nach Sonnenuntergang, wenn die Erde noch eine Zeitlang vom Widerschein der hinter dem Horizont versunkenen Sonne erhellt war.

Kolja Archipow schnitzte in seine Rohrflöte ein Bild: Eine Weide neigte sich über einen Teich, ihre Zweige berührten das andere Ufer. Auch Kolja besaß ein feines musikalisches Gehör, in kurzer Zeit konnte er die meisten der bekannten Volkslieder spielen. Als wir einmal aus unserem Traumwinkel nach Hause zurückkehrten, sagte ich zu ihm:

„Erinnerst du dich, du hast doch die Riesen gezeichnet, die dem Mond den silbernen Kranz schmieden? Versuch doch mal, von diesen Riesen auf der Flöte zu erzählen, wie sie schmieden, wie die kalten Mondfunken auf die Erde sprühen . . .“

„Die sind doch nicht kalt, nein . . .“, sagte Kolja eifrig und überzeugt, „die sind heiß, und wie heiß . . .“

„Ja, ich habe mich geirrt, natürlich sind sie heiß. Zwischen Amboß und Hammer kann doch nichts Kaltes entstehen. Ich werde auch versuchen, von den Schmieden auf der Flöte zu erzählen, von den Sonnenschmieden . . .“

Am übernächsten Tag gingen wir frühmorgens, kaum war die Sonne aufgegangen, in den Schulgarten. Mit den einfachen Melodien unserer Flöten erzählten wir von den Wunderschmieden. Wir verstanden uns nicht nur untereinander, wir empfanden auch die Erlebnisse und Stimmungen, unter deren Einfluß unsere Melodien entstanden. Ich lauschte der Melodie, mit der Kolja die Riesen beschrieb. Der Junge gab nicht nur das feine Geklingel ihrer Hämmer wieder, sondern begeisterte sich auch an ihrer Kraft. Er war entzückt von der Schönheit des silbernen Funkenregens, der sich über Felder und Gärten ergießt. Er war betrübt und bekümmert, daß er mit seinem Blick nicht die ganze Erde umfassen konnte. Er wollte die Schönheit erblicken, die er verschwommen empfand, doch noch nicht wahrnehmen konnte. Ich hatte das Empfinden, daß ich den Pfad zum Herzen dieses Kindes entdeckt hatte.

Ich bin überzeugt, daß die Musik, genauso wie das Wort, die Seele erzieht, die Gefühle und die Leidenschaften vermenschlicht. In der Musik äußert sich, genau wie im Wort, das eigentlich Menschliche. Wenn wir die Aufnahmefähigkeit und Empfindsamkeit des Kindes für die Musik entwickeln, veredeln wir damit seine Gedanken und Bestrebungen. Die Aufgabe besteht nicht darin, jeden zum Musiker zu machen, sondern darin, daß die Musik in jedem Herzen die lebenspendende Quelle menschlicher Gefühle erschließt. Wie im lebendigen, treffenden Wort der Muttersprache, so öffnet sich dem Kinde auch in der Musik die Schönheit der Welt. Aber die Musik, diese Sprache der innersten Gefühle des Menschen, bringt dem Kind nicht nur die Schönheit der Welt nahe, sie vermittelt ihm auch die Schönheit des Menschen selbst, sie eröffnet ihm menschliche Größe, menschliche Würde. In den Augenblicken, da das Kind die Musik genießt, empfindet und erlebt es, daß es ein wirklicher Mensch ist, daß ihm der Weg des Schöpfertums, der

Weg, für die Menschen Gutes zu tun, offensteht. Und dieses Erlebnis menschlicher Würde ist besonders tief in der Kindheit.

### *Unsere Freuden und Sorgen im Winter*

Als wieder Schnee unsere Wanderpfade bedeckte, versammelten wir uns im warmen, gemütlichen Zimmer. Die Kinder hörten Märchen von Väterchen Frost und der schönen Prinzessin Winter; sie erdachten auch selbst Märchen. Landkinder fürchten Kälte nicht, und selbst bei stärkstem Frost blieb niemand aus unserer „Schule der Freude“ zu Hause.

Winter! Welche ausgezeichneten Erziehungsmöglichkeiten eröffnen sich in dieser Jahreszeit. Völlig falsch ist die Ansicht, daß nur der Sommer eine gesunde Jahreszeit für Kinder sei. Ich gewöhnte meine Kinder daran, sich bei Frostwetter draußen aufzuhalten, die klare Frostluft zu atmen. Leicht, aber warm angezogen, gingen die Kinder in die Kälte, in den Schnee hinaus, spielten, tollten umher, und zwar gewöhnlich so lange, bis sie in Schweiß gebadet waren. Ich gewöhnte die Kinder daran, in dünnen, wasserdichten Strümpfen durch den Schnee zu laufen; das war für sie sehr interessant und gleichzeitig für ihre Abhärtung notwendig. Wer wollte, den gewöhnte ich an Abreibungen mit Schnee. Ich wollte erreichen, daß das zur Gewohnheit wird.

Morgens gingen wir in das Gewächshaus der Schule, um die aufgehende Sonne zu begrüßen. Sie tauchte dann die bizarren Eisblumen an den Fenstern des Gewächshausvorraums in purpurrotes Licht, und wir standen lange vor diesen Eisblumen. Auf jeder dieser Scheiben zeichnete unsere Phantasie wundersame Welten: Wir sahen phantastische Tiere, geheimnisvolle Bergschluchten, Wolken und Blumen. Hier erfanden die Kinder manches Märchen. Wenn wir die Sonne begrüßt hatten, öffneten wir die Tür zum Gewächshaus und traten ein in die Welt der Blumen. Im Winter blühten in einem unserer Gewächshäuser Chrysanthemen, die Kinder des Herbstes. Jedes Kind hatte hier seine Blume, seinen Freund. Die Kleinen gingen zu ihren Freunden und sagten: „Guten Morgen, mein Freund!“, „Guten Morgen, liebe Blume!“, „Wie hast du geschlafen?“ Die Freunde einiger Kinder fühlten sich wohl, standen stolz da, die Köpfe mit den weißen, blauen und rosa Blüten der Sonne entgegengereckt. Ab und zu stand auch ein Freund mit geneigtem Kopf da, dann sah ich Besorgnis in den Augen der Kinder. Wir stellten die Berieselungsanlage an und besprühten die Blumen. In den kleinen Wassertropfen schillerte ein Regenbogen. Die Kinder betrachteten ihn mit Entzücken und träumten dabei vom Sommer. Hier entstand das Märchen von der Sonnenbrücke, dem goldenen Regenbogen.

Jedesmal, wenn es Schneetreiben gegeben hatte, wenn die Erde ein neues weißes Kleid trug, gingen wir in den Schulgarten und sahen uns die Schneewehen an. Eine erstaunliche Welt sind diese Schneewehen, ebenso geheimnisvoll und überraschend wie die Wolken. In den seltsam geformten Schneewehen erblickten die Kinder Märchenschlösser auf den Gipfeln unzugänglicher Berge, erstarrte Meereswogen, weiße Schwäne, den grauen Wolf und das schlaue Fuchslein. Einmal hatte die Natur, wie es schien, eigens für uns ein Märchenschiff geschaffen – mit Segeln und einer Kommandobrücke, mit einem Anker und mit Piraten, die Ausguck hielten. Mehrere Tage hintereinander gingen wir zu dem Schiff und bewunderten es, bis Wind und Sonne es zerstört hatten. Und abends kamen die Jungen und Mädchen noch einmal in unser Märchenzimmer (so nannten wir unser Zimmer in der Schule), um meine Erzählungen von Piraten und guten Menschen, von den Beschützern der Schwachen und der ungerecht Behandelten, vom Kampf des Guten mit dem Bösen, vom Sieg der Wahrheit über die Ungerechtigkeit anzuhören.

Bei sehr starkem Frost machten wir keine längeren Ausflüge. Wenn der Frost mäßig war, hielten sich die Kinder draußen auf. Als einmal während des Winters leichtes Tauwetter einsetzte, war das für uns ein richtiges Fest. Die Pioniere halfen uns, eine Schneestadt zu bauen. Aus Schneeplatten fügten wir eine Hütte zusammen, die einer Höhle ähnlich wurde. In diese Hütte siedelte unsere „Schule der Freude“ um. Wir stellten einen kleinen Ofen auf und heizten. Das war eine Freude für die Kleinen! Wie gut schmeckten die Kartoffeln, die in dem kleinen Ofen geröstet wurden! Auch hier waren Arbeit und Erholung von Märchen und Spiel begleitet. Wir spielten Polarforscher. Ich erzählte den Kindern ein Märchen vom großen Schweigen des Eismees, darin waren echte Heldentaten des Menschen mit Legenden verwoben. Mehrere Tage dauerte dieses interessante Spiel. Voller Kummer trennten sich die Kleinen von ihrer Schneehütte, als sie unter den Strahlen der Februarsonne schnell dahinschmolz.

Zweimal während des Winters fuhren wir in den Wald, einmal mit einem Lastwagen und einmal mit Pferdeschlitten. Ein leichter Frost rötete die Wangen, aber niemand klagte über die Kälte, niemand jammerte. Die zwei Tage, die wir im Winterwald verbrachten, haben sich für immer in das Gedächtnis und die Herzen der Kinder eingegraben. Wir lauschten der Musik des Winterwaldes, beobachteten das für die Kinder unerwartet vielfältige Leben der Vögel. In einer Waldschlucht entdeckten wir eine Quelle, die nicht zugefroren war. Wir wärmten uns am Feuer und kochten Kascha. Wir bewunderten die Schönheit des Abendrots; vor unseren Augen wechselte die Farbe der schneebedeckten Zweige – zuerst waren sie blaßrosa, dann orangefarben, später glutrot und zuletzt violettblau. Das Märchen von der Sonne wurde

hier durch neue Bilder bereichert, die die Kinder durch ihre Ungewöhnlichkeit und Schönheit in ihren Bann zogen. Hier verfaßten wir ein Gedicht, in dem das Gefühl für den Wohlklang des Wortes deutlich zum Ausdruck kam. Galja Michailenko, beeindruckt von der Schönheit einer schneebedeckten Tanne, sagte:

„Die Tanne schläft.“

Sina Golik setzte hinzu:

„Die Tanne schläft bis zum Sommer.“

„Die Tanne schläft bis zur Frühlingszeit“, sagte Serjoscha Suchenko, und er selbst, wir alle empfanden die Schönheit, das Melodische dieser Worte. Die Kinder wollten nun Worte finden, die ebenso schön und melodisch waren, die sich reimten, und sie fanden diese Worte:

„Sie träumt und träumt, bald ist's soweit.“

Begeisterung am Schönen strebt nach Ausdruck im Wort; die Schönheit fegt wie ein frischer Wind alles Leere beiseite, und das Kind findet mühelos treffende, ausdrucksvolle Worte.

„Die Tanne schläft bis zur Frühlingszeit;  
sie träumt und träumt, bald ist's soweit“.

sangen die Jungen und Mädchen voll Stolz über das selbstgedichtete Lied.

Welches Kind macht nicht gern bei einer Schneeballschlacht mit, baut nicht gern einen Schneemann, rodelt nicht gern? Bei mäßigem Frost und Windstille, besonders dann, wenn die Sonne hell schien, verbrachten wir ganze Tage an der frischen Luft. Am Rande des Dorfes richteten wir uns am Hang einer tiefen Schlucht eine Rodelbahn ein. Die Holz- und Metallschlitten genügten uns nicht, sie waren nicht schnell genug. Wir machten uns etwa zwanzig Eisschlitten. Wir nahmen Stroh, vermischten es mit Düng und übergossen alles mit Wasser, wobei wir diesem Gefährt die Form eines Vogelnestes gaben. Diese Schlitten waren völlig ungefährlich, glitten aber pfeilschnell über die Rodelbahn.

Dann erinnerte ich mich eines Spiels aus meiner Kindheit: Ich nahm das Rad eines Pferdewagens und steckte die Achse in ein Eisloch auf dem Teich; die Achse fror fest und das Rad wurde zum Eiskarussell. Wir banden Stangen über das Rad, drehten es, hielten uns an den Stangen fest und glitten so über die spiegelglatte Fläche des Teiches. Vom schnellen Drehen wurden die Kinder atemlos, sie ließen die Stangen los und sausten wie Hockeyscheiben über die Eisfläche. Mit diesen Spielen verbrachten wir viele Stunden. Auch die schwächlichsten Kinder, Galja Tomaschewskaja, Wolodja Beskronny, Galja Michailenko und Kolja Kossarik, bekamen frische Farbe und rote Wangen.

## *Unser erstes Fest der Lerche*

Auf diesen Tag hatten wir uns lange vorbereitet. Vor den Käfigen der „Erholungsheime“ für Vögel und Vierbeiner träumten wir davon, daß ein warmer Frühlingstag kommt und unsere kleinen Freunde in den blauen Himmel fliegen, in den Wald davonhüpfen. Und nun war das langersehnte Fest herangekommen. Einige Tage nachdem wir das Lied der Lerche gehört hatten, trugen wir die Käfige mit den Vögeln und den Vierbeinern auf eines der hohen Hügelgräber. Die Steppe ringsumher klang im vielstimmigen Chor der Vögel; über unseren Köpfen spannte eine Lerche ihren Silberfaden. Ich öffnete den Käfig, nahm die Goldamsel, den Specht, die Lerche und den Star, setzte die Vögel Kolja Archipow, Tolja Semirenko, Wolodja Megelja und Jura Scharko auf die ausgestreckten Hände. Die Vögel flogen davon – die Lerche in den blauen Himmel, Specht und Goldamsel in den Wald, der Star ins Dorf. Der Hase lief der Schlucht zu. Und nun sang unsere Lerche schon am Himmel; da ließ sie sich zur Erde niederfallen . . . Wir standen da, bezaubert von der Schönheit, und freuten uns, daß wir sie bewahrt hatten. In diesem Augenblick stellte ich mir die Zukunft vor: Jedes Jahr werden wir auf das Hügelgrab steigen, jedes Jahr werden wir feierlich das Fest der Lerche begehen.

Dieser Tag brachte uns jedes Jahr viel Freude. Das Fest der Lerche wurde gleichsam zum Wendepunkt zwischen Frühling und Sommer. Jedes Kind sah seine Ehre darin, einem Vogel das Leben zu retten; jedes richtete sich zu Hause eine Ecke dafür ein. Die Mütter begannen, uns an diesem Tag Lerchen zu schenken, die sie aus Kuchenteig gebacken hatten. Das Bild der Lerche, des Vogels, der das Lied der Silbersaite von der Erde zur Sonne trägt, die unvergleichliche Melodie, die auf den sonnenüberstrahlten Feldern erklingt – all das ging für immer in die Vorstellungswelt der Kinder ein.

## *Wie wir lesen und schreiben lernten*

Ich werde erzählen, wie die Kleinen lesen und schreiben lernten. All das, wovon die Rede sein wird, ist aber nicht als eine neue Methode des Lese- und Schreibunterrichts zu betrachten. Es war vielmehr eine Erziehungsarbeit, die den Unterricht unterstützen sollte. Ich bin weit entfernt von dem Gedanken, daß diese erzieherische Hilfsarbeit in irgendeinem Maße die in Jahrzehnten bewährten Methoden des Lese- und Schreibunterrichts ersetzen kann. Sie vollzog sich auf Feldern und Wiesen, im Schatten der Eichenhaine und im heißen Steppenwind, an hellen Sommertagen und im Dämmerlicht des Winters. Dabei sah ich, wie leicht sich das Kind die Buchstaben merkt und

mit ihnen Wörter zusammenstellt, wenn hinter dieser Beschäftigung irgendein Interesse steht, wenn sie mit dem Spiel verbunden ist.

Oft steht schon vom ersten Schultag an auf dem dornigen Weg des Lernens ein Götze vor dem Kind: die Zensur. Für das eine Kind ist es ein gutmütiger, nachsichtiger Götze, für das andere ist er grausam, mitleidlos, unerbittlich. Warum das so ist, warum er den einen begünstigt, den anderen tyrannisiert, verstehen die Kinder nicht. Ein siebenjähriges Kind ist doch noch nicht imstande, die Abhängigkeit der Zensuren von seiner Arbeit, von seinen Anstrengungen zu begreifen, das geht zunächst über seinen Verstand hinaus. Es bemüht sich, den Götzen zufriedenzustellen oder – im schlimmsten Falle – ihn zu betrügen. Allmählich gewöhnen sich viele Schüler daran, daß sie ohne jede Freude, sondern nur der Zensur wegen lernen. Das ist das Schlimmste, was man sich im Leben eines Kindes vorstellen kann: Das, was durch seine Neuheit und Schönheit anziehend war, wird lästig und dem Kind zuwider. Ich will die Zensur nicht aus dem Leben der Schule verbannen. Nein, ohne Zensur geht es nicht. Aber sie sollte dem Kinde dann gegeben werden, wenn es die Abhängigkeit der Qualität seiner geistigen Arbeit vom Maß der eigenen Denkanstrengungen schon versteht. Dann wird sie für ihn kein Götze sein.

Einige Jahre vor Beginn unserer „Schule der Freude“ war folgendes geschehen: Ich war mit kleinen Kindern, sechsjährigen Vorschulkindern, unterwegs. Wir hatten uns am Waldrand niedergesetzt, und ich erzählte von Schmetterlingen und Käfern. Ein großer Käfer mit Hörnern, der an den Grashalmen entlangkroch, lenkte unsere Aufmerksamkeit auf sich. Mehrmals versuchte er aufzufliegen, konnte sich aber nicht aus dem Gras erheben. Die Kleinen studierten das Insekt in allen Einzelheiten. Vor mir lag ein Zeichenblock, und ich zeichnete den Käfer. Eines der Kinder bat, die Zeichnung zu unterschreiben. Ich schrieb darunter in großen Druckbuchstaben: ЖУК (Käfer). Die neugierigen Kleinen wiederholten das Wort жуk mehrmals und sahen sich die Buchstaben an. Für sie waren die Buchstaben Zeichnungen, und sie begannen, diese Zeichnungen näher zu betrachten, sie auf der Erde, im Sand, nachzuzeichnen; ein Kind flocht sogar die Buchstaben aus Grashalmen.

Einige Monate später – die Kinder gingen jetzt schon zur Schule – besuchte ich eine Unterrichtsstunde bei ihnen. Die Lehrerin klagte darüber, daß es mit dem Lesen nicht so recht klappe. Und ausgerechnet geschah nun folgendes: In meiner Anwesenheit wurde der Buchstabe ж behandelt. Die Gesichter der Kinder strahlten, in der Klasse begann es zu summen. Die Kleinen wiederholten das Wort жуk, isolierten das ж. Die Hände sausten nach oben, und die Lehrerin stellte verwundert fest, daß alle Kinder das Wort жуk schon schreiben konnten. Wie lustig und vergnügt war diese

Stunde! Jeder Buchstabe erinnerte die Kinder an unser gemeinsames Erlebnis und das eigene Tun.

Nun, in der „Schule der Freude“, erinnerte ich mich an diese Stunde. Das Kind sollte in einer Welt der Schönheit, des Spiels, der Musik, der Phantasie, des Schöpfertums und auch des Märchens leben. Diese Welt muß das Kind auch dann noch umgeben, wenn wir beginnen, es lesen und schreiben zu lehren. Davon, wie sich das Kind beim Erklimmen dieser ersten Stufe des Kenntniserwerbs fühlt, was es erlebt, hängt sehr viel für seinen ganzen weiteren Weg zum Wissen ab. Es ist einfach schrecklich, daß schon diese Stufe für viele Kinder zu einer schweren Hürde wird. Schaut euch um in den Schulen, und ihr werdet sehen, daß gerade beim Lesen- und Schreibenlernen viele Kinder den Glauben an ihre Kräfte verlieren, daß für viele das Lernen zu einer Last wird, die ihre Kräfte übersteigt. Wir, meine lieben Kleinen, wollen diese Hürde so überwinden, daß dieser euer Schritt in die Welt des Wissens dem Aufflug eines stolzen Vogels gleicht und nicht dem müden Gang eines entkräfteten Wanderers, der erschöpft ist von der zu schweren Last auf seinem Rücken.

Schon in den ersten Wochen unserer „Schule der Freude“ unternahm ich mit den Kindern Wanderungen zu den Quellen des Wortes. Ich machte die Kinder auf die Schönheit der Welt aufmerksam und bemühte mich, ihnen den Klang der Worte und Laute nahezubringen. Für mich war es wichtig, daß das Kind sich in das Wort hineinhört wie in eine Melodie, die ihm gefällt, und das Interesse auch für jene Zeichnungen weckt, die die Laute der menschlichen Sprache wiedergeben – für die Buchstaben. Ich bin davon überzeugt, daß es ganz und gar falsch ist, den Lese- und Schreibunterricht zu beginnen, bevor das Kind die feinen Nuancen der Laute wahrgenommen hat. Der Lese- und Schreibunterricht verläuft leicht und reibungslos für das Kind, wenn er nicht einfach in einem Einprägen der Buchstaben besteht, sondern wenn das Kind in jedem gelesenen oder geschriebenen Wort ein Stück Leben wiedererkennt. Das, was sich das Kind unbedingt merken muß, sollte besonders interessant sein. Der Lese- und Schreibunterricht muß eng verbunden sein mit dem Zeichnen.

Auf unsere Wanderungen gingen wir mit Zeichenblock und Bleistift. Bei einer der ersten Wanderungen hatte ich mir das Ziel gesetzt, den Kindern die feinsten Nuancen des Wortes ЛЯГ (Wiese) zu erschließen. Wir setzten uns unter eine Weide, die sich über den Teich neigte, vor uns lag im Sonnenglanz eine grüne Wiese. „Seht nur, Kinder, wie schön das ist! Über den Grashalmen flattern Schmetterlinge, summen Bienen. In der Ferne die Rinderherde, wie klein erscheinen doch die Kühe von weitem, wie Spielzeug. Von allen Seiten ist die Wiese von Weidengebüsch eingerahmt. Da hinten steigt Rauch auf, da wird für die Traktoristen Mittag gekocht. Seht mal, wie viele

schöne Blumen jetzt im Frühherbst noch blühen. Und hört nur die Musik der Wiese. Hört ihr das feine Summen der Insekten und das Lied des Grashüpfers?“

Ich zeichnete auf einem Block die Wiese, darauf die Rinderherde, die Gänse, die wie weiße Flöckchen überall verstreut waren, den feinen Rauch, das weiße Wölkchen am Horizont. Die Kinder wollten ebenfalls die Wiese zeichnen. Ich schrieb unter meine Zeichnung ЛУГ. Einige Kinder kannten schon Buchstaben, die Mehrzahl jedoch nicht. Für sie waren die Buchstaben Zeichnungen.

Dann lasen wir das Wort. Jedes Kind wollte lesen, und jedes kam an die Reihe. Alle lernten, jeden Laut zu vernehmen, die Kombination der Laute zu erfassen. Die Form jedes Buchstabens prägte sich ein. Die Kinder verbanden mit jeder „Zeichnung“ den lebendigen Klang des Lautes, deshalb merkten sie sich die Buchstaben ohne besondere Ermahnungen. Nicht nur jeder Buchstabe prägte sich ein, auch das Wort selbst. Wenn die Kinder sich in den Klang eines Wortes hineinhören, isolieren sie jeden Laut dieses Wortes, begreifen, daß das Wort aus einzelnen Lauten besteht und daß jedem Laut ein Buchstabe entspricht. Bei dieser Einheit der visuellen und akustischen Wahrnehmung, die von reichen emotionalen Färbungen durchdrungen und vom eigenen Gestalten begleitet ist, prägen sich der Buchstabe und das kurze Wort gleichzeitig ein. Das ist keine Entdeckung einer neuen Methode des Lese- und Schreibunterrichts, es ist nur die praktische Verwirklichung dessen, was von der Wissenschaft längst bewiesen ist: Leichter prägt sich das ein, was anschaulich und interessant ist; die emotionale Färbung der aufzunehmenden Bilder spielt eine außerordentlich große Rolle beim Lernen.

Einige Tage später ging es wieder auf Wanderung zu den Quellen des Wortes. Wir kamen frühmorgens im Schulgarten zusammen, um den Sonnenaufgang zu erleben. Das Gras, die Blumen, die Blätter an den Bäumen, die Weintrauben, die gelben Birnen und die taubengrauen Pflaumen waren mit Tautropfen übersät. In jedem Tautropfen glühte ein Sonnenfunke. Die Sonne stieg höher, und die Funken schwebten in den Tröpfchen. „Seht nur, Kinder, wie die Tautropfen schillern. Die Funken verschwinden an einer Stelle und tauchen an einer anderen wieder auf. Als wenn die Sonne einige trinkt und andere wieder versprüht. Aber das scheint nur so. Der Funke erscheint im Tautropfen, wenn die Sonne den Tropfen anstrahlt. Da, seht mal, zu diesen Tautropfen sind die Sonnenstrahlen noch nicht gekommen. Sie warten noch auf die Sonne. Was wird nun aus dem Tau? Manche Tropfen verdunsten, die Sonne trinkt sie, die anderen – hier könnt ihr es sehen – rollen an den Grashalmen hinunter, und die Erde trinkt sie. Wenn es keinen Tau und keinen Regen gäbe, müßten Gräser und Blumen vertrocknen.“

Dann gingen wir zu den Blumenbeeten und schauten uns an, wie die Tau-

tropfen auf den Blüten der A stern, der Kapuzinerkresse und den Rosen funkelten. Ich zeichnete einen Grashalm und die Blüte einer Kapuzinerkresse, die Sonne und die Tautropfen mit den blitzenden Funken. Die Kinder zeichneten ebenfalls. Unter die kleinen Bildchen malten wir die Unterschrift: POCA (Tau). Die Buchstaben dieses Wortes erinnern an Tautropfen und an die Sonne. Wir lasen unsere Buchstabenzeichnungen. Jedes Kind hatte die Buchstaben auf seine Art gezeichnet, jedes gab in der Zeichnung seine eigenen Vorstellungen wieder. Ich forderte die Schüler auf, einen Grashalm mit Tautropfen in das große Album zu zeichnen. Die Kinder zeichneten und unterschrieben: POCA. Das sagt sich leicht dahin: Die Kinder zeichneten und unterschrieben. Für sie sind Zeichnung wie Unterschrift eine ganze Welt von Bildern, Lauten, Farben und Gefühlen. Jeder Buchstabe, in dem sich ein Laut des Wortes poca, seiner Melodie verkörpert, ist im Bewußtsein des Kindes erfüllt von lebendigem Herzschlag, vom Spiel der Sonnenstrahlen. Deshalb prägen sich auch das ganze Wort und jeder Buchstabe so leicht ein. Selbstverständlich bewunderten wir mehrere Tage lang immer wieder die Tautropfen, zeichneten und unterschrieben wir immer wieder. Jede neue Zeichnung und jede neue Unterschrift waren aber nicht die übliche Wiederholungsübung, sondern Schöpfung. Jedes Kind zeichnete mehrmals den Halm oder den Zweig, der ihm gefiel. Jedes Kind hörte dutzendmal den Klang des Wortes, isolierte seine einzelnen Laute und verband sie wieder miteinander, bezeichnete diese Laute mit Buchstaben.

Ich schrieb auf den Umschlag eines Albums: „Unsere Muttersprache“. „Dieses Album werden wir viele Jahre lang aufbewahren“, sagte ich zu den Kindern, „bis ihr aus der Schule kommt und erwachsene Menschen seid. Jeder von euch hat sein eigenes Album mit Zeichnungen und Wörtern, das hier ist unser gemeinsames.“

Tage und Wochen vergingen, wir machten immer neue Wanderungen zu den Quellen unseres Wissens. Besonders interessant waren die Wanderungen, die den Wörtern Dorf, Wald, Eiche, Weide, Garten, Rauch, Eis, Berg, Ähre, Himmel, Heu, Busch, Linde, Esche, Apfelbaum, Wolke, Hügelgrab, Eichel und Laub galten. Im Frühling widmeten wir unsere Wanderungen den Wörtern Blume, Flieder, Maiglöckchen, Akazie, Weinstock, Teich, Fluß, See, Waldrand, Nebel, Regen, Gewitter, Sonnenaufgang, Taube, Pappel und Kirsche. In das Album „Unsere Muttersprache“ zeichnete jedesmal der sein Bild, in dessen Bewußtsein das jeweilige Wort die klarsten Vorstellungen, Gefühle und Erinnerungen geweckt hatte. Niemand blieb gleichgültig gegenüber der Schönheit des Wortes. Schon im Frühjahr 1952, d. h. etwa acht Monate nach Beginn unserer „Schule der Freude“, kannten alle Kinder die Buchstaben, schrieben einfache Wörter und lasen sie.

Das Wichtigste bei der beschriebenen Methode besteht darin, daß der Leh-

rer den Reichtum des geistigen Lebens der Kinder nutzt, das Lernen mit dem Spiel, dem Märchen und der Musik verbindet und die schöpferischen Kräfte des Kindes weckt.

Ich halte es für außerordentlich wichtig, daß es den Kindern im Vorschulalter nicht zur Pflicht gemacht wird, die Buchstaben zu lernen und lesen zu üben. Jetzt dürfen sie noch spielend lernen, inspiriert vom Spiel der Einbildungskraft. Ich war erstaunt, wie sehr viele der Kinder wünschten, ihre Gefühle, ihr Verhältnis zur Umwelt nicht nur in Worten auszudrücken, sondern diese Worte auch zu schreiben.

Einmal überraschte uns im Wald ein Regen. Wir stellten uns in einem Waldhüterhäuschen unter. Der Himmel war mit graublauen Wolken überzogen, es donnerte, Blitze zuckten. Plötzlich fielen große Hagelkörner. Auch nach dem Regen lagen sie noch lange im grünen Gras. Es war ein schönes Bild: Die Sonne schaute hinter einer Wolke hervor, und die kleinen Hagelkörner schimmerten grün. Die Kinder jauchzten vor Vergnügen. Am nächsten Tag wollten die Kleinen das zeichnen, was sie gesehen hatten. Jura Scharko, Serjosa Suchenko, Schura Tschernenko und Galja Kowal wollten ihre Zeichnungen auch unterschreiben. Sie konnten schon gut lesen, und an diesem Tag sah ich nun ihre ersten kleinen Aufsätze. Hier sind sie:

„Die Wolke hat Hagel ins Gras gestreut“, „Weiße Hagelkörner im grünen Gras“, „Die Sonne schmilzt die weißen Hagelkörner“, „Der Donner hat weiße Hagelkörner ausgeschüttet“.

In dieser Nacht konnte ich lange nicht einschlafen. Die Phantasie trug mich in die Zukunft, ich sann über neue Wanderungen in die Welt des lebendigen Wortes nach. Ich war überzeugt, daß die Sprache der Kinder um so reicher, klarer und ausdrucksvoller wird, je näher sie dem Ursprung des Denkens und der Sprache, der Umwelt, sind. Sicher würden jetzt bald alle kleine Aufsätzchen verfassen.

In einer Ecke unseres Schulgeländes war Mohn gesät, und ich führte die Kinder gerade zu der Zeit hierher, als der Mohn in Hunderten von feurigen Blüten prangte. Lange bewunderten wir die Schönheit der Mohnblüten, lauschten dem Summen der Bienen. Am nächsten Tag gingen wir mit Zeichenblöcken und Buntstiften in diesen Winkel. Die Kinder zeichneten den bunten Teppich, und ich erzählte ihnen ein Märchen vom Mohnkörnchen, dem der Regenbogen die Schönheit von sieben Blumen geschenkt hatte. Hier nun wollten viele Kinder ihre Begeisterung in Worten ausdrücken und diese Worte unter ihre Bilder schreiben. Sie schrieben treffende, ausdrucksvolle Aufsätze (ja, diese Sätzchen nenne ich Aufsätze!). Sie haben sich mir für immer eingepägt:

„Der Mohnteppich blüht“ (Tanja Kolomitschenko), „Der Mohnteppich bedeckt die Erde“ (Nina Garmasch), „Der Mohn blüht, die Sonne lächelt“

(Sina Golik), „Die Bienen summen über dem Mohnteppich“ (Galja Kowal), „Die Sonne hat blaue und rote Blumen auf die Erde gestreut“ (Larissa Galagan), „Eine Hummel auf blauen Blüten“ (Serjoscha Suchenko), „Blumen schwanken auf dünnen Stengeln“ (Schura Tschernenko), „Das Sonnenlicht spielt in den Mohnblüten“ (Kolja Archipow), „Rote Blüten sind vom Himmel gefallen, ein Teppich ist auf der Erde erblüht“ (Galja Michailenko). Diese Aufsätze mit den dazugehörigen Zeichnungen übertrugen die Kinder von ihren Zeichenblöcken in das Album „Unsere Muttersprache“.

Weitere Wanderungen machten wir zu blühenden Sonnenblumen und zum blühenden Buchweizenfeld. Je mehr die Schönheit der Umwelt die Kinder beeindruckte, desto stärker war ihr Wunsch zu zeichnen und zu schreiben, desto besser und dauerhafter prägten sich die Buchstaben ein, obwohl dieses Ziel niemals in den Vordergrund trat. Ich überzeugte mich immer mehr davon, daß die bildhafte Vorstellung von der Welt, die konkrete Darstellung der eigenen Gefühle in Bildern, der Wunsch, die Schönheit in Worten auszudrücken, das kindliche Denken bestimmen. Um das Kind zu einem klugen, aufgeweckten und schöpferischen Menschen zu erziehen, muß man ihm in früher Kindheit ermöglichen, die Schönheit der Welt zu sehen, zu erleben und zu gestalten.

Eine Wanderung zu den Quellen des lebendigen Wortes war es auch, als wir an einem heißen Julitag die Kolchosimkerei besuchten. Der alte Imker bewirtete uns mit Bienenhonig und frischem Brot, dazu tranken wir Quellwasser. Wir setzten uns unter einen Apfelbaum, bewunderten die Schönheit des blühenden Buchweizens und lauschten dem Bienengesumm. Die Bienen, die von ihrem Flug in die Steppe zurückgekehrt waren und ihre Tracht abgeladen hatten, tanzten über dem kleinen Bach mit kaltem Quellwasser und summten leise. „Sie erzählen sich von Blumen und Sträuchern, von Buchweizen- und Sonnenblumenfeldern, von den leuchtend roten Mohnblüten und den violetten Blüten des Klees“, sagten die Kinder, und diese Worte weckten einen ganzen Strom von Gedanken, Vorstellungen und Märchen. Wovon die Bienen summen, darüber erzählten die Kinder mir und dem alten Imker. Ihre Erzählungen waren überreich an eindrucksvollen Bildern. Eine Biene erzählt von den blühenden Linden, vom Waldesdunkel, von einer geheimnisvollen Lichtung, auf der den ganzen Sommer Blumen blühen. Eine andere erzählt vom Melonenfeld des Kolchos: „Was für duftende, saftige Melonenblüten gibt es da, fliegt mit mir, Bienen!“ Die dritte Biene kennt den Weg zu den blühenden Sonnenblumen.

Je mehr Fortschritte die Kinder im Lesen und Schreiben machten, um so mehr spielte das Buch in unserem Leben eine Rolle. Wir richteten eine kleine Bibliothek aus Bilderbüchern ein. Leider konnten wir in den Buchläden nicht immer etwas Passendes finden, so daß ich die Bilderbücher zum Teil selbst

zeichnen und schreiben mußte. Als erstes zeichnete ich das ukrainische Volksmärchen von Väterchen Frost, der bösen Stiefmutter, der guten Stieftochter und der faulen Tochter. Das Büchlein wurde recht umfangreich – über 30 Seiten, auf jeder Seite ein Bild und einige Sätze, manchmal nur einige Worte. Jeder, der schon lesen konnte, wollte es laut vorlesen. Bereits im Frühjahr 1952 konnte die Mehrzahl der Kinder fließend lesen. Besonders gut lasen Wanja Kobsar, Kolja Archipow, Galja Kowal, Larissa Galagan, Serjoscha Suchenko und Lida Tschernjawschaja. Da saßen wir in der warmen Frühlingssonne, ein Kind öffnete das Bilderbuch und las. Durch seine Betonung versuchte es, die Gefühle und Wünsche des gutmütigen Väterchens Frost, der bösen Stiefmutter, der arbeitsamen und bescheidenen Stieftochter, der faulen und herzlosen Tochter wiederzugeben. Die Kinder hörten das Märchen dutzendmal und trotzdem jedesmal mit großem Interesse.

Danach begann ich, gemeinsam mit den Kindern neue Bilderbücher zu verfassen. Die Bilder zeichneten Jura Scharko, Serjoscha Suchenko, Galja Michailenko, Lida Tschernjawschaja, Ljuba Scheremet und Larissa Galagan. Alle drängten danach, selbst zeichnen zu dürfen. Die Schwierigkeiten beim Lesen- und Schreibenlernen wurden bei dieser Art des Vorgehens hauptsächlich durch das Interesse am Zeichnen überwunden.

Im Sommer 1952 begannen wir, gedruckte Kinderbücher zu lesen. Es waren Volksmärchen in der Bearbeitung Leo Tolstois und kurze Erzählungen aus der „Muttersprache“ Uschinskis. Wir lasen auch Verse von Uschinski, Puschkin, Lermontow, Nekrassow, Schewtschenko, Lesja Ukrainka und Iwan Franko. Ich werde niemals vergessen, wie die Kleinen das Gedicht aus Uschinskis „Muttersprache“ „Kinder, auf in die Schule!“ lasen, es sofort behielten und aufsagten, was ihnen großes Vergnügen bereitete.

### *Du lebst unter Menschen, mein Kind*

In einem stillen Winkel des Schulgeländes hatten Pioniere mehrere Monate vor Beginn unserer „Schule der Freude“ Chrysanthenen gepflanzt. Im Herbst trugen sie weiße, blaue und rosa Blüten, die sich wunderbar von dem grünen Gras abhoben. Hierher führte ich meine Kleinen. Die Kinder äußerten sich begeistert über die Schönheit der Blumen. Ich aber wußte, daß die kindliche Begeisterung am Schönen oft egoistisch ist. Wenn das Kind eine schöne Blume sieht, ist es imstande, sie abzupflücken und nichts Unrechtes darin zu sehen: „Die Blume gefällt mir, also pflücke ich sie ab.“ So war es auch diesmal. Schon sah ich zwei, drei Blumen in den Händen der Kinder. Ich schaute schweigend zu. Als kaum noch die Hälfte der Blumen auf dem Rasen übriggeblieben war, rief Galja Michailenko aus:

„Darf man denn die Chrysanthemen abpflücken?“

In ihren Worten war keine Entrüstung; sie fragte einfach. Ohne zu antworten, setzte ich mich ins Gras. Dieser Tag soll ihnen eine Lehre werden, dachte ich mir. Die Kinder pflückten noch ein paar Blumen, und das bezaubernde Fleckchen Erde hatte seine Schönheit eingeüßt, das Blumenbeet war wie zerrupft. Die Begeisterung am Schönen, die in den kindlichen Herzen aufgelodert war, versiegte. Die Kleinen standen mit ihren Blumen da und wußten nicht, was sie damit anfangen sollten.

„Nun, Kinder, ist es jetzt schön hier oder nicht?“ fragte ich. „Sind diese Stengel, von denen ihr die Blüten abgerissen habt, schön?“ Die Kinder schwiegen, dann sagten gleich mehrere:

„Nein, sie sind nicht schön . . .“

„Und wohin werden wir jetzt gehen, um Blumen zu bewundern?“ fragte ich. Die Kinder schwiegen verlegen, schauten bald auf die Blumen in ihren Händen, bald auf das Beet.

„Diese Blumen haben die Pioniere gepflanzt. Wenn sie jetzt hierher kommen, um sich an der Schönheit zu erfreuen, was werden sie dann sehen? Vergeßt nicht, Kinder, daß ihr unter Menschen lebt! Jeder will sich doch an der Schönheit erfreuen! Wir haben viele Blumen in der Schule, was aber wird, wenn jeder auch nur eine Blume abpflückt? Nichts bleibt dann übrig, woran sich die Menschen erfreuen können. Man muß das Schöne nicht vernichten, es nicht des eigenen Vergnügens wegen zerstören, man muß es schaffen. Nun kommt der Herbst, kommen die kalten Tage. Wir werden diese Chrysanthemen in ein Gewächshaus bringen. Da, das kleine Gewächshaus, das ist für unsere Chrysanthemen. Dort werden wir uns wieder an ihrer Schönheit erfreuen. Um eine Blume pflücken zu können, muß man zehn pflanzen.“

Einige Tage danach gingen wir zu einem anderen Beet, auf dem noch mehr Chrysanthemen wuchsen. Nun pflückten die Kinder keine Blumen mehr ab. Das kindliche Herz ist sehr empfänglich für den Appell, Schönes für die Menschen werden aus denen, die in der Kindheit nur sich selbst und nicht dem Appell die Arbeit folgt. Wenn ein Kind fühlt, daß es unter Menschen lebt, daß es ihnen mit seinen Taten Freude bringt, festigen sich in seinem Herzen schon in jungen Jahren jene Kräfte, die seine Wünsche mit den Interessen der Menschen in Einklang bringen. Und das ist außerordentlich wichtig für die Erziehung zum Gemeinschaftsleben, zur Güte und zur Humanität. Wer in seinen Wünschen keine Grenzen kennt, wird niemals ein guter Bürger. Egoisten, gegenüber den Sorgen und Nöten ihrer Mitbürger gleichgültige Menschen werden aus denen, die in der Kindheit nur sich selbst und nicht die anderen Menschen sehen, nur ihre eigenen Wünsche kennen und nicht die des Kollektivs. Herr seiner Wünsche sein – in dieser scheinbar einfachen,

in der Tat jedoch nicht leicht zu verwirklichenden edlen menschlichen Haltung liegt die wichtigste Quelle der Humanität, des Mitgefühls, der Herzlichkeit, jener inneren Selbstdisziplin, ohne die es kein Gewissen, keinen wahren Menschen gibt.

Auch hier muß wieder die außerordentliche Bedeutung der Kindheit für die Erziehung zur Humanität unterstrichen werden. Die moralischen Überzeugungen und Gewohnheiten sind eng verbunden mit den Gefühlen. Die Gefühle aber sind, bildlich gesprochen, der Boden, aus dem Taten von hoher Moral erwachsen. Wo keine Empfindsamkeit, keine Feinfühligkeit gegenüber der Umwelt herrscht, wachsen seelen- und herzlose Menschen heran. Empfindsamkeit und Feinfühligkeit der Seele bilden sich bereits in der Kindheit heraus. Was in der Kindheit versäumt wurde, ist kaum nachzuholen.

Das Kind in die komplizierte Welt der menschlichen Beziehungen einzuführen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung. Das Kind kann nicht ohne Freude leben, und unsere Gesellschaft tut alles für ein glückliches Leben der Kinder. Das muß auch so sein. Doch darf das Kind bei all seinen Freuden nicht sorglos sein. Bevor das Kind die ganze Tragweite dessen erkennt, daß es ein künftiger Bürger der sozialistischen Gesellschaft ist und daß ihm dies große Verpflichtungen auferlegt, muß es lernen, Gutes mit Gutem zu vergelten, mit eigenen Händen, mit seinen kindlichen Kräften den Menschen Glück und Freude zu bereiten.

Ohne auch nur einen Augenblick zu vergessen, daß ich Kinder vor mir hatte, sah ich stets in dem kleinen Menschen den künftigen erwachsenen Bürger. Mir erschien das besonders dann wichtig, wenn von einer Arbeit zum Wohle anderer Menschen die Rede war. Außerordentlich schädlich ist der Gedanke (und man findet ihn noch oft), daß die Kinder mit ihrer Arbeit den Erwachsenen, der Gesellschaft einen großen Gefallen tun und deshalb Lob, wenn nicht gar Belohnungen verdienen.

Im Herbst gruben wir die Chrysanthemen aus und brachten sie in das Gewächshaus. Für Landkinder ist das eine Arbeit, die ihre Kräfte nicht übersteigt, aber auch nicht gerade ein Vergnügen. Jeden Tag gossen die Kinder die umgesetzten Pflanzen und warteten mit Ungeduld auf die ersten Blüten. Allmählich wurde es im Gewächshaus wunderschön. „Und jetzt wollen wir uns mal Gäste einladen“, riet ich den Kindern. „Wen laden wir denn ein?“ Viele hatten noch jüngere Geschwister und brachten diese in das Gewächshaus mit. Die kleinen Jungen und Mädchen streckten ihre Hände nach den Chrysanthemen aus, doch meine Schützlinge erlaubten nicht, daß eine Blume abgepflückt wurde.

„Wenn es uns gelingt, noch mehr Blumen zu ziehen, dann können wir jeder Mutter zum Frauentag eine Chrysantheme schenken“, sagte ich zu den Kindern, und dieses Ziel spornte sie an. Wir setzten die Büsche auseinander,

pflanzten neue Triebe ein, und Anfang März hatten wir genug Blumen für den Feiertag. Wir luden die Mütter ein. Jedes Kind pflückte eine Blume und schenkte sie seiner Mutter. Wer eine ältere Schwester hatte, schenkte auch dieser eine Blume. Eine große Freude für mich an diesem Tag war, daß auch die Stiefmutter Galja Kowals erschien und das Mädchen ihr eine Blume schenkte. Oft hatte ich mit Galja über ihr Verhältnis zur Stiefmutter gesprochen, hatte sie zu überzeugen versucht, daß die Stiefmutter ein guter und wertvoller Mensch ist, und meine Worte hatten das Herz des Kindes erreicht. Ich freute mich, daß auch die Mütter Kolja Archipows und Tolja Semirenkos, die Großmutter Schura Cholodis und die Stiefmutter Kolja Kossarikis zum Fest erschienen waren.

Im Frühling gingen wir einmal auf das Feld und entdeckten an einem schmalen Feldweg eine kleine Bank mit einem Regendach darüber. Ich erzählte den Kindern, daß hier im Sommer, während der Arbeit, die Menschen Zuflucht suchen, die der Regen weit weg von zu Hause und vom Erntelager überrascht. „Schön wäre es, hier einen Fliederbusch anzupflanzen“, sagte ich, „und daneben einen Rosenstrauch. Beim Ausruhen könnten sich dann die Menschen an ihrer Schönheit erfreuen. Sie würden euch dankbar sein. Sie würden denken: ‚Wie schön, daß man an uns gedacht hat!‘ Pflanzen wir den Flieder und die Rosen, Kinder?“ Dieser Vorschlag begeisterte die Kinder. Ich wiederhole noch einmal: Das kindliche Herz reagiert sehr leicht auf den Appell, Gutes für die Menschen zu tun. Wenn ihr im Menschen gute Gefühle erziehen wollt, so erzieht sein Herz in früher Kindheit. Noch am selben Tag gingen wir zur Schule, gruben zwei Sträucher aus, einen Flieder- und einen Rosenstrauch, trugen sie auf das Feld und pflanzten sie neben der Bank ein. Am meisten mußte natürlich ich dabei arbeiten, doch den Kindern erschien es so, als sei es ihre Arbeit gewesen, und so sollte es auch sein. Ein paar Fliederdolden und die wenigen Rosenknospen, die sich im Frühjahr öffneten, machten die Kinder glücklich. Sie sahen, wie die Kolchosbauern neben dem Fliederbusch und dem Rosenstrauch ausruhten. In die Augen der Bauern trat ein Lächeln, wenn ihr Blick auf die Blumen fiel, und dieses Lächeln war für meine Zöglinge eine große Freude. Ich hatte erreicht, daß die Freude, anderen Menschen Gutes zu tun, im Herzen der Kinder Einzug hielt.

Vieles kann man einem kleinen Kind noch nicht erklären, große Worte über Schönheit und Edelmut erreichen durchaus nicht immer sein Bewußtsein. Doch bereits das kleinste Kind ist imstande, mit seinem Herzen die Schönheit der Menschlichkeit zu empfinden. Schon seit den ersten Tagen unserer „Schule der Freude“ bemühte ich mich darum, daß jeder meiner Schützlinge die Freude, die Sorgen und das Mißgeschick des anderen Menschen mitempfinden lernt und auf alles Menschliche mit guten Taten reagiert. Im Herbst und im Frühling besuchten wir oft den Kolchosimker, Großvater Andrei. Der

alte Mann hatte keine Angehörigen. Die Einsamkeit war sein großer Kummer. Und die Kinder fühlten, daß sich Großvater Andrei über jeden unserer Besuche freute. Bevor wir zur Bienenfarm gingen, riet ich den Kindern: „Nehmt doch Großvater Andrei Äpfel, Pflaumen und Weintrauben mit, pflückt ihm einen Strauß Feldblumen; er wird sich sicher darüber freuen!“ Allmählich begannen die Kinder selbst zu überlegen, welche Freude man ihm bereiten könne. Einmal kochten wir im Wald Kascha. Welch ein Erlebnis ist es für die Kinder, wenn es so herrlich nach Kascha zu duften beginnt . . . Und gerade in diesem Augenblick der Freude sagte Walja Kobzar nachdenklich: „Großvater Andrei ist jetzt allein, und niemand kocht für ihn Kascha.“ Da verstumten die fröhlichen Vorbereitungen auf das Mittagessen. Die Kinder waren nachdenklich geworden. Vielleicht denkt jetzt manch einer: ‚Sind denn siebenjährige Kinder einer solchen Anteilnahme fähig?‘ Ja, liebe Kollegen Pädagogen, wenn ihr die Feinfühligkeit des Kindes in eben diesem Alter schärft, wenn ihr seinem Herzen die große Wahrheit nahebringt: *Du lebst unter Menschen, mein Kind* – dann wird das Kind seine Freuden mit anderen Menschen teilen wollen, dann wird es der Gedanke quälen: ‚Ich freue mich, bin fröhlich, und mein Freund ist einsam, ohne Freuden.‘

Meine Kinder wollten ihre Freude mit Großvater Andrei teilen: „Bringen wir ihm doch Kascha mit Speck . . .“, sagte Kolja Kossarik. Seine Worte wurden mit stürmischer Begeisterung aufgenommen. Die Kleinen taten so viel Kascha in einen Topf, wie selbst der Hungrigste nicht hätte aufessen können. In der Imkerei aßen wir noch einmal zu Mittag, zusammen mit Großvater Andrei.

Das Kind muß fühlen, was im Herzen anderer Menschen vorgeht – so kann man die Erziehungsaufgabe, die ich mir gestellt hatte, formulieren. Diese Aufgabe halte ich für außerordentlich wichtig, ohne Erfolge auf diesem Gebiet kann es keine Erfolge in der Erziehung geben. Wenn dem Kind gleichgültig ist, was sein Kamerad, sein Freund, seine Mutter, sein Vater, jeder Mitbürger, mit dem es in Berührung kommt, auf dem Herzen hat, wenn ein Kind nicht an den Augen des anderen zu sehen vermag, was ihm auf der Seele liegt, wird es niemals ein wahrer Mensch.

Das Herz des Kindes fühlt die feinsten Regungen im Herzen des anderen Menschen dann, wenn es einen Teil seiner Seele dem anderen Menschen gibt, sich um ihn sorgt, etwas für das Glück, die Freude, den Seelenfrieden des anderen tut. Wie wichtig ist es doch, daß das Kind einen Freund hat, um den es sich sorgen kann, dessen Schicksal ihm am Herzen liegt, sein Herz bewegt, es veranlaßt, Zärtlichkeit und Wärme abzugeben. Ein solcher Freund wurde für meine Zöglinge der alte Imker, Großvater Andrei. Dabei konnte ich mich von folgendem überzeugen: Je mehr sich ein Kind um einen anderen Men-

schen sorgt, je näher dessen tägliches Leben seinem Herzen steht, desto feinfühlicher wird es gegenüber seinen Kameraden, gegenüber seinen Eltern. Ich erzählte meinen Kleinen vom schweren Leben des Großvaters Andrei: Seine zwei Söhne waren an der Front gefallen, seine Frau vor Kummer gestorben. „Wollen wir doch öfter zu Großvater Andrei gehen, Kinder! Jedesmal wollen wir ihm irgendeine Freude machen. Und wenn wir ihn besuchen, soll sich jeder überlegen, was dem alten Mann Freude machen könnte.“ Wir schenkten ihm ein Album, in das jeder von uns ein Bildchen gemalt hatte. Am Flußufer hatten wir viele funkelnde Steinchen gesammelt, das war unser Schatz. Auch ihn schenkten wir Großvater Andrei. Der alte Mann wiederum schnitzte aus Holz eine Schatulle, legte unsere Schätze hinein und schenkte sie uns. Unsere Jungen flochten einen Strohhut und schenkten ihn Großvater Andrei. Er schnitzte uns aus Holz Tierfiguren – einen Hasen, einen Fuchs und ein Schaf.

Je mehr Anteilnahme die Kinder ihrem Freund entgegenbrachten, desto mehr Kummer und Sorgen nahmen sie untereinander wahr. Sie bemerkten nun, daß Nina und Schura Garmasch manchmal traurig zur Schule kamen, daß in ihren Augen Nachdenklichkeit und Kummer lagen. Sie fragten die Mädchen nach dem Befinden der Mutter. Ihr ging es schlecht, deshalb waren die beiden traurig. Das Gefühl der Anteilnahme an anderen festigt sich, wenn das Kind irgend etwas tut, um den Kummer und die Sorgen des Kameraden zu erleichtern. Wir gingen mehrmals zu Nina und Schura nach Hause, halfen bei der Kartoffelernte im Garten, jäteten Unkraut und pflanzten zwei Weinreben. Jedesmal, wenn wir zusammen in den Wald gehen wollten, wenn alle in freudiger Erregung waren, beunruhigte die Kinder die Frage: Werden Nina und Schura denn mitkommen können? Es kam nämlich vor, daß sie tagelang zu Hause bleiben, dem Vater und der älteren Schwester helfen mußten. Wir gingen dann am Tag vor unserem Ausflug zu Nina und Schura nach Hause und halfen, wo wir konnten.

### *Unser Kollektiv ist wie eine harmonische Familie*

Von Anfang an bemühte ich mich, in unser Kollektiv den Geist der familiären Herzlichkeit, Vertraulichkeit und Anteilnahme, des gegenseitigen Vertrauens und der gegenseitigen Hilfe zu tragen. Im September hatten drei Kinder Geburtstag: Witja Beswerchi, Walja Sokolowa und Kolja Archipow. Wir feierten ihren Geburtstag gemeinsam. In der Schulküche wurden Pirogen gebacken; wir schenkten den Geburtstagskindern Zeichnungen und Bücher. Mit Verwunderung erfuhr ich, daß in der Familie Kolja Archipows niemals ein Geburtstag gefeiert wird, weder der der Kinder, noch der der

Eltern. Kolja hatte überhaupt keine Vorstellung davon, was das bedeutet, Geburtstag. Dieser Geburtstag war das erste Fest in seinem Leben. Die Aufmerksamkeit der Kameraden berührte ihn tief. In der Kindheit braucht jeder Mensch Güte, Anteilnahme und Zärtlichkeit. Wenn all das fehlt, wenn der Mensch in der Familie in einer Atmosphäre der Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit heranwächst, wird das junge Herz teilnahmslos und gefühllos gegenüber Güte und Schönheit. Die Schule muß dem Kind all das geben, was ihm in der Familie aus irgendwelchen Gründen versagt bleibt.

Unser kleines Kollektiv hatte bald seine eigenen Schätze, Geheimnisse, Sorgen und Kümernisse. In einem kleinen Schrank waren unsere Spielsachen, die Bleistifte und die Hefte aufbewahrt. Im Traumwinkel legten wir einen Lebensmittelvorrat an, der aus Kartoffeln, Grütze, Öl und Zwiebeln bestand. All das brauchten wir für die Abende, an denen der Herbstregen auf das Dach trommelte und es sich am Feuer, auf dem die Kascha brodelte, besonders gut träumte. Alle Mitglieder unserer Familie waren kleine Kinder, doch unter ihnen waren einige besonders kleine – Wolodja Stscherba, Nina Petrenko und Walja Sokolowa. Auf Wanderungen und im Wald hielten alle es für ihre Pflicht, diesen Krümeln zu helfen.

Wenn jemand aus unbekanntem Gründen zu Hause blieb, gingen die Kameraden abends zu ihm und erkundigten sich, ob er etwa krank geworden sei. Das wurde zu einer guten Tradition. Wäre niemand gekommen und hätte sich nach seiner Gesundheit erkundigt, das Kind, das zu Hause geblieben war, wäre traurig gewesen und hätte sich zurückgesetzt gefühlt.

### *Wir leben im „Garten der Gesundheit“*

Es waren noch etwa vier Wochen bis zur offiziellen Einschulung meiner Zöglinge verblieben. Der wunderbare Sommermonat August stand vor der Tür. An den heißen Julitagen kamen die Kinder entweder frühmorgens oder am Spätnachmittag zur Schule. Für manche Kinder war es zu weit, zum Mittagessen nach Hause zu gehen, und so nahmen bisweilen sechs oder sieben von ihnen an der Schulspeisung teil. Mir kam der Gedanke, einen Monat lang mit den Kleinen im Freien zu verbringen, im Garten, in der Nähe des Teichs. Es war nicht schwer, diese Idee zu verwirklichen. Wir suchten uns ein schönes Plätzchen am Teich, und Pioniere halfen uns, inmitten von Bäumen und Sträuchern ein paar Hütten aufzubauen, ähnlich denen, die den Kolchosfeldhütern, die die Melonenfelder bewachten, im Sommer als Unterkunft dienten. Die Hütten wurden mit Stroh ausgelegt, und es wurden kleine Tische zum Zeichnen gebaut. Direkt hinter unseren Hütten begann der große Kolchosgarten, den uns der Gärtner als Haupterholungsplatz zu benutzen er-

laubte. Neben den Hütten wurde eine Küche eingerichtet, für die der Kolchos die Lebensmittel lieferte und auch einen Koch stellte. Der Vater von Galja Tomaschewskaja hatte eine kleine Badeanstalt angelegt, direkt daneben lag ein Motorboot, bei dessen Anblick die Kinderaugen strahlten.

So begann das Leben unseres Kollektivs im „Garten der Gesundheit“, wie unser Lager allgemein genannt wurde. Den ganzen Monat waren die Kinder an der frischen Luft, sie erwachten bei Sonnenaufgang, machten Frühspport, badeten im Teich, frühstückten und zogen dann los zu Wanderungen durch Felder, Wiesen und Wälder oder gingen in den Garten. In diesem Monat machten wir die schönsten Reisen an die Quellen des lebendigen Wortes. Wir betrachteten den Sonnenaufgang von einem alten Hügelgrab aus, sahen, wie sich die Schwalben vor ihrem Abflug in wärmere Länder sammelten, beobachteten erstmalig, wie die Sonne und der leichte Morgenwind den weißen Nebelschleier, der über dem Fluß lag, auseinanderrissen und vertrieben. Auf dem Feld, der Wiese oder im Wald nahmen wir etwa eineinhalb bis zwei Stunden nach dem ersten Frühstück, einer warmen Mahlzeit, das zweite ein; wir aßen Äpfel, Birnen und Pflaumen, gekochte neue Kartoffeln mit Gurken, Melonen, geröstete Maiskolben und Tomaten. Der August ist der Monat des Obstes und des Gemüses; während dieser Zeit aß jedes Kind bis zu 2 kg Äpfel und Birnen am Tag. Täglich brachte uns Großvater Andrei Honig. Morgens und abends gab es frische Milch. Mit großem Appetit wurden Tomaten, Gurken und Mohrrüben verzehrt. Der Koch bereitete oft einen schmackhaften Borstsch aus frischem Gemüse.

Braungebrannt, barfuß, nur mit Turnhose und Turnhemd bekleidet, machten die Kinder täglich Wanderungen, mehrmals fuhren wir auch mit dem Motorboot.

Langsam kam der Herbst heran, der Beginn des ersten Schuljahres. Das Leben in unserer „Schule der Freude“ näherte sich seinem Ende. Bald werden meine Schützlinge Schüler sein – ein Gedanke, der mich erfreute, aber gleichzeitig auch beunruhigte. Ich freute mich darüber, daß ich meine Kleinen noch lange Jahre auf dem Wege des Lebens, der Arbeit und der Erkenntnis führen durfte, daß sie in dem vergangenen Jahr kräftiger und im Verlauf des Sommers so schön braun geworden waren.

Als die Tage im „Garten der Gesundheit“ zu Ende waren, zog ich in Gedanken einen Vergleich zwischen dem allgemeinen Gesundheitszustand von Wolodja Beskowny, Galja Michailenko, Galja Tomaschewskaja, Tolja Semirenko, Walja Kobsar und Kolja Kossarik vor einem Jahr und heute. Damals waren sie bleich, kränklich, hatten Schatten unter den Augen und kaum Muskeln am Körper. Jetzt aber waren sie rosig und braungebrannt, Kinder, von denen die Bauern sagten: „Sie sehen aus wie Milch und Blut.“ Jetzt brauchten wir uns um ihre Gesundheit keine Sorgen mehr zu machen, natür-

lich unter der Voraussetzung, daß die Abhärtung wie bisher weiterging. Das Lernen wird bei ihnen keine körperlichen Beschwerden hervorrufen, sondern es wird zu einer erregenden, freudigen Sache für sie werden, durch die ihre geistigen und körperlichen Kräfte wachsen. Weiter freute ich mich darüber, daß meine Kinder gleichsam spielend die erste Stufe des Kenntniserwerbs erklommen und lesen und schreiben gelernt hatten.

Das soll natürlich nicht heißen, daß das Spiel der ernsthaften Arbeit, dem Lernen, entgegengesetzt werden soll. Bei richtiger Betrachtung der Entwicklung der geistigen Kräfte des Kindes zeigt sich, daß eine solche Gegenüberstellung völlig fehl am Platze ist. Schauen wir uns einmal genau an, welchen Platz das Spiel im Leben des Kindes, besonders im Vorschulalter, einnimmt. Das Spiel ist in dieser Zeit für das Kind eine sehr ernsthafte Sache. Im Spiel tut sich die Welt vor ihm auf, im Spiel entwickelt es seine schöpferischen Kräfte. Das Spiel ist ein äußerst weitreichender und vielseitiger Begriff. Kinder spielen nicht nur dann, wenn sie laufen, wenn sie ihre Schnelligkeit und Geschicklichkeit messen. Das Spiel kann auch in einer großen Anstrengung der schöpferischen Fähigkeiten und der Phantasie bestehen. Ohne das Spiel der geistigen Kräfte, ohne schöpferische Phantasie kann ich mir, besonders bei jüngeren Schülern, keinen vollwertigen Unterricht vorstellen.

Gerade der Lese- und Schreibunterricht, der eng mit dem Zeichnen, dem Spiel verbunden sein soll, kann zu einer Brücke werden, die Vorschulerziehung und Schule miteinander verbindet. Vor meinen Kindern entfaltete sich beim Zeichnen und beim Schreiben die Wunderwelt der Natur mit ihren Schönheiten. Mochten sie die Buchstaben auch noch nicht besonders gut wiedergeben, das war nicht die Hauptsache, doch fühlte man in jeder Zeichnung den Pulsschlag des Lebens. Ich freute mich auch darüber, daß die Kinder allmählich begannen, die feinsten Nuancen des Wortes zu verstehen. In ihrem Bewußtsein war ein fester Grundstein für ein klares, bildhaftes, poetisches Denken gelegt. Ich war froh, daß das Zeichnen nun zum Leben der Kinder gehörte. Sie wollten zeichnen, sie bemühten sich, in der Zeichnung ihre Gefühle, Gedanken und Erlebnisse auszudrücken. Musik zu hören war ihnen gleichfalls zum Bedürfnis geworden.

Froh stimmte mich auch die Tatsache, daß die Kinder den ersten Schritt auf dem Wege ihrer moralischen Entwicklung gemacht hatten. In ihren Herzen war die Anteilnahme an den Freuden und Leiden anderer Menschen geweckt worden, sie hatten bereits das Glücksgefühl empfunden, anderen Menschen eine Freude zu bereiten, etwas Schönes für andere zu schaffen.

Aber neben dem Gefühl der Freude hatte ich auch Sorgen. Die tägliche geistige Arbeit wird nun zur Pflicht werden. Werde ich es verstehen, ständig mit den Kindern an den Quellen des Denkens und des Wortes zu sein und ihr Interesse an der Umwelt zu erhalten? Jedes Kind sieht seine Umwelt

auf eigene Art, denkt und empfängt Eindrücke von Dingen und Erscheinungen der Umwelt auf seine eigene Weise; werde ich fähig sein, jedem dieser Kinder gerecht zu werden?

Und noch eine andere sehr wichtige Frage ließ mir keine Ruhe. Wie können wir die kleinen Schüler am besten in die große Welt des gesellschaftlichen Lebens einführen; wie erreichen, daß jedes Kind nicht nur die Schönheit seines Heimatdorfes oder des Flusses sieht, an dessen Ufern es seine frühe Jugend verbracht hat, sondern darüber hinaus auch die unermesslichen Weiten des Heimatlandes und der ganzen Erde; daß es nicht nur die Schönheit der Natur und der menschlichen Seele lieben, sondern auch die finsternen Kräfte, die die Völker versklaven, die Imperialisten, hassen lernt? Wie können wir die Bereitschaft der Kinder entwickeln, die Errungenschaften des Sowjetvolkes – die sozialistische Ordnung, die Freiheit, die Ehre und die Freundschaft zwischen den Völkern unseres Landes – zu verteidigen? Und wie ist die staatsbürgerliche Erziehung mit der allgemeinen Entwicklung der Kleinen am besten zu verbinden? Das sind äußerst schwierige Probleme bei der Erziehung von Schülern der untersten Klassen. Würde es mir gelingen, sie so zu lösen, wie es dem Alter der Schüler entsprach?

## Kapitel II

### *Die Kinderjahre*

#### *Die Bedeutung der Unterstufe*

Am 31. August 1952, einem stillen, sonnigen Tag, versammelten sich am Morgen auf der Rasenfläche vor der Schule Schüler, Lehrer und Eltern. Dieser Tag vor Beginn des neuen Schuljahres wurde bei uns schon seit langem traditionsgemäß feierlich begangen. Besonders erregend war gerade dieser feierliche Morgen für mich. Wie ein Forschungsreisender, der in ferne, unbekannte Länder aufbricht, in die Augen seiner Gefährten schaut, so schaute ich in die Augen meiner kleinen Schützlinge. Da stehen sie nun schön in einer Reihe, 16 Jungen und 15 Mädchen, alle in ihrer Feiertagskleidung, die Jungen in ihren gestickten, ukrainischen Hemden, mit neuen Mützen; die Mädchen mit ihren Zöpfen, in die rote und blaue Schleifen eingeflochten sind. Die feierliche Atmosphäre macht sie befangen, und stünden nicht ihre Eltern hinter ihnen, so würden sie sich noch unbehaglicher fühlen.

Ich bin sehr froh, daß alle Eltern und viele Großeltern gekommen sind. Besonders freut mich, daß ich auch die Mütter von Kolja Archipow und Tolja Semirenko sehe. Galja Kowal hat ihre Stiefmutter die Hand auf die Schulter gelegt, und die Kleine schaut nicht etwa finster, sondern fröhlich drein. Nun geht's also los, ihr Knirpse, auf die zehnjährige Wanderfahrt (wir wußten damals noch nicht, daß sie 11 Jahre dauern sollte). Alle gratulieren und wünschen uns alles Gute. Die Schüler der zehnten Klasse überreichen den Kleinen als Geschenke Bücher, die sie mit einer Widmung versehen haben. Es hat allerhand Mühe gekostet, die Bücher in den schönen Einbänden zu

besorgen. Es sind 31 Bände, alles Werke von russischen, ukrainischen und westeuropäischen Klassikern, darunter Puschkin, Gogol, Tolstoi, Lermontow, Turgenew, Gorki, Schewtschenko, Iwan Franko, Lesja Ukrainka, Shakespeare, Schiller, Heine, Mickiewicz, Jirasek, Christo Botew und Woinitsch. Diese Geschenke sind symbolische Brücken in die Zukunft; möge jedes Kind sein Buch aufbewahren und es lesen, wenn es herangewachsen ist. In den Büchern steht die Widmung: „Lieber kleiner Freund! Wir wünschen Dir alles Gute für Dein ferneres Leben. Hüte dieses Buch und halte es in Ehren! Es soll Dich stets an den schönen, sonnigen Herbsttag erinnern, an dem Du eingeschult wurdest.“

Jahre vergingen, und meine Schützlinge sind längst erwachsen. Doch jeder von ihnen hütet sein Buch auch heute noch als ein liebes Andenken an die Kindheit.

Dann gehen wir in den Schulgarten: Eltern, Lehrer, Schulanfänger und die Schüler der zehnten Klasse. Hier erwartet die Kleinen noch ein feierliches Ereignis: Der Baum der Freundschaft, ein Apfelbäumchen, wird gepflanzt. Sorgfältig haben die Schüler der zehnten Klasse das Bäumchen mit einem großen Erdballen, um ja nicht die feinen Wurzeln zu beschädigen, ausgegraben und hierhergebracht. Gemeinsam setzen die Kleinen den Apfelbaum in die ausgehobene Grube, jeder tut eine Handvoll Erde hinein, und dann wird das Bäumchen angegossen.

Viel Zeit ist inzwischen vergangen, aber jedes Jahr noch versammeln sich die nun inzwischen Erwachsenen an einem festgelegten Frühlingstag um ihren Baum der Freundschaft, den blühenden Apfelbaum.

Die Kleinen sind nach Hause gegangen. Morgen kommen sie zur Schule, haben die erste Unterrichtsstunde. In vier Jahren werden sie die Unterstufe durchlaufen, vier Jahre lang werde ich ihnen Lehrer und Erzieher sein. Am Vorabend dieses Tages ließen mir die Gedanken an morgen keine Ruhe.

Was bedeutet das eigentlich – „Unterstufe“? Unter Lehrern wird viel von der großen, entscheidenden Bedeutung der Unterstufe gesprochen. „Das Fundament für feste Kenntnisse wird in der Unterstufe gelegt“, „Die Unterstufe schafft die Grundlage für den weiteren Wissenserwerb“, – diese und ähnliche Bemerkungen hört man oft, wenn von Mängeln und Fehlern im Unterricht der Mittel- und Oberstufe, von Flüchtigkeit und unsicheren Kenntnissen die Rede ist. Der Unterstufe wird oft die Schuld dafür gegeben, wenn Kinder nicht über die Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten verfügen, die für den weiteren Unterricht erforderlich sind.

In der Unterstufe muß vor allem gelehrt werden, wie die Kinder lernen sollen. Darüber haben schon so hervorragende Pädagogen wie Uschinski und Diesterweg geschrieben, und das bestätigt auch die Praxis und Erfahrung der Lehrer.

Bei meiner Vorbereitung auf den Unterricht in der Unterstufe bemühte ich mich, genau festzulegen, was die Kinder absolut sicher behalten und können sollten. Aber darin erschöpft sich natürlich die Aufgabe der Unterstufe nicht. Auch nicht eine Minute lang darf vergessen werden, daß es der Lehrer in der Unterstufe mit dem Kinde zu tun hat.

Die Zeit vom 7. bis zum 11. Lebensjahr ist einer der intensivsten Abschnitte in der Entwicklung des Menschen. Das Kind muß sich in diesen Jahren nicht nur auf das weitere Leben vorbereiten, muß nicht nur eine bestimmte Summe von Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten erwerben, um erfolgreich weiterlernen zu können. Sein geistiges Leben muß reich und vielseitig sein. Die Jahre der Unterstufe sind eine ganze Periode der moralischen, intellektuellen, physischen und ästhetischen Entwicklung, und diese Entwicklung ist dann eine reale Sache, wenn das „Heute“ des Kindes ihm ein inhaltsreiches Leben bietet, wenn dieses „Heute“ nicht nur Vorbereitung auf einen morgigen Kenntniserwerb ist.

Ich hatte mir zum Ziel gesetzt, das Lernen für die Kinder zum Bestandteil eines vielfältigen geistigen Lebens werden zu lassen, und wollte, daß dieses Leben die Kinder entwickelt und ihren Verstand bereichert. Beobachten, denken, urteilen lernen, geistige Reichtümer aus den unversiegbaren Quellen des Denkens und des lebendigen Wortes schöpfen, Freude an der Arbeit haben und auf das Geschaffene stolz sein, anderen Menschen Freude bereiten und dabei selbst Glück empfinden, sich an den Schönheiten der Natur, der Musik und der Kunst begeistern, die eigene geistige Welt durch diese Schönheiten bereichern, Freude und Leid anderer Menschen teilen und deren Schicksale wie eine persönliche Angelegenheit nachzuempfinden – das ist mein Erziehungsideal. Daneben aber steht das klar und fest umrissene Bildungsziel: Was müssen die Kinder wissen, und über welche Fähigkeiten und Fertigkeiten müssen sie verfügen?

In diesem Kapitel werde ich schildern, wie im Verlauf von etwa vier Jahren – vom Herbst 1952 bis zum Frühjahr 1956 – die Einheit dieser beiden in der Unterstufe gleich wichtigen Aufgaben verwirklicht wurde, nämlich erstens feste Kenntnisse zu vermitteln und zweitens für ein reiches geistiges Leben der Kinder zu sorgen.

### *Die Gesundheit – das oberste Gebot*

Munterkeit und Lebensfreude sind die Voraussetzungen für gute Fortschritte beim Lernen. Deshalb ist die Sorge um die Gesundheit der Kinder von größter Wichtigkeit; sie erfordert einen ständigen Kontakt zum Elternhaus. In den ersten beiden Schuljahren ging es in den meisten Gesprächen

mit den Eltern um die Gesundheit ihrer Kleinen. Vor allem erklärte ich den Eltern, daß die Kinder keine solchen Hausaufgaben bekommen würden, wie sie die Eltern noch von der eigenen Schulzeit her gewohnt waren oder wie sie ihnen aus den Schuljahren ihrer älteren Kinder her bekannt waren. Der Prozeß des Auswendiglernens von Regeln und Definitionen würde im Unterricht vor sich gehen. Zu Hause würden die Schüler vor allem Übungen durchführen, deren Ziel es sein sollte, den Stoff zu vertiefen. Außerdem würden die Kinder zu Hause lesen, zeichnen, Naturerscheinungen beobachten, kleine Aufsätze über Gegenstände und Erscheinungen der Umwelt schreiben und Gedichte lernen, die ihnen gefallen. Die geistige Arbeit zu Hause soll nicht anstrengend sein, ist aber unerlässlich. Man kann nicht erstlich die Ansicht akzeptieren, daß durch Vervollkommnung der Unterrichtsmethoden erreicht werden könne, daß Hausaufgaben überflüssig werden. Derartige Ansichten entsprechen schon deshalb nicht den wahren Zielen und Gesetzmäßigkeiten des Unterrichts, weil es unmöglich ist, die gesamte geistige Arbeit des Kindes auf drei oder vier aufeinanderfolgende Stunden zusammenzudrängen.

Die Eltern versprachen mir, dafür zu sorgen, daß sich die Kinder soviel wie möglich an der frischen Luft aufhalten, früh schlafen gehen, früh aufstehen und bei offenem Oberfenster schlafen. Den ganzen Sommer über sowie in warmen Herbst- und Frühlingsnächten sollten die Kinder im Freien schlafen – das hatten wir mit den Eltern fest verabredet. Die Eltern richteten zu diesem Zweck kleine Lager, meist auf Heu, unter einem offenen Schutzdach her, so daß die Kinder vor Regen sicher waren. Den Kleinen gefiel das sehr. Jede Familie mit schulpflichtigen Kindern sollte im Garten hinter dem Haus eine kleine Laube bauen, in der die Kinder vom zeitigen Frühjahr bis zum Spätherbst lesen, zeichnen und ausruhen konnten; auch das hatte ich mit den Eltern schon vor einigen Jahren vereinbart. Jetzt halfen die Schüler der Oberklassen, solche kleinen Lauben auch für die Kinder zu bauen, deren Mütter das nicht selbst tun konnten.

Schon in der „Schule der Freude“ hatten sich die Kinder an eine leichte Morgengymnastik gewöhnt. Einen ganz festen Platz hatte sich diese nach dem Monat im „Garten der Gesundheit“ erobert. Jetzt galt es, die Frühgymnastik zu einer Gewohnheit für das ganze Leben zu machen. Ich wußte, daß sich diese Gewohnheit besonders im Kindesalter festigt. Den Kleinen machte die Morgengymnastik viel Freude. Danach wuschen sie sich im Freien. Im Sommer badeten sie gern im Teich, überdies hatten viele Eltern in ihren Gärten neben dem Brunnen eine Duschanlage gebaut. Sechs Monate lang, von Mai bis September, duschten die Kinder täglich im Freien.

Mit Hilfe der Eltern wurden 6 Duschanlagen im Freien für die Kinder errichtet, für die das Kalt duschen gesundheitlich besonders nötig war – Nina

Petrenko, Tolja Semirenko, Kolja Kossarik, Larissa Galagan, Nina und Schura Garmasch und Wolodja Megelja. Ganz besonders achtete ich darauf, daß die Kinder, die Haltungsschäden, z. B. Sitzbuckel oder Disproportionen im Körperbau aufwiesen, täglich duschten und Gymnastik trieben. Es galt, nicht nur auf die Gesundheit zu achten, sondern auch auf die Schönheit, denn Schönheit ist nicht von der Gesundheit, von der harmonischen Entwicklung des gesamten Organismus zu trennen. Die Ausbildung eines gesunden und schönen Körpers muß von Jugend auf betrieben werden.

Ich beriet die Eltern bei der Zusammenstellung einer vollwertigen und richtigen Ernährung ihrer Kinder, besonders bei der Zubereitung des Frühstücks. Beobachtungen und spezielle Untersuchungen, die ich zuvor mehrere Jahre hindurch gemacht hatte, boten ein alarmierendes Bild: 25% aller Kinder im jüngsten Schulalter frühstücken morgens nicht, weil sie keinen Appetit haben; 30% essen morgens weniger als die Hälfte dessen, was eine normale Ernährung erfordert; 23% essen die Hälfte eines vollwertigen Frühstücks und nur 22% frühstücken so, wie es bei richtiger Ernährung notwendig ist. Nach stundenlangem Aufenthalt im Klassenzimmer leidet ein unzulänglich ernährtes Kind an Übelsein und Schwindelgefühl, und bei längerer falscher Ernährung stellen sich Erkrankungen des Magens und des Verdauungstraktes sowie Blutarmut ein. Das Kind kommt aus der Schule nach Hause, hat mehrere Stunden nichts gegessen und zeigt trotzdem keinen richtigen, gesunden Appetit. Die Eltern klagen dann über die Launen ihrer Kinder, was das Essen anbetrifft. Die Kleinen lehnen einfache, gesunde Speisen wie Suppen, Kascha und Milch ab, sie wollen „irgend etwas Schmackhaftes“. Die Hauptursache der Appetitlosigkeit ist das stundenlange Sitzen im Klassenraum, die Einförmigkeit der geistigen Arbeit, das Fehlen abwechslungsreicher Tätigkeiten an der frischen Luft, ist mit einem Wort ein „Lufthunger“, denn das Kind atmet den ganzen Tag über eine mit Kohlendioxyd geschwängerte Luft ein.

Dank der Tatsache, daß meine Schüler den größten Teil des Tages im Freien verbrachten, sich viel bewegten, täglich fünf bis sieben Kilometer wanderten, körperlich arbeiteten und sich nicht unmittelbar nach dem Unterricht gleich wieder an die Schulbücher setzten, hatten sie einen ausgezeichneten Appetit. Morgens verzehrten sie ein vollwertiges Frühstück; drei Stunden nach Verlassen des Elternhauses, d. h. nach etwa zweieinhalb Stunden Unterricht, aßen sie im Speiseraum der Schule zu Mittag. Da gab es entweder Borstsch mit Fleisch oder eine andere heiße Suppe, ein Fleischgericht, ein Butterbrot und ein Glas Milch. Nach dem Unterricht gingen die Kinder nach Hause und nahmen dort, etwa drei bis dreieinhalb Stunden nach dem Mittagessen in der Schule, die nächste Mahlzeit ein.

Die zweite Tageshälfte verbrachten die Kinder entweder zu Hause oder in der Schule an der frischen Luft. Nur wenn Regen oder Schneetreiben einen

Aufenthalt draußen unmöglich machten, verbrachten sie die Zeit im Zimmer. Von den Arbeiten, die sie in solchen Stunden ausführten, wird noch die Rede sein.

Die Herbst-, Frühjahrs- und Winterferien verbrachten wir immer im Freien, in der Natur – auf Wanderungen, im Wald, beim Spiel. Schon während der ersten Winterferien lernten alle Kinder Skilaufen. Wie in der „Schule der Freude“ bauten wir auch jetzt zur Winterzeit wieder eine „Schneestadt“ und ein Eiskarussell auf dem Teich; dieses Spiel war schon zur Tradition geworden wie auch die Skiausflüge durch den Wald während der Winterferien. Die Romantik solcher Wanderungen mit einem Lagerfeuer im verschneiten Wald und einem schmackhaften Mittagessen, am Lagerfeuer bei kaltem Winterwetter zubereitet, war für die Kinder so verlockend und übte einen solchen Zauber auf sie aus, daß sie schon im Herbst begannen, sich auf die Skitouren vorzubereiten.

Zu einem sehr wichtigen Faktor für die Gesundheit wurde die körperliche Arbeit im Freien während der Winterzeit. Bei mäßigem Frost, bis zu  $-10^{\circ}\text{C}$ , arbeiteten die Achtjährigen einmal wöchentlich anfangs zwei, später drei Stunden. Die Neun- bis Zehnjährigen arbeiteten drei Stunden, und die Arbeitszeit für die Elfjährigen betrug vier Stunden wöchentlich bei Frösten bis zu  $12^{\circ}\text{C}$ , wobei Windstille allerdings selbstverständliche Voraussetzung war. Natürlich handelte es sich dabei immer um Arbeiten, die den Kräften der Kinder angemessen waren. Sie machten Schilfhüllen oder brachten Schnee herbei, um die Bäume vor der Kälte zu schützen u. ä. Diese Arbeit machte den Kindern viel Freude. Vor der Arbeit im Freien wurde gut zu Mittag gegessen, trotzdem hatten sie nach ein bis zwei Stunden schon wieder Hunger. Die Arbeit zur Winterzeit im Freien ist ein wunderbares Mittel, den Organismus zu stählen und Erkältungskrankheiten vorzubeugen.

Die Sommerferien verbrachten wir auf Wanderungen und Ausflügen durch Felder, Wiesen und Wälder. Diese Monate der engen und unmittelbaren Verbindung mit der Natur trugen sehr viel sowohl zur Festigung der Gesundheit als auch zur geistigen und ästhetischen Entwicklung der Kleinen bei. Nach dem ersten Schuljahr verbrachten die Kinder den August im Kolchosgarten und auf der Imkerei. Nach dem zweiten Schuljahr wurde der „Garten der Gesundheit“ auf das Melonenfeld des Kolchos verlegt.

Sommerferien auf dem Melonenfeld – das ist der Traum aller Dorfkinder. Der August ist der Monat, in dem die Natur ihre Gaben am freigebigsten verteilt. Die Luft in der Steppe wird zu dieser Zeit besonders rein, durchsichtig und belebend, sie ist gleichsam durchtränkt vom Duft des gemähten Weizens, der reifenden Melonen, der bernsteinfarbenen Weintrauben und der goldenen Äpfel.

Ende Juli war ich mit den Kindern einmal auf dem Melonenfeld des Kol-

chos. Die Bauern bewirteten uns gastfreundlich mit Wasser- und Zuckermelonen. Traurig trennten sich die Kinder nach diesem herrlichen Tag von dem weiten Feld und der Steppe, wo sie sich tummeln konnten. Am selben Abend noch gab der Kolchosvorsitzende die Anweisung, auf dem Melonenfeld vier Hütten zu bauen. In einem Tag war der Bau beendet. Als ich den Kindern sagte, daß unser „Garten der Gesundheit“ dieses Jahr auf dem Melonenfeld sein wird, wollten sie es zuerst nicht glauben: „Man wird uns doch nicht aufs Melonenfeld lassen!“ Sie waren erst überzeugt, als sie die vier strohgedeckten Hütten sahen, die die Bauern für sie gebaut hatten und in denen es selbst in der heißesten Jahreszeit angenehm kühl ist. Ein Sturm kindlicher Begeisterung brach los, als ich verkündete, daß wir auch hier übernachten würden. Der Boden in den Hütten war mit duftendem Heu ausgelegt, alle brachten Decken und Laken mit, neben jeder Hütte wurden Waschbecken aufgestellt, und die Eltern richteten eine Küche ein, die uns mit Essen versorgte. In zwei Hütten schliefen die Jungen, in den beiden anderen die Mädchen. „Wie wenig braucht man doch“, dachte ich bei mir, „um die sommerliche Erholung für die Kinder gesund und romantisch zu gestalten, und wie einfach ist alles, wenn nur Liebe zum Kind vorhanden ist.“ Der Monat im „Garten der Gesundheit“ auf dem Melonenfeld hinterließ im Gedächtnis der Kinder für ihr ganzes Leben einen unauslöschlichen Eindruck.

Wir standen zeitig auf, begrüßten die aufgehende Sonne, genossen die einmalige Schönheit der Minuten, in denen die ersten Sonnenstrahlen das aus dem Nachtschlummer erwachende Feld beleuchten und unzählige Funken in den Tautropfen sprühen lassen. Wir liefen durch das taufeuchte Grün, dann folgte die Morgenwäsche mit Quellwasser, das am Vorabend in einem großen Holzfaß herbeigebracht und in die Waschbecken gegossen worden war. In der sauberen Luft der Felder war für die Kinder alles ein Genuß: die Morgengymnastik, das Abwaschen des Oberkörpers mit kaltem Wasser, die schmackhaften gekochten Kartoffeln mit Tomaten und die roten Melonenscheiben, die auf einem sauberen Tuch ausgebreitet lagen. Nach dem Frühstück arbeiteten wir, denn unser „Garten der Gesundheit“ war ja nicht etwa ein Ort bloßen Nichtstuns. Wir halfen den alten Kolchosbauern bei der Ernte der Wasser- und Zuckermelonen, die täglich tonnenweise in die Sammelstellen, in den Kolchosspeicher und auf den Markt geliefert wurden. Uns besuchten während dieser Zeit Kinder aus der Stadt mit ihren Eltern, und wir zeigten ihnen voll Stolz die Melonenfelder und bewirteten sie mit reifen Früchten, die wir extra für sie aussuchten. Die Kinder hatten schnell gelernt, mit einem Blick zu beurteilen, ob eine Wassermelone reif ist oder nicht. In der Nähe des Melonenfeldes waren Kräuter ausgesät worden, die besonders reich an Nektar sind; hierher war im August ein Teil der Kolchosimkelei transportiert worden. Wir besuchten täglich den Imkermeister Großvater

Andrei und brachten ihm Wassermelonen und Bouletten, die Tante Pascha, unsere Köchin, für uns zum Mittagessen gemacht hatte. Großvater Andrei schenkte unserer Klasse ein Bienenvolk. „Nehmt den Stock mit in euren Schulgarten“, sagte er. Die Kinder beobachteten mit freudiger Erregung, wohin *ihre* Bienen flogen. Sie brachten den Bienen Schalen der Wassermelonen mit Resten des süßen roten Fruchtfleisches, und diese ließen es sich gut schmecken. Jeden Tag schenkte Großvater Andrei den Kindern ein Glas Honig; sie brachten den Honig in die Küche zu Tante Pascha und gaben nicht eher Ruhe, bis sie davon gekostet hatte. Erst dann begannen die Kinder ihr Festmahl; sie aßen den Honig auf frischem Brot.

Täglich badeten die Kinder im Teich, gingen in den Wald, sammelten in der Steppe Sträuße von Feldblumen und brachten sie Großvater Andrei und Tante Pascha. Während der größten Mittagshitze schliefen die Kleinen in den Hütten, in deren Wände sie einige Öffnungen gemacht hatten. Vor diese Öffnungen, die sie „Fensterchen“ nannten, hängten wir Feldgräser, deren Geruch Fliegen und Mücken nicht vertragen. Draußen herrschte Mittagshitze, in den Hütten aber entstand durch die „Fensterchen“ ein leichter Durchzug, und es war angenehm kühl.

Wenn die Hitze nachließ, gingen die Kinder arbeiten. In den späten Nachmittagsstunden wurden meist die Melonen abgeholt. Nach Sonnenuntergang, wenn ein leichter violetter Dunstschleier Felder, Hügel und Wiesen einhüllte und die Sterne am Himmel nach und nach aufgingen, versammelten sich die Kinder bei einer der Hütten. In diesen Abendstunden hörten sie besonders gern Märchen und Erzählungen über Abenteuer, Reisen und Heldentaten.

Nach dem dritten Schuljahr verbrachten wir die Sommerferien ebenfalls auf dem Melonenfeld, doch an einer anderen Stelle, in der Nähe des Kolchos-Weinbergs, in dem die Kinder bei der Weinlese halfen.

Auch bei der Apfelernte beteiligten wir uns mehrmals. Morgens und abends wurde im Teich gebadet. Dabei dachten sich die Kinder ein interessantes Spiel aus: Drei Boote wurden zu einer Walfangflottille, der kleine See zum Ozean, und wir fuhren aus, um Wale aufzuspüren. Wir schnitzten uns auch neue Rohrflöten. Abends kam der Musikzirkel zusammen. Wir spielten Volksweisen, erdachten selbst Melodien über die Sommerabende, über das Gewitter und den blutrot gefärbten Himmel, über den geheimnisvollen Wasserstrudel am Wehr und über die Zugvögel. Die Musik nahm von Jahr zu Jahr einen immer breiteren Raum in unserem Leben ein. Wohin wir auch unseren „Garten der Gesundheit“ verlegten, überall hörten wir Bandaufnahmen von Werken berühmter Komponisten und von Volksliedern.

Das vierte Schuljahr ging zu Ende, der Herbst 1956 kam heran. Die Kinder hatten sich schon so sehr daran gewöhnt, den Sommer im „Garten der

Gesundheit“ zu verbringen, daß sie sich ihre großen Ferien gar nicht anders vorstellen konnten. Für unseren „Garten der Gesundheit“ hatten wir in diesem Jahr ein abgelegenes sonniges Fleckchen auf einer Wiese in der Nähe eines Eichenwäldchens am Seeufer ausersehen. Wir bauten aus Zweigen Hütten und deckten sie mit Stroh ab. Mit Hilfe der Eltern wurde eine Küche eingerichtet und eine Badestelle angelegt. Die Kinder halfen dem Koch bei der Zubereitung der warmen Mahlzeiten und schafften aus dem Dorf Brot, Kartoffeln, Fisch, Milch und Gemüse heran.

Jetzt arbeiteten die Kinder schon bedeutend mehr. Unserer Obhut waren 20 Kälber und 2 Pferde anvertraut. Tagsüber wurden die Kälbchen gehütet, abends wurden die Tiere in eine kleine Hürde am Ufer des Sees getrieben. Alle Kinder hatten reiten gelernt. Das Reiten und das Baden der Pferde machte den Kindern so viel Spaß, daß ich den Kolchosvorsitzenden bitten mußte, uns noch zwei Pferde zu überlassen. Abends machten sich die kleinen Reiter auf ins Dorf, um Lebensmittel zu holen. Dabei wurde eine genaue Reihenfolge eingehalten, denn jeder wollte ja einige Kilometer reiten. Ich freute mich sehr, daß besonders Wolodja Beskrowny, Galja Tomaschewskaja und Nina Petrenko ausgezeichnete Reiter geworden waren und daß der Reitsport dazu beigetragen hatte, ihre Gesundheit zu festigen.

In diesem Jahr schwammen die Kinder erstmals im See, während sie bisher nur im seichten Wasser geschwommen waren. Zum Schwimmen wählten wir eine Distanz aus, die den Kindern angemessen war, gleichzeitig aber von ihnen doch eine gewisse Anspannung ihrer Kräfte erforderte. Diese Distanz legte jedes Kind in meiner Begleitung zurück.

Zu einem richtigen Fest in unserem „Garten der Gesundheit“ wurde die Heuernte. Wir halfen beim Wenden und beim Stapeln der Heuschuber. Abends lagerten wir uns auf einer großen Heumiete. Diese Stunden hatten für die Kinder ihren eigenen Zauber. Besonders gern hörten sie dann Erzählungen von Sternen, von fernen Welten. Ich mußte über viele Fragen nachdenken, die mir die Kinder dann stellten.

Bereits seit den ersten Wochen in der „Schule der Freude“ maß ich sportlichen Spielen große Bedeutung bei. Unter Mitarbeit von Schülern der oberen Klassen hatten wir einen Spielplatz und eine Schaukel gebaut. Wir hatten auch immer eine ausreichende Anzahl von Bällen zur Verfügung. In der zweiten Klasse schon lernten die Kinder Tischtennis spielen, ein Spiel, das sie ganz in seinen Bann zog. Daneben wurden Diskuswerfen und Ballweitwurf sowie Klettern an Seil und Stange mit Begeisterung betrieben.

Den ganzen Sommer über gingen die Kinder barfuß, auch bei Regen. Im ersten und zweiten Schuljahr gab es nur drei Fälle von Erkältungskrankheiten, im dritten und vierten Schuljahr erkrankte keines der Kinder mehr.

Mir lag daran, daß die wunderbare Welt der Natur, des Spiels, der Musik, der Schönheit, der Phantasie und des Schöpfertums, die die Kinder in unserer „Schule der Freude“ umgeben hatte, dem Kind nicht durch die Klassentür verschlossen wird. Das Lernen darf in den ersten Monaten des Schullebens nicht die einzige Art der Tätigkeit sein. Das Kind wird nur dann gern zur Schule gehen, wenn sie ihm ebenso viele Freuden bereitet, wie es vor der Schule gehabt hat. Natürlich darf das Lernen nicht den Kinderfreuden angepaßt und absichtlich erleichtert werden, denn dann wird es dem Kind bald langweilig. Allmählich muß das Kind auf die wichtigste Sache des ganzen menschlichen Lebens, auf die ernste, beharrliche und ausdauernde Arbeit, vorbereitet werden. Das ist nicht leicht, denn die Anspannung des Denkens, die Konzentration der Verstands- und Willenskräfte, muß geübt werden.

Ein wichtiges Erziehungsziel der Unterstufe sah ich darin, die Kinder allmählich zur Überwindung von Schwierigkeiten zu erziehen, nicht nur bei der körperlichen, sondern auch bei der geistigen Arbeit, beim Wissenserwerb. Es darf nicht sein, daß dem Kind alles zu leicht fällt, daß es nicht erfährt, was Anstrengung bedeutet. Neben dem Wissenserwerb muß die geistige Erziehung, die Erziehung zur Kultur der geistigen Arbeit vor sich gehen. Wenn dem Kind beim Lernen alles leicht fällt, wird ihm allmählich Denkrägheit anezogen. Die Denkrägheit ist eine sehr gefährliche Eigenschaft, sie verdirbt den Menschen und führt ihn zu einer leichtfertigen Einstellung zum Leben. Meist entwickelt sich die Denkrägheit in den unteren Klassen, wo das begabte Kind das leicht begreift, was für andere Kinder mit einer bestimmten Anspannung der geistigen Kräfte verbunden ist, und im Grunde genommen faulenz. Eine sehr wichtige Erziehungsaufgabe besteht deshalb darin, keinen Müßiggang eines begabten Schülers zuzulassen.

Unser erstes Klassenzimmer befand sich in einem einzelnen Häuschen inmitten eines Gartens. Es war ein großes, helles Zimmer mit Fenstern nach Osten und Süden. Vor den Fenstern standen Nußbäume. Den Duft ihrer Blätter vertragen Fliegen, Mücken und andere Insekten nicht. In unserem Klassenzimmer gab es daher niemals Fliegen. An den Garten, in dem viele Apfel-, Birnen- und Aprikosenbäume wuchsen, grenzten ein Eichen- und ein Lindenwäldchen. Nicht nur unser Häuschen, sondern auch die anderen Schulgebäude auf unserem Grundstück waren in Grün gebettet. Das Blattwerk bereichert nicht nur die Luft mit Sauerstoff, es dämpft auch den Lärm. Auf dem Schulgrundstück herrschte immer Stille, und in dieser Stille konnte man den Gesang der Vögel hören. Von unserem Klassenzimmer führte ein breiter Korridor zu einem weiteren Zimmer, aus dem ich ein Märchenzimmer machen wollte. Dann gab es noch ein kleines Zimmer, das künftige Musikzimmer.

Vor unserem Häuschen war ein betonierter Platz, von dem mehrere mit Pflirsichbäumen, Linden und Kastanien bestandene Wege abgingen. Ein Weg führte zu einem großen Weingarten, ein anderer führte zu unseren nächsten Nachbarn, zum Häuschen der beiden fünften Klassen, der dritte führte zum Abort, der in der Tiefe des Gartens lag, der vierte zu Rasenflächen und einem Wäldchen und der fünfte zu einem geheimnisvollen Winkel, einer mit Gebüsch bewachsenen Schlucht im Wald.

Ich war schon damals der Meinung, daß die erste und zweite Klasse am besten in einem besonderen Gebäude unterrichtet werden. Bei ihnen vollzieht sich der Wechsel von Lernen, Arbeit und Erholung in einem besonderen Rhythmus. Außerdem sind für Kinder dieses Alters Geschrei und Gedränge, wie sie in einem großen Schulkollektiv üblich sind, besonders schädlich. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß ein Kind durch Geschrei und Getümmel stark beeinträchtigt wird. Es ermüdet nicht so sehr von der geistigen Arbeit, wie von der ständigen Erregung, nach der es sich dann lange nicht beruhigen kann. Überhaupt sind ungehemmtes Geschrei und Lauferei nicht gerade die besten Merkmale einer Schule.

In den ersten Wochen führte ich die Kinder allmählich in das für sie neue Leben ein. Das Lernen unterschied sich zunächst eigentlich wenig von dem in der „Schule der Freude“. Wir brachten nicht gleich mehrere Stunden im Klassenzimmer zu. Im September waren wir zunächst vierzig Minuten am Tag im Klassenraum und im Oktober etwa eine Stunde. Diese Zeit nutzten wir zum Unterricht in Schreiben und Rechnen. Die übrige Zeit verbrachten wir an der frischen Luft. Die Kinder warteten mit Ungeduld auf den *richtigen Unterricht*, so nannten sie den Unterricht in der Klasse.

Da lasen wir die Fibel, schrieben, dachten uns Aufgaben aus und lösten sie. Die Kinder brauchten nicht mehrmals in der Fibel ein und dasselbe zu lesen, denn alle kannten die Buchstaben gut. Zur Entwicklung der Lesetechnik wandte ich verschiedenartige Formen der aktiven Tätigkeit an. Die Kinder lasen nicht nur, sondern schrieben auch kleine Aufsätze über die Natur; diese Arbeit entwickelte die Lesefertigkeit ebenfalls.

Gleichzeitig achtete ich streng darauf, daß sich jedes Kind die notwendige Lesetechnik aneignete, damit das Lesen zur Fertigkeit wurde. Ohne Übungen und ohne eine bestimmte Lesenorm ist nichts zu erreichen. Es genügt nicht, daß das Kind die Buchstaben kennt und Silben und Wörter lesen kann. Das Lesen ist ein sehr wichtiges Instrument des Lernens. Das Lesen muß flüssig und schnell gehen, nur dann ist dieses Instrument geschärft und immer zum Einsatz bereit.

Schon drei Wochen nach Beginn des Schuljahres begannen meine Schüler mit der Anfertigung von Bilderbüchern über die Natur. Die Schüler der oberen Klassen fertigten für jedes Kind ein Heft mit festem Deckel an, das zwanzig

Seiten glattes Papier enthielt, und befestigten am Deckel einen Bleistift. Jede Woche gingen wir zu den Quellen des Gedankens und des Wortes und verfaßten eine Erzählung mit Bildern über die uns umgebende Welt. Unser erster Ausflug führte uns in den Obstgarten, zu den reifenden Äpfeln. Die Kinder malten einen Apfelbaum, viele brachten Buntstifte mit und wollten den Farbenreichtum des Herbstes wiedergeben. Die Kleinen verfaßten Erzählungen, und in jeder Erzählung kam die individuelle Welt der Wahrnehmungen und Vorstellungen zum Ausdruck.

„Die Äste mit den goldenen Äpfeln neigen sich zur Erde herab“, „Die goldenen Äpfel sonnen sich“, „Rote Äpfel inmitten grüner Blätter“, „Die Sonne liebkost den goldenen Apfel“, „Im Frühling weiße Blüten“, im Herbst goldene Äpfel“, „Wir waren zu Gast beim goldenen Apfel“ – solche Aufsätze schrieben die Kinder in ihre Bilderbücher über die Natur. Die Kinder lasen ihre kleinen Aufsätze in der Klasse vor, und das machte ihnen großen Spaß.

Als die milden Tage des Altweibersommers kamen, malten wir Bilder über die Zugvögel und versahen sie mit Unterschriften. Wir schauten den Kranichen nach, hörten ihren Abschiedsschrei, und die Kinder wurden traurig. Sie versuchten, ihre Gefühle in ihren Bilderaufsätzen auszudrücken: „Die Vögel sehen den Winter, sie fliegen von uns weg“ (Ljuba Scheremet, die Verfasserin dieses Aufsatzes, erklärte, die Vögel können in die Ferne sehen und feststellen, wie vom Norden her der Winter näherkommt), „Der Himmel wird kalt, und die Vögel fliegen weg“, „Die Vögel fliegen weg, und wir bleiben zurück“, „Die Vögel waschen ihre Flügelchen in reinem Wasser“ (Lida Tschernjawschaja, die Verfasserin dieses Aufsatzes, erzählte: „Die Vögel waschen ihre Flügel hinter dem Urwald, damit sie leichter fliegen können“), „Wir werden im Winter traurig sein ohne euch, Schwalben“, „Der Frühling kommt wieder, und die Vögel kehren zu uns zurück“, „Kraniche, wo werdet ihr übernachten, wenn die Sonne zur Ruhe geht?“, „Die Blätter fallen, und die Kraniche ziehen“.

Im ersten Schuljahr füllten sich die Bilderbücher mit Zeichnungen: die roten Beeren des Schneeballs, der Blätterfall im Ahornwald, der Schlafende See (so nannten die Kinder den kleinen See wahrscheinlich deshalb, weil immer, wenn wir ihn sahen, sein Wasser wie ein Spiegel, klar und ruhig war), der Grashüpfer, der mit seinem Lied die untergehende Sonne begleitet, der purpurrote Himmel beim Sonnenuntergang, der den Wind ankündigt, der Mondaufgang, ein trüber Regentag im Herbst, der erste Stern am Abendhimmel, die Bienen, die an den Sonnentagen des Altweibersommers umherfliegen, der erste Schnee, Schneesturm im Januar, Großväterchen Frost, das Flüsse und Seen fesselt, die Winterbewohner unseres Traumwinkels, die Fledermäuse, die dort ein schönes Plätzchen für den Winterschlaf fanden, der Goldfisch im

Aquarium, das graue Häschen, das es in den kalten Winternächten schwer hat, Tauwetter im Februar, die hellblauen Schatten auf dem Schnee im März, das erste Schneeglöckchen, die Stare, die zu früh aus den warmen Ländern zurückgekehrt sind und von den Märzstürmen überrascht werden, die Frühlingsschwärme der Zugvögel, der grüne Nebel über den Wiesen in den ersten Tagen nach dem Erwachen der Erde aus dem Winterschlaf, . . .

In den ersten zwei Monaten des ersten Schuljahres waren die Kinder täglich eine Stunde im Klassenzimmer, im dritten und vierten Monat anderthalb bis zwei Stunden, im fünften und sechsten Monat zweieinhalb Stunden und im siebenten und achten Monat je drei Stunden. Der Unterricht dauerte in den ersten zwei Monaten von Pause zu Pause eine halbe Stunde und dann fünfundvierzig Minuten. Wenn ein Kind vor der Pause hinausgehen mußte, so ging es hinaus, nachdem es um Erlaubnis gefragt hatte. Wenn es die Erzählung des Lehrers nicht unterbrechen wollte, ging es ohne Erlaubnis hinaus. Einzelnen Kindern fiel es schwer, sich den Verhältnissen anzupassen, an die sich die meisten Kinder leicht gewöhnten. Tolja Semirenko, Kolja Kosarik, Galja Michailenko und Schura Tschernenko wurden sehr schnell müde. Sie ermüdete nicht die Arbeit, sondern vor allem die Anspannung, die die Kinder verspürten, wenn sie im Unterricht saßen und fühlten, daß die Freiheit der Tätigkeit jetzt bedeutend mehr als früher durch eine bestimmte Ordnung eingeengt wurde. Es darf natürlich nicht jedem Wunsch nachgegeben werden, alle Kinder müssen allmählich an die beharrliche und ernste Arbeit gewöhnt werden. Doch darf man die Wünsche und Gewohnheiten der Kinder auch nicht zu entschieden unterbinden. Einige Wochen lang gestattete ich diesen Kindern, während des Unterrichts den Klassenraum zu verlassen, doch bald gewöhnten sie sich an das Stillsitzen.

An sonnigen Herbsttagen führten wir unseren Unterricht in einer der *grünen Klassen* durch. Diese zwei Klassen mochte ich besonders gern. Eine von ihnen lag inmitten hoher Apfelbäume, auf einer Grasfläche. Vor einigen Jahren hatte ich hier mit älteren Schülern aus Eisenstäben und Draht das Gerüst für die zukünftige grüne Klasse errichtet. An den Wänden entlang pflanzten wir Setzlinge von Schlingpflanzen, von wildem Wein und Hopfen. Nach zwei Jahren hatte sich eine dichte grüne Wand gebildet, und die Pflanzen überzogen auch die Decke. Einige „Fensterchen“ sorgten für ausreichende Beleuchtung. An heißen Tagen war es hier kühl, und an windigen Herbsttagen war es warm und gemütlich. In der grünen Klasse herrschte immer Stille. Drangen Sonnenstrahlen durch das Blattwerk, entstand ein bizarres Spiel von Licht und Schatten. Die „Fenster“ konnten mit Zweigen von Hopfen und Wein geschlossen werden, und dann trat ein grünes Halbdunkel ein. Die Kinder nannten es „die Fenster für das Märchen schließen“. In den Abendstunden ließ es sich hier herrlich erzählen, wenn unten Halb-

dunkel herrschte und oben die waagerechten Strahlen der untergehenden Sonne durchbrachen, die grüne Wand mit purpurroten und rosa Streifen durchschneidend. In unserer grünen Klasse standen kleine Tischchen und Hocker, hier schrieben, lasen und rechneten die Kinder.

Die zweite grüne Klasse ist eine Grasfläche, die an drei Seiten von einer Wand aus frostbeständigem Wein umgeben ist. Bei größter Hitze, und heiße Tage sind bei uns sowohl im Frühjahr als auch im Herbst keine Seltenheit, ist es hier kühl. Ganz in der Nähe ist die Imkerei, von dort ist das leise Summen der Bienen zu hören.

Ungefähr vierzig Prozent des gesamten Schulunterrichts im Laufe eines Jahres verbrachten wir nicht im Gebäude, sondern in den grünen Klassen. Von den restlichen sechzig Prozent verbrachten wir einen großen Teil im grünen Laboratorium und im Gewächshaus der Schule oder, wie die Kinder es nannten, im Reich der Blumen. Das grüne Laboratorium ist ein Gebäude im Obstgarten, das rings von Bäumen und Wein umgeben ist. Hier gibt es einen Unterrichtsraum, in dem viele Zimmerpflanzen und Blumen stehen.

Daß ein beachtlicher Teil der Unterrichtsstunden in der freien Natur, an der frischen Luft durchgeführt wurde, war für die kleinen Schüler von großer Bedeutung; während des gesamten Unterrichts fühlten sie sich frisch und lebensfroh und gingen nie mit schwerem Kopf nach Hause.

Es gibt Lehrer, die es für sich als Erfolg buchen, wenn sie im Unterricht eine „Atmosphäre der ständigen geistigen Anspannung“ der Kinder erreicht haben. Meist wird dieser Zustand durch äußere Faktoren erreicht, durch häufige Aufforderungen, durch den plötzlichen Übergang von einer Arbeitsform zur anderen, um die Aufmerksamkeit zu erhöhen, durch die Ankündigung der Wissenskontrolle gleich nach der Erklärung, durch die Notwendigkeit für den Schüler, gleich nach der Erklärung irgendeiner theoretischen Grundregel eine praktische Arbeit auszuführen, durch die er beweisen soll, daß er zugehört, gedacht und verstanden hat.

Die Schüler gehen mit konzentrierter Aufmerksamkeit mit, lauschen jedem Wort des Lehrers, in der Klasse herrscht angespannte Stille. Doch um welchen Preis wird das alles erreicht und zu welchen Ergebnissen führt es? Die ständige Anspannung aller geistigen Kräfte, um aufmerksam zu sein und nichts zu verpassen, überanstrengt, überreizt und erschöpft das Kind.

Die geistigen Kräfte und die Nervenenergie der Kinder, besonders kleiner Kinder, sind kein Brunnen ohne Boden, aus dem man schöpfen und schöpfen kann. Aus diesem Brunnen muß mit Verstand und sehr umsichtig geschöpft werden, und es ist besonders wichtig, daß der Brunnen der geistigen Kräfte und der Nervenenergie des Kindes ständig gefüllt wird. Zum Füllen gibt es eine einzige Quelle: die Beobachtung der Gegenstände und Erscheinungen der umgebenden Welt, das Leben in der Natur, Wanderungen zu den

Quellen des Denkens und des Wortes und das Lesen, aber ein Lesen, das aus Interesse und dem Verlangen, etwas zu erfahren, und nicht aus Angst, abgefragt zu werden, betrieben wird.

Jede Woche widmeten wir einige Unterrichtsstunden den Wanderungen in die Umgebung unseres Dorfes. Aus dieser unmittelbaren Berührung mit der Natur schöpften wir stets neue Kräfte. Bei warmem Wetter begaben wir uns manchmal schon vor Sonnenaufgang auf die Wanderung; den Landkindern fällt frühes Aufstehen nicht schwer. Die Beschäftigung mit der Natur, die Gegenstände und Erscheinungen der uns umgebenden Welt riefen bei den Kindern eine immer größere Wißbegierde hervor, und während der Wanderungen mußte ich die verschiedenartigsten Fragen beantworten. Folgende Fragen stellten mir die Kinder während unserer Wanderungen im Herbst, Winter und Frühjahr 1952/53.

„Weshalb ist die Sonne morgens rot und mittags glühend? Woher kommen die Wolken? Weshalb ist die Blüte des Löwenzahns morgens geöffnet und mittags geschlossen? Woher kommen Donner und Blitz? Weshalb bringt der Wind vom Westen Regen und vom Osten Trockenheit? Weshalb dreht die Sonnenblume ihre Blüte nach der Sonne? Weshalb rostet Eisen? Weshalb setzen sich die Tauben nie auf einen Baum? Weshalb baut die Lerche ihr Nest im Saatfeld und der Star und die Meise auf dem Baum? Weshalb darf man einen Baum im Sommer, wenn er Blätter trägt, nicht verpflanzen? Weshalb hat das Flugzeug heute einen dünnen Rauchstreifen hinterlassen und gestern nicht? Weshalb fallen Sternschnuppen vom Himmel, wohin fallen sie? Weshalb sind die Schneeflocken so hübsch? Weshalb hebt der Wind die Staubsäule wie einen Wasserstrudel hoch? Weshalb wird der Winterweizen im Herbst und der Sommerweizen im Frühjahr gesät? Wie erkennen die Zugvögel den Weg, denn sie müssen doch sehr weit fliegen? Weshalb ist der Himmel bei Sonnenuntergang vor dem Regen rot? Weshalb leuchten nachts die Glühwürmchen? Weshalb „tanzt“ die Biene, bevor sie nach Honig fliegt? Wie kommt es, daß ein Mensch in Moskau spricht, und bei uns im Zimmer ist es durch das Radio zu hören? Wozu verbrennt man im Garten Stroh, wenn die Bäume blühen? Weshalb gibt es im Wald ein Echo? Was ist der Regenbogen? Weshalb hat die große Kuh nur ein Kälbchen und das kleine Schwein mehrere Ferkel? Weshalb steht die Sonne im Sommer hoch am Himmel und im Winter so niedrig? Weshalb bilden sich auf der zugefrorenen Fensterscheibe so hübsche Zeichnungen? Weshalb gräbt sich das Kaninchen eine Höhle und der Hase nicht? Weshalb werden die Blätter an den Bäumen im Herbst gelb?

Ich habe nur einen geringen Teil der unzähligen Fragen angeführt, die die Kinder stellten. Keine Frage darf ohne Antwort bleiben. Ich bemühte mich, jede Frage so zu beantworten, daß den Kindern das Wesen der Naturerschei-

nungen klar wurde, die Wißbegier aber nicht erlosch. Die Antworten auf die Fragen der Kinder, die kleinen Gespräche über die uns umgebende Welt – das alles möchte ich die erste Schule des Denkens nennen.

Die Kinder interessierten sich für die verborgenen Gesetzmäßigkeiten, sie wollten in das Wesen der kausalen Zusammenhänge eindringen. Wenn ich die Kinder bei den Wanderungen beobachtete, überzeugte ich mich mit jedem Mal mehr von der Richtigkeit der alten Weisheit: Das Denken beginnt beim Staunen.

Die Wanderungen in die Natur wurden zur Tradition. Die Kinder warteten immer mit Ungeduld auf eine Wanderung und überlegten sich schon vorher ein Spiel, denn das gehörte dazu. Am liebsten hatten sie Spiele, bei denen Schwierigkeiten überwunden werden mußten und in denen Märchengestalten oder historische Helden auftraten. Ich erzählte den Kindern (in der zweiten Klasse) von Robinson, und das war Stoff für viele Spiele. Nach der Erzählung über Spartakus, den Führer der aufständischen Sklaven, errichteten die Kinder auf einem Berg, nahe am Abhang einer tiefen Schlucht, das Lager der Aufständischen, das an allen Seiten von Legionären umgeben war. Aus dünnen Weidenzweigen flochten sie Seile und ließen sich daran in die Schlucht hinunter. Die Kleinen waren so sehr von den Erzählungen über die skythischen Viehzüchter, Jäger und Fischer, die einst in unseren Gegenden lebten, begeistert, daß in ihrer Vorstellung deutliche Bilder vom Leben, den Sitten, Gebräuchen und der Arbeit dieser Menschen entstanden; dies regte sie zu neuen Spielen an.

Außer bei den Wanderungen in die Natur und den Spielen bot sich ein breiter Raum für die Entwicklung der geistigen und körperlichen Kräfte bei der körperlichen Arbeit. Für das Kind dient die körperliche Arbeit nicht nur dem Erwerb lebensnotwendiger Fähigkeiten und Fertigkeiten, nicht nur der moralischen Erziehung, sie erschließt ihm auch eine reiche Welt der Gedanken, der ästhetischen und intellektuellen Gefühle, die für das Lernen von großer Wichtigkeit sind.

Kenntniserwerb und aktive Betätigung müssen eine untrennbare Einheit bilden. Wir werden schwerlich erreichen, daß sich das Kind von sich aus für Multiplikationstabellen oder die Regeln für die Flächenberechnung des Rechtecks begeistert. Kenntnisse aber werden zum erstrebten Besitz eines jungen Menschen, wenn sie ein Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zieles, eines Arbeitsergebnisses sind. Ich war immer darauf bedacht, daß sich schon die jüngsten Kinder für körperliche Arbeiten begeisterten, die ihnen die Möglichkeit boten, Scharfsinn und Erfindungsgabe zu beweisen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Schule, anwendungsbereite Kenntnisse zu vermitteln. Die Gefahr, daß die Kenntnisse zu totem Ballast werden, entsteht gerade in den Unterstufenklassen, wenn sich die geistige Arbeit

vor allem auf den Erwerb immer neuer Fähigkeiten und Fertigkeiten beschränkt. Wenn diese Fähigkeiten und Fertigkeiten nur angeeignet, aber nicht in der Praxis angewandt werden, dann überschreitet die Lernarbeit allmählich die Grenzen der geistigen Welt des Kindes, dann löst sie sich gleichsam aus dem Kreis seiner Interessenten heraus. Da der Lehrer eine solche Isolierung nicht zulassen darf, muß er dafür sorgen, daß jedes Kind seine Fähigkeiten und Fertigkeiten praktisch anwendet.

Schon in der zweiten Klasse hatten wir zweimal in der Woche eine Stunde der Lieblingsarbeit. Jeder beschäftigte sich in dieser Stunde mit den Dingen, zu denen er sich hingezogen fühlte. In der dritten und vierten Klasse sah der Stundenplan zwei Stunden für die Lieblingsarbeit vor.

Ich strebte danach, daß die Kinder von einer Atmosphäre der Arbeitsfreude umgeben waren. Um meine kleinen Schüler herum arbeiteten ältere Schüler, die sich mit vielen interessanten Dingen beschäftigten. Sie zogen Bäume, bauten Getreide an, konstruierten Modelle von Maschinen und Geräten, erprobten neue Sorten landwirtschaftlicher Pflanzen, arbeiteten an Bodenmischen, pfl egten Tiere und errichteten das Gebäude für ein neues Treibhaus und eine Werkstatt.

Forschergeist und Wißbegierde – das sind die Funken, die bei einem Kind das Feuer des Interesses für die Arbeit zünden.

Meine Sorge um Erfolge beim Lernen begann damit, daß ich mich darum kümmerte, wie das Kind ißt und schläft, wie sein Befinden ist, wie es spielt, wieviel Stunden am Tag es an der frischen Luft ist, welches Buch es liest und welches Märchen es hört, was es zeichnet und wie es in den Zeichnungen seine Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck bringt, welche Gefühle in ihm die Musik der Natur und die Melodien, die aus dem Volk stammen oder von Komponisten geschaffen wurden, hervorrufen, welches die Lieblingsarbeit des Kindes ist, wie feinfühlig sein Herz gegenüber Freuden und Mißgeschicken anderer Menschen ist, wieviel Schönheit das Kind für die Menschen geschaffen hat und was es dabei empfunden hat.

### *Dreibundert Seiten aus dem Buch der Natur*

Der deutsche Mathematiker Klein hat einmal den Gymnasiasten mit einer Kanone verglichen, die zehn Jahre lang geladen und dann abgeschossen wird, wonach absolut nichts in ihr zurückbleibt. Ich mußte mich immer dann an diesen makabren Scherz erinnern, wenn ein Kind eine ihm nicht angemessene geistige Leistung vollbringen sollte, wenn es auswendig lernen mußte, was es nicht verstanden und was in seinem Bewußtsein keinerlei klare Vorstellungen, Bilder und Assoziationen erzeugt hatte. Wird Denken durch Ge-

dächtnisleistungen und werden Wahrnehmungen, Vorstellungen und Beobachtungen des Wesens von Erscheinungen durch Auswendiglernen ersetzt, so stumpft das die geistigen Kräfte der Schüler ab und nimmt ihnen schließlich alle Lust am Lernen.

Wer von uns hat nicht schon oft über das scharfe, ausgezeichnete Gedächtnis von Kindern im Vorschulalter gestaunt. Macht so ein Fünfjähriger mit den Eltern einen Spaziergang durch Wald und Feld, so steht er völlig im Bann der zahlreichen Eindrücke. Mag ein Monat, mögen drei Monate oder ein ganzes Jahr vergehen, der Kleine wird sich bei einem erneuten Spaziergang erinnern, daß er schon einmal „vor langer Zeit“ mit den Eltern hier im Wald oder auf dem Feld gewesen ist. Und die Eltern sind höchst erstaunt über die vielen Einzelheiten, die da aus dem Gedächtnis des Kindes aufblitzen.

Wie hat bloß sein Gedächtnis diese kleinsten Einzelheiten aus der Umwelt bewahren können?

Das ist es ja gerade, daß das Kind so unwahrscheinlich empfänglich ist für die verschiedenen Eindrücke. Diese behält es nicht nur im Gedächtnis, es setzt die Erwachsenen auch durch seine völlig unerwarteten Fragen in Erstaunen, die in seinem Bewußtsein bei der Wahrnehmung von Erscheinungen der Umwelt entstehen.

Während ich über das alles nachdachte, stellte ich mir die Frage: „Wie ist es eigentlich möglich, daß nach zwei bis drei Schuljahren dieses Kind mit der lebendigen Vorstellungskraft, mit dem fabelhaften Gedächtnis und seinen emotionalen Reaktionen auf die Erscheinungen der Umwelt sich absolut eine bestimmte grammatische Regel nicht merken kann, obwohl es sie dutzendmal wiederholt? Warum kann es sich nicht merken, wie das Wort ‚Kohle‘ geschrieben wird und wieviel 6 mal 9 ist?“ Ich kam zu einem nicht minder traurigen Schluß wie jener deutsche Gelehrte: Der Prozeß der Kenntnisvermittlung in der Schule ist häufig völlig isoliert vom gesamten Leben des Kindes. Das kindliche Gedächtnis ist gerade deshalb so gut und treu, weil sich ein Strom von klaren Bildern, Wahrnehmungen und Vorstellungen in dieses Gedächtnis ergießt. Das kindliche Denken überrascht uns immer wieder gerade deshalb durch komplizierte, unerwartete „philosophische“ Fragen, weil es aus der belebenden Quelle dieses Stromes gespeist wird. Man darf unter gar keinen Umständen zulassen, daß die Schultür die Umwelt vom Bewußtsein des Kindes trennt. Ich hatte mir folgendes Ziel gesetzt: Meine Schützlinge sollten ihre ganze Kindheit hindurch ständig klare Bilder, Wahrnehmungen und Vorstellungen aus der Umwelt, der Natur und der Arbeitswelt der Menschen, schöpfen. Ich wollte auf keinen Fall zulassen, daß das Kind ein „Faktensilo“, sein Bewußtsein ein Stapelplatz von Wahrheiten, Regeln und Formeln würde. Ich wollte meine Kinder denken lehren. Die

Natur des kindlichen Bewußtseins und des kindlichen Gedächtnisses selbst fordert, daß man die Welt mit ihren Gesetzmäßigkeiten keinen Augenblick vor dem Kinde verschließt. Ich bin überzeugt, daß die Schärfe des kindlichen Gedächtnisses und die Klarheit seines Denkens mit dem Eintritt in die Schule nicht nur abnehmen, sondern sich noch verstärken, wenn die *Umwelt* zu der Sphäre wird, in der das Kind denken und urteilen lernt.

Ich hatte mir feste Vorstellungen erarbeitet, was die Kleinen Tag für Tag im Verlauf von vier Jahren beobachten würden und welche Erscheinungen der Umwelt sie zum Denken anregen sollten. So entstanden die *Dreihundert Seiten des Buches der Natur*. Das waren dreihundert Beobachtungen, dreihundert eindrucksvolle Bilder. Zweimal in der Woche gingen wir hinaus in die Natur, um zu beobachten und vor allem denken zu lernen. Es waren keine Spaziergänge, sondern wirkliche Unterrichtsstunden.

Ich wollte erreichen, daß die Denkprozesse im Bewußtsein des Kindes auf der Grundlage lebendiger, eindrucksvoller und bildhafter Vorstellungen ablaufen, daß die Kinder bei ihren Beobachtungen der Umwelt Ursache und Wirkung der Erscheinungen erfassen, Qualität und Merkmale der Dinge vergleichen.

Hier nun die erste der dreihundert Seiten aus dem „Buch der Natur“. Die Überschrift dieser Seite heißt „*Belebtes und Unbelebtes*“. An einem sonnigen Vormittag im Frühherbst gingen wir ans Flußufer und setzten uns auf eine kleine Wiese. Vor uns lag die Wiese, mit Herbstblumen übersät, im klaren Wasser des Flusses schwammen Fische, in der Luft flatterten Schmetterlinge, am Steilufer des Flusses flogen Vögel geschäftig hin und her, am hellblauen Himmel segelten Schwalben. Wir gingen zum Steilufer, an dem im Verlaufe vieler Jahre ein Querschnitt durch die Bodenschichten entstanden war. Ich zeigte den Kindern nacheinander die Schwarzerde, die Lehm- und die Sandschicht. Die Kinder schauten sich mit Interesse die verschiedenfarbigen Ton- und Sandschichten an. Da war eine dünne Schicht weißen Tons, darunter goldgelber Sand, noch tiefer waren hübsche, regelmäßig gebildete Kristalle zu sehen. Die Kinder verglichen die obengelegene Schwarzerde mit den tieferen Schichten. „Was seht ihr in der oberen Schicht, Kinder?“ „Wurzeln“, antworteten sie, „aber darunter gibt es keine Wurzeln mehr“.

„Schaut euch mal das grüne Grasbüschel an, das da ganz dicht am Steilhang wächst, und dann diese goldgelbe Sandschicht! Was für ein Unterschied besteht zwischen dem Gras und dem Sand?“ „Das Gras wächst im Sommer, verwelkt im Herbst und wächst im Frühjahr wieder“, antworteten die Kleinen . . . „Das Gras hat kleine Körnchen, die fallen auf die Erde, und aus denen wächst dann neues Gras . . .“

„Und der Sand?“ fragte ich. Ich wollte erreichen, daß sich alle Kinder an den Vergleichen zwischen den Dingen der Umwelt beteiligten, besonders die,

denen das Denken schwerfiel, nämlich Wolodja Litowtschenko, Walja Sokolowa und Nina Garmasch. Außerdem gab es in der Klasse noch Kinder, deren Denken mit einem langsam dahinfließenden, aber wasserreichen Strom zu vergleichen war, zum Beispiel Mischa Gomin und Schura Cholodi. Dann war da ein Mädchen, deren Denkprozesse für mich noch ein Buch mit sieben Siegeln darstellten – Ljuda Iwtschenko. Anfangs glaubte ich, daß es sich bei ihr einfach um einen Fall langsamer geistiger Entwicklung handele und daß es ihr schwerfalle, Überlegungen anzustellen, zu denen andere Kinder durchaus in der Lage sind. Doch die Augen der Kleinen sagten etwas anderes aus: Sie waren lebendig und empfindsam; das Mädchen machte den Eindruck, als ob es ganz bewußt alles, was es wußte, nicht sofort aussprach.

„Schaut euch noch einmal den goldenen Sand und das grüne Gras oder besser nur die Hälmchen davon an. Was ist an beiden gleich und was ist verschieden?“

Die Kinder denken nach, schauen auf die grüne Wiese und den kahlen, steilen Abhang des Ufers. Ich sehe Nachdenklichkeit in den Augen Ljuda Iwtschenkos, Wolodja Litowtschenko hat die Stirn gerunzelt, Walja Sokolowa läßt den weißen Sand von einer Hand in die andere rieseln.

„An den Grashalmen sind Blüten, aber der Sand kann nicht blühen“, sagt Ljuda Iwtschenko, und ihre Augen strahlen vor Freude.

„Auf dem Gras weiden die Kühe, aber versuch' mal, sie auf dem Sand weiden zu lassen“, ruft Wolodja.

„Das Gras wächst vom Regen“, meint Mischa nachdenklich, „aber der Sand kann nicht davon wachsen.“

„Der Sand liegt tief in der Erde, doch das Gras wächst auf der Erde“, sagt Jura Scharko.

Serjoscha Suchenko widerspricht ihm: „Ist denn am Ufer etwa kein Sand? Das Gras reckt sich der Sonne entgegen, aber der Sand wird an der Sonne nur warm . . .“

Danach vergleichen wir einen kleinen Stein, den ein Kind am Ufer aufgehoben hat, mit einem grünen Ahornblatt; dann ein Stückchen rotes Glas, durch das die Welt so wunderbar und märchenhaft erscheint, mit einer Kamillenblüte, einen im Teich schwimmenden Fisch mit einer Gänsefeder und das eiserne Brückengeländer mit einer Hopfenranke, die sich um einen Baum windet. Das Denken der Kinder ist angeregt und wird sehr aktiv; die Mädchen und Jungen stellen einerseits Wechselbeziehungen zwischen den Dingen und Erscheinungen der Umwelt fest, die auf den ersten Blick zu entdecken sind, andererseits aber auch solche Beziehungen, die nicht so offensichtlich sind. Nach und nach entwickelt sich im kindlichen Bewußtsein die erste Vorstellung von Belebtem und Unbelebtem. Manche Dinge sind lebendig, andere nicht, jeder Gegenstand kann in die eine oder die andere Kate-

gorie eingeordnet werden. Das sehen die Kinder an zahllosen Fakten. Als ich aber frage: „Wodurch unterscheidet sich denn Lebendiges von Leblosem?“, können sie keine verallgemeinernde Schlußfolgerung ziehen. Dieser Schluß bildet sich erst allmählich, sammelt sich sozusagen Stück für Stück an, wobei das kindliche Denken wiederum auf das gerichtet ist, was die Augen sehen. Neben diesen richtig beobachteten Merkmalen, Wahrheiten und Gesetzmäßigkeiten kommt es vielfach zu Fehlern, die durch weitere Beobachtungen wieder korrigiert werden. Als Kolja Kossarik sagt: „Lebendiges bewegt sich, Lebloses nicht“, sind fast alle mit ihm einverstanden; dann aber folgt Schweigen, die Blicke der Kinder wandern forschend in die Umgebung, und schon kommen die Entgegnungen: „Ein Stock, der im Fluß schwimmt, bewegt sich doch auch und ist doch nicht lebendig.“

„Ein Traktor bewegt sich auch, ist er deswegen lebendig?“

„Spinnweben schweben durch die Luft und leben nicht.“

„Das Moos auf dem Dach bewegt sich nicht und ist doch lebendig. Oder – lebt es nicht?“

„Und der Sand kann sich auch bewegen. Wir waren mal im Bergwerk, im Tagebau, und da ist ein ganz großer Haufen Sand heruntergekommen . . . Er lief wie ein Bach, in lauter kleinen Strömen.“

Offensichtlich liegt der Unterschied nicht in der Bewegung. Wo aber dann? Die Kinder vergleichen immer wieder Dinge aus der Umwelt miteinander. Dann ruft Schura Tschernenko, ein Junge, dessen lebhaftes Denkvermögen einem Wildbach im Gebirge gleicht, plötzlich erfreut aus: „Das Lebendige wächst, das Leblose aber nicht.“

Die Kinder denken über diese Worte nach, die Blicke wieder auf die Umgebung gerichtet. Sie denken laut: „Gras lebt, es wächst“, „Der Baum ist lebendig, denn er wächst auch“, „Der Heckenrosenbusch auch“, „Der Stein ist leblos, er wächst nicht“, „Mit dem Sand ist es auch so“, „Also stimmt es: alles Lebendige wächst, alles Leblose nicht.“ Mischa Gomin schaut nachdenklich in die Ferne. Hört er überhaupt die Worte seiner Kameraden? Worüber denkt er nach? Als die Kinder alle lebenden und leblosen Objekte ihrer Umgebung aufgezählt haben, sagt Mischa: „Es gibt nichts Lebendiges ohne die Sonne.“ Und wieder ist sein Blick auf das Feld, auf die grüne Wiese gerichtet.

Diese Worte überzeugen mich von neuem, daß die sogenannten langsamen Denker sich häufig durch große Gründlichkeit, Aufmerksamkeit und eine hervorragende Beobachtungsgabe auszeichnen. „Weshalb bin ich eigentlich nicht schon früher darauf gekommen“, dieser Gedanke geht vielen Jungen und Mädchen durch den Kopf. Der von Mischa geäußerte Gedanke, der die Kinder jetzt nicht losläßt, zwingt sie, die Dinge der Umgebung von neuem zu betrachten. Wieder denken sie laut: „Weder das Gras, noch die Blumen,

noch der Baum, noch der Weizen können ohne die Sonne leben. Der Mensch kann es auch nicht . . . Oder vielleicht doch? Nein, denn könnte ein Mensch wohl irgendwo tief unter der Erde leben? Wir wissen doch, wie das Gras im Schatten eines großen Baumes welkt . . . Vater hat neulich gesagt: ‚Wenn bloß die Sonne schiene, dann würde nach dem Regen das Wintergetreide gleich grün werden, aber ohne Sonne wird es nichts . . .‘ Doch ein Stein bleibt immer gleich, ob in der Sonne oder im Keller. Nein, doch nicht, im feuchten Keller überzieht er sich mit Schimmel . . . Aber die Sonne bringt nicht nur Nutzen, sie kann auch die Saat verbrennen, wenn es lange nicht regnet. Also braucht alles Lebendige nicht nur Sonne, sondern auch Wasser . . .“

So laufen die Denkprozesse zunächst auseinander und durcheinander, nach und nach jedoch vereinigen sie sich zu einem einheitlichen Strom. Den Kindern wird immer klarer, daß es in allem Lebendigen komplizierte, für ihren Verstand aber noch nicht faßbare Erscheinungen gibt und daß diese Erscheinungen von der Sonne, vom Wasser, von allem, was den Menschen in der Natur umgibt, abhängig sind. Die Kinder lesen die erste der dreihundert Seiten aus dem „Buche der Natur“ zu Ende, nur ein winziges Stückchen der Umwelt hat sich vor ihnen aufgetan; sie haben verstanden, daß die ganze Welt aus dem Belebten und dem Unbelebten besteht. Aber die erste Vorstellung vom Belebten und Unbelebten wirft ein Fülle von Fragen auf. Auf dem Rückweg schauen sich die Kinder noch einmal all das an, was ihnen bisher alltäglich, selbstverständlich erschien. Sie sehen jetzt vieles, was sie früher nicht sahen; und je mehr sie sehen, um so mehr Fragen tauchen auf: Warum aus dem zarten Sproß, der aus der Eichel herausragt, so eine riesige Eiche wird; woher das Laub, die Äste und der dicke Stamm kommen; weshalb im Herbst die Blätter von den Bäumen fallen und ob die Bäume auch im Winter wachsen. Alle diese Fragen können nicht mit einem Male beantwortet werden, so eine Aufgabe darf man sich auch gar nicht stellen. Wichtig ist, daß die Kinder zu diesen Fragen geführt werden, daß sie lernen, sich an die Quelle des Wissens und Denkens, an die Natur, zu wenden. Und es ist gut, wenn das Kind das richtige, treffende Wort für seine Gedanken findet. Die Klarheit des Gedankens, das wichtigste Charakteristikum des Denkens, wird nur im unmittelbaren Umgang mit den Dingen und Erscheinungen der Umwelt erworben.

Das Lesen im „Buche der Natur“ war für die Kinder interessant. Doch ist dieses Interesse nicht Selbstzweck. Die Sowjetpädagogik ist gegen eine Übertreibung der unmittelbaren Interessiertheit des Kindes am Unterricht, sie lehnt auch die Tätigkeit des Kindes als Endziel des Unterrichts- und Lernprozesses ab. Schon Uschinski schrieb: „Lehrt das Kind nicht nur das zu tun, was es interessiert, sondern auch das, was es nicht interessiert; lehrt es, seine Pflicht mit Lust und Liebe zu tun. Ihr bereitet das Kind auf das Leben vor,

und im Leben sind nicht alle Pflichten interessant.“ Unserer Pädagogik ist die Tendenz bürgerlicher Pädagogen, Inhalt, Formen und Methoden des Unterrichts vom Standpunkt der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse des Schülers aus zu betrachten, absolut fremd. Die bürgerliche Pädagogik, die den Unterricht auf der „unmittelbaren Interessiertheit“ aufbaut, negiert damit ihrem Wesen nach ein System wissenschaftlicher Kenntnisse und die führende Rolle des Lehrers. In der Sowjetpädagogik wird das persönliche Interesse des Kindes als ein Mittel zur Verwirklichung der Bildungs- und Erziehungsziele der Schule betrachtet, als ein Mittel, das dazu beiträgt, eine bestimmte Summe fester wissenschaftlicher Kenntnisse zu vermitteln, als ein Mittel zur Herausbildung persönlicher wissenschaftlich-materialistischer Überzeugungen. Im Lesen des „Buches der Natur“ sah ich keinen interessanten Zeitvertreib, kein unterhaltsames Spiel für die Kinder, sondern einen Weg, der sie in die Welt der wissenschaftlichen Kenntnisse führt. Nicht die Erscheinungen der Umwelt, die die Kinder interessierten, wurden für sie zum Gegenstand des Denkens, sondern jene, in denen sich das Wesen der Gesetzmäßigkeiten in der Natur offenbart. Den Inhalt des „Buches der Natur“ bestimmte der Lehrer, und er ging dabei nicht von der Befriedigung der persönlichen Interessen eines jeden Kindes aus, sondern von der Dialektik einer wissenschaftlichen Erkenntnis der Welt. Darin liegt der prinzipielle Unterschied in der Tätigkeit der Schüler, wie sie in der sowjetischen pädagogischen Theorie verstanden wird und der Schülertätigkeit, wie sie die Pragmatiker, getreu ihrer bekannten These „Tätigkeit ergibt Wissen“, interpretieren.

Wir lasen im „Buch der Natur“ Seite für Seite und lernten denken. Die zweite Seite war überschrieben „*Unbelebtes ist mit Belebtem verbunden*“. Wir gingen in das Treibhaus und beobachteten, wie die älteren Kameraden meiner Zöglinge Gurken, Tomaten, Gerste und Hafer zogen, und zwar nicht auf natürlichem Mutterboden, sondern auf goldgelbem Sand und auf feinem Schotter. Die Kleinen sahen, daß Metall- und Holzkästen mit Sand und Schotter gefüllt wurden, daß diese Mischung mit einer Nährlösung aus chemischen Stoffen getränkt wurde und daß die Gurken- und Tomatenpflanzen aus dem Gemisch die Säfte entnahmen, die sie zum Wachsen und Fruchtragen brauchten. Die leblosen Steine, der Sand und ein weißes Pülverchen waren offenbar alles, was die Pflanzen zum Gedeihen benötigten. Und dann sahen wir in flachen Gefäßen grünende Hafer- und Gerstenstengel, die sogar ohne Boden wuchsen und ihre Nahrung dem Wasser mit dem darin gelösten Pulver direkt entnahmen. Als die Kinder dann die Blüten und Früchte näher betrachteten, stellten sie fest, daß das Leblose nur dort zu einem Medium für das Lebendige wird, wo Sonne, d. h. Licht und Wärme, und Wasser vorhanden sind, daß ein Leben ohne Licht, Wärme und Wasser nicht möglich ist.



W. A. Suchomlinski



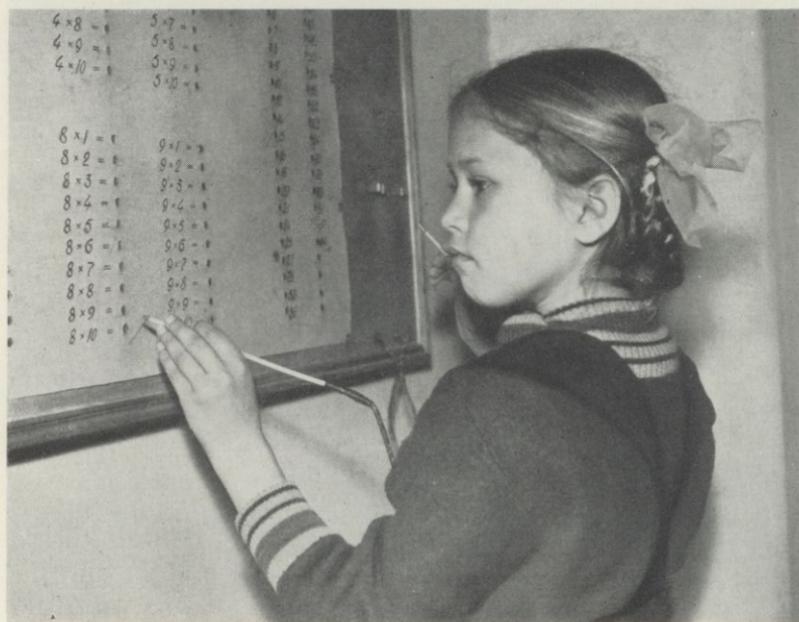
Im Januar im Treibhaus



Biologieunterricht im Treibhaus der Schule



Dieses Aquarium habe ich selbst gebaut



Hier kann ich das Einmalcins ganz selbständig üben



Gäste aus der DDR, Genosse Dr. Polzin bei den Jungen Pionieren



Frühlingsfest der Kinder



All den Mais haben wir geerntet



Diesen Apfelbaum haben wir vor drei Jahren gepflanzt



Unser Brot



Der Tag des ersten Brotes



Wir lesen ein interessantes Buch

„Schaut euch einmal alles genau an und denkt darüber nach, ob Lebendiges ohne Lebloses existieren könnte“, sagte ich zu den Kindern. „Seht mal den großen Kasten, in dem so viele kleine Kästchen stehen; darin sind verschiedene chemische Düngemittel. Jetzt nehmen eure älteren Kameraden aus den einzelnen Kästchen gelbes, weißes und graues Pulver, vermischen es und lösen es in Wasser auf. Der Boden wird aus einem Gemisch von grobem Sand und Humus bereitet. Seht ihr, wie saftig die Tomaten sind, die auf diesem Boden wachsen? Woher nimmt wohl die Pflanze die Nahrung für Blätter, Stengel und Früchte? Sie nimmt sie von den leblosen Stoffen. Das Leblose ist der Nährboden für das Lebendige. Das Lebendige könnte ohne das Leblose nicht gedeihen, blühen und Früchte tragen.“ Diese Wahrheiten riefen bei den Kindern Erstaunen über die Geheimnisse der Natur hervor.

Als die Kinder sahen, daß auf ein und derselben chemischen Lösung ganz verschiedene Pflanzen – Tomaten, Gurken, Hafer – wuchsen, überschütteten sie mich mit Fragen: „Wie kann sich denn die durchsichtige Lösung in dicke Stengel, in farbige Blüten, auf denen die Bienen summen, und in saftige Früchte verwandeln? Woher kommt denn das Lebendige, das Wachsende, Blühende, Fruchtetragende? Die Sonne gibt doch den Pflanzen nicht ein Stückchen Grün, sie scheint und wärmt doch nur? Was ist denn eigentlich in den bunten Pülverchen drin? Warum wird dem Boden unter den Pflanzen Humus beigemischt, und warum grünen sie danach so prächtig?“

Wieviel geben diese Fragen zu denken. Wie wichtig ist diese erste anschauliche Vorstellung von den Beziehungen zwischen Lebendigem und Leblosem für die weitere geistige Entwicklung der Kinder. Mit dem Nachdenken über die Fragen „Woher kommt lebende Materie?“, „Wie ‚macht‘ die Sonne aus Leblosem Lebendiges?“ bereitet sich das Kind darauf vor, das gewaltige Buch des Lebens zu lesen, die Geheimnisse der komplizierten Lebensprozesse zu erkennen.

„*Alles in der Natur verändert sich*“ – so ist die nächste Seite im „Buch der Natur“ überschrieben. Auf diese Seite kommen wir mehrmals zurück.

An einem Herbsttag gehen wir mittags in den Obstgarten. Unter dem Gewicht der Früchte neigen sich die Äste der Apfel- und Birnbäume. „Erinnert ihr euch noch, Kinder, wie der Garten im Winter aussah? Erinnerst ihr euch an die kahlen, reifbedeckten Äste und die schneeverwehten Stämme? Jetzt aber tragen die Zweige dichtes Laub und saftige Äpfel und Birnen.“

Zwei Monate später gehen wir wieder in den Garten. Doch wie sieht es jetzt hier aus? Gelbe Blätter bedecken wie ein weicher Teppich die Erde, die Äste sind schon fast kahl. „Schaut euch mal diese beiden Bäume an. Der eine ist ein alter, fast hohler, absterbender Apfelbaum, den eure Großväter gepflanzt haben. Die Hälfte seiner Krone ist schon vertrocknet, viele trockene Äste sind schon abgesägt. Nur noch wenige Äste sind belaubt, und an denen

hängen große saftige Äpfel. Ein, zwei Jahre wird der Baum noch stehen, dann muß er gefällt, und seine Wurzeln müssen gerodet werden. Daneben steht ein kleiner Wildling, an seinem dünnen Stämmchen ist ein zarter Sproß zu sehen. Dieser Wildling ist mit einem Sproß des alten Apfelbaumes veredelt worden. Nach Jahren wird aus diesem Trieb ein schöner, blühender Apfelbaum geworden sein. Schaut euch einmal genau um, Kinder, ob ihr auch nur eine einzige Pflanze findet, die immer gleich, immer unverändert bleibt!“

Die Lebenserfahrung der Kinder ist noch gering, doch sie leben seit ihrer Geburt in der Welt der Arbeit und der Natur, sie wissen, daß eine Pflanze keimt, erblüht und Früchte trägt. Sie erzählen, wie zuerst ein zarter Trieb aus der Erde kommt und wie er sich nach und nach in eine dicke Sonnenblumenstaude verwandelt; wie die Knospen an den Bäumen aufbrechen und die Blätter hervorkommen. Die Kinder staunen über die schnellen, beinahe sprunghaft vor sich gehenden Veränderungen in der belebten Welt. Gestern waren wir in unserem Pfirsichgarten und sahen uns die schwarzen Knospen an den nackten Ästen an. Heute morgen schon bietet sich uns ein völlig verändertes Bild: Die Zweige sind mit kleinen rosaroten Knospen übersät. „Warum brechen die Knospen so schnell, in einer einzigen Nacht, auf? Schläft der Baum in der Nacht oder nicht? Schlafen die Bäume überhaupt? Tut es dem Baum weh, wenn man einen Zweig abschneidet? Warum wird ein Baum alt und stirbt ab?“ Über diese Fragen mußte ich lange nachdenken, um eine den Kindern gemäße Antwort darauf zu finden. Und meine Antworten riefen einen Schwall neuer Fragen hervor. Diese Seite im „Buch der Natur“ lasen wir am Ufer des Teiches, in der Schlucht, im Dickicht des Waldes und in unserer Höhle, unserem Traumwinkel.

Im seichten Wasser sehen wir winzige Kaulquappen schwimmen. Die Kinder wissen, daß sie einst große Frösche werden. Wie aber geht diese Verwandlung vor sich? Warum ist im Aquarium das kleinste Fischlein von Anfang an ein Fisch, weshalb sind aber die Kaulquappen den Fröschen so gar nicht ähnlich?

Wir beobachten, wie die Kolchosbauern Seidenraupen züchten. Aus einem winzigen Ei, nicht größer als ein Mohnkorn, schlüpft die gefräßige Raupe, die sich nur von den Blättern des Maulbeerbaumes ernährt. Die Raupe wird immer größer, häutet sich mehrmals, kriecht gleichsam aus ihrer Haut heraus und spinnt sich eines Tages in ihr goldgelbes Häuschen, den Kokon, ein. Wie kommt das nur zustande? Was macht sie da drinnen? Wir nehmen einige Kokons und legen sie aufs Fensterbrett. Nach einiger Zeit schlüpfen schöne große Schmetterlinge aus, die wieder Eier legen. Und alles wiederholt sich von neuem. Wie spinnt die Raupe den dünnen Faden? Weshalb frißt sie so viele Maulbeerblätter, bevor sie sich in den Kokon einspinnt?

Einige Zeilen dieser interessanten Seite aus dem „Buch der Natur“ überzeugen die Kinder, daß sich nicht nur das Lebendige verändert. Wir gehen zu den Uferfelsen, die aus Granit bestehen. Die Kinder sehen sich die grauen Steine genau an und stellen an ihrer Oberfläche feine Risse fest. An einer Stelle hat sich eine dünne Schicht von der Oberfläche des Steins gelöst; sie zerfällt, wenn man sie berührt. Der Stein bleibt also auch nicht immer Stein? Die Kinder erinnern sich daran, wie sie vor einigen Monaten sagten, daß der Stein immer gleich bleibe, ob an der Sonne oder im Keller. Die Sonne zerstört den Stein, sie erhitzt ihn am Tage, nachts kühlt er ab, und so entstehen Risse, in die das Wasser eindringt. Es stellt sich heraus, daß auch der Stein, den die Kinder für fest, für ewig hielten, nicht ewig unverändert bleibt.

Wir öffneten die nächste Seite des „Buches der Natur“, die die Überschrift trug „*Die Samenkörner des Lebens*“. Im Herbst sammelten die Kinder die Kerne von Birnen und Äpfeln sowie Pfirsich- und Pflaumensteine, um eine kleine Baumschule anzulegen. Sie wußten, daß aus den Samen Pflanzen entstehen. Im Frühjahr gingen wir auf die Wiese, auf das Feld und in den Wald. Der leichte Frühlingswind riß die weißen Flocken von den Pappeln und die flaumigen Bällchen vom Löwenzahn. Die Kinder fanden kleine Samenkörner in den weißen Flöckchen und bemerkten, daß sie auf trockenem Boden nicht liegenbleiben; nur wenn die Erde feucht ist, klebt so ein Flöckchen fest, „verankert sich“, und aus dem Samen entsteht ein Keim. Mit großem Interesse lasen wir Zeile für Zeile dieser Seite. Später beobachteten wir, wie aus der Kapsel einer Mohnpflanze, die der Wind hin- und herbewegt, durch kleine „Fensterchen“ die bereits reifen Samenkörner herausfallen. Durch ein Vergrößerungsglas schauten wir uns die seltsamen „Häkchen“ und „Krallen“ an, durch die viele Samen an der Kleidung der Menschen oder dem Fell der Tiere hängenbleiben. Wir sammelten Getreidesamen, und die Kinder überlegten: Wie entsteht aus so einem Körnchen eine so große Pflanze? Ist der Samen lebendig oder nicht?

Tiefe emotionale Spuren im Bewußtsein der Kinder hinterließen die Wanderungen, die dem Lesen einer der erregendsten Seiten aus dem „Buch der Natur“ gewidmet waren, nämlich der *Sonne, der Quelle allen Lebens*. An einem heißen Sommertag gingen wir aufs Feld, in den Obstgarten und in den Weinberg. Vor uns lagen die fruchtbaren Fluren, der Weizen reifte, die Sonnenblumen blühten, Kühe und Schafe waren auf der Weide, die Weintrauben füllten sich mit Saft, Äpfel und Birnen prangten an den Bäumen, rot leuchteten die Tomaten aus dem Grün. All diese Gaben der Natur waren undenkbar ohne das Licht und die Wärme der Sonne. Alles, was der Mensch für seine Ernährung und Kleidung braucht, gibt ihm die Erde dank der Sonne. Diese Schlußfolgerung aus zahllosen Beobachtungen und Feststellungen ursächlicher Zusammenhänge rief bei den Kindern tiefes Erstaunen hervor, das

zu einem neuen Denkanstoß wurde. Das Gefühl des Staunens verstärkte sich noch, als den Kindern klar wurde, daß die Sonne die einzige Quelle allen Lebens ist, daß sie gewaltige Vorratskammern auf der Erde schafft, die der Mensch nutzt, indem er seine Arbeitskraft mit der Sonnenenergie vereint. Getreide, Kartoffeln, Sonnenblumen – nichts von alledem gäbe es, wäre nicht die Sonne. Aber auch Fleisch, Milch und Butter hätten wir nicht, denn die Tiere ernähren sich von dem, was auf der Erde – dank dem Sonnenlicht und der Sonnenwärme – wächst. Die Kinder fragten stauend: „Was ist denn eigentlich die Sonne? Woher kommt die Wärme, die sie uns schickt? Warum wärmt sie die Erde im Winter so wenig? Kann sie nicht erlöschen? Und was wird, wenn sie erlischt?“

Das Staunen, die Freude des Erkennens, die Verwunderung über die Größe der Natur und ihre Gesetzmäßigkeiten sind wie ein frischer Luftzug für das helle Feuer des Denkens, sie sind die Quelle für ein sicheres, dauerhaftes Gedächtnis.

Hier nun die Überschriften der Seiten aus dem „Buch der Natur“, die wir nacheinander lasen: „Die pflanzliche und die tierische Welt“, „Wie der Wassertropfen wandert“, „Der Mensch nutzt die Kräfte der Natur“, „Das Erwachen der Natur im Frühling“, „Die längsten Sommertage“, „Frühlingsblumen im Wald, auf den Feldern und auf der Wiese“, „Sommerblumen“, „Maiglöckchen und Veilchen“, „Die Chrysanthemen, die Kinder des Herbstes“, „Das Leben im Teich“, „Die letzten Tage des Altweibersommers“, „Der Winter naht“, „Der erste Wintermorgen“, „Das Leben der Vögel im Winterwald“, „Die Weizenähren“, „Das Leben im Bienenstock“, „Die Schwalben bauen ihre Nester“, „Ein Gewitter zieht auf“, „Herbstwetter“, „Roter, blauer und gelber Mohn“, „Die Blumenwelt im Winter in unserem Schultreibhaus“, „Der Wald bewahrt die Feuchtigkeit“, „Die Störche sind angekommen“, „Die Zugvögel bereiten sich auf den Abflug in wärmere Länder vor“, „Die Sonne nach einem Sommerregen“, „Der Regenbogen über dem Fluß“, „Winter- und Sommergetreide“, „Die Sonnenblumen blühen“, „Die Sterne am Himmel“, „Der Ackerboden“, „Das grüne Blatt – die Vorratskammer der Sonne“, „Pilze und Moose“, „Wie aus einer Eichel eine Eiche wird“ u. a.

Diesterweg schrieb einmal, daß ein schlechter Lehrer die Wahrheit an die Kinder herantrage, während ein guter sie lehre, diese zu finden. In der Gegenwart gewinnt das forschende Herangehen an die Erscheinungen der Umwelt besonders große Bedeutung. Ich wollte erreichen, daß sich die Denkweise meiner Schützlinge auf Beobachtungen, auf Untersuchungen gründet, daß dem Begreifen einer wissenschaftlichen Wahrheit eine Ansammlung von Fakten und deren Analyse und Vergleich vorausgehen. Das Denken der Kinder, die die dreihundert Seiten des „Buches der Natur“ durchgelesen hatten, war durch folgende hervorstechende Besonderheit gekennzeichnet: Bei Ope-

rationen mit abstrakten Begriffen kehrten die Kinder immer zu den Vorstellungen und Bildern zurück, auf deren Grundlage diese Begriffe gebildet worden waren. Das Denken des Kindes ist die Verallgemeinerung jener Vielfalt von Bildern, Fakten und Vorstellungen, die sich im Gedächtnis und in den Gefühlen eingepägt haben.

### *Von der Welt der Dinge zur Gesellschaft*

Die Natur bietet immer wieder einen Ausgangspunkt für die Erziehung des Menschen. Aber mit der Erkenntnis der Natur beginnt erst die Entwicklung des Verstandes, der Gefühle, der Anschauungen und Überzeugungen. Der Mensch lebt in der Gesellschaft, und das Wesentliche in seinem Leben sind die Beziehungen, die er mit anderen Menschen eingeht. Ich wollte, daß die Kinder während der vier Schuljahre in der Unterstufe allmählich eine sehr wichtige Erkenntnis gewinnen: Der Mensch lebt, weil Hunderte und Tausende anderer Menschen seine materiellen und ideellen Bedürfnisse befriedigen, und er selber schafft materielle und ideelle Werte für andere. Auf dieser Grundlage bildet sich die moralische Haltung des Menschen, seine geistige Kultur, seine Einstellung zum Leben und seine Weltanschauung. Die Kinder müssen erkennen und fühlen, daß durch die Schaffung materieller und ideeller Güter die zwischenmenschlichen Beziehungen in unserer Gesellschaft zum Ausdruck kommen, daß hierdurch die gesellschaftliche Seite des Staatsbürgers geprägt wird.

Ich konnte die Erfahrung machen, daß das Kind auf dem Wege des Erkennens, des Verstehens der Dinge durch die Überlegung: was kommt woher? zum Verständnis der gesellschaftlichen Beziehungen gelangt.

Wir hatten das Mittagessen im Schulspeiseraum eingenommen und das Geschirr abgewaschen.

„Wartet noch, Kinder, geht noch nicht!“ sagte ich. „Bleiben wir noch eine halbe Stunde am Tisch sitzen. Wir wollen einmal überlegen, woher all die Dinge kommen, die wir heute benutzt haben. Woher stammt das alles, was wir hier im Speiseraum haben?“

Die Kinder zählten die Nahrungsmittel auf: Brot, Fleisch, Kartoffeln, Milch, Butter und Eier . . . Das Essen wurde auf dem Herd zubereitet, der erst kürzlich vom Töpfer aus neuen Ziegeln gebaut worden war. Der Herd wird mit Kohle geheizt, die aus der Grube stammt.

Wir sitzen an Tischen, auf Stühlen. Sowohl Tische als auch Stühle sind aus Metall und Platten hergestellt.

„Ist das alles?“ fragte ich.

„Ja“, entgegneten die Kinder.

„Seht euch noch einmal aufmerksam um, ihr habt bestimmt noch etwas vergessen.“

Da in der Ecke der Kühlschrank, er kann nicht ohne Elektrizität arbeiten; auch die Lampen an der Wand nicht. Ob die Kleinen diese Dinge bemerken?

Sie bemerkten sie. Mit Staunen trafen sie die Feststellung, daß das Leben zu Hause und das Lernen in der Schule ohne Elektrizität schwierig, sehr schwierig wäre.

Woher stammen denn nun all diese Dinge, ohne die wir nicht auskommen könnten?

Mit dieser Frage beginnen unsere „Exkursionen“ in die gesellschaftliche Produktion, in die komplizierte Welt der Arbeit. Die Kinder empfinden eine große Achtung vor den arbeitenden Menschen, wenn sie feststellen, daß Hunderte von Menschen mit ihrer Hände Arbeit an der Entstehung des duftenden weichen, schmackhaften Brotes beteiligt waren, ehe es Tante Katja in Scheiben schneiden und auf den Tisch stellen konnte. Die Arbeit fast aller Eltern steckt darin. Aber das ist noch nicht alles. Da sind noch die Anstrengungen der Arbeiter, die die Traktoren, Pflüge und Mährescher herstellen. Und die Arbeit des Bergmanns – ohne Kohle kann man kein Metall schmelzen, das für die Herstellung der Maschinen gebraucht wird. Nicht weniger erstaunliche Entdeckungen erwarten uns bei näherer Bekanntschaft mit anderen Gegenständen. Hunderte von Menschen der verschiedensten Berufe, in nahen und fernen Städten, in Dörfern unserer Heimat sind mit ihrer Arbeit daran beteiligt, daß die Kohle aus den Tiefen der Gruben bis in unsere Schulküche gelangt. Und Hunderte von Menschen haben gearbeitet, um das Metall zu schmelzen und daraus unsere Tische und andere Gegenstände zu bauen, um aus Sand und Lehm Ziegel herzustellen.

Einen weiteren Schritt in die Welt der Arbeitsbeziehungen machten wir, als wir uns mit der Frage beschäftigten, woher unsere Kleidung stammt, wie Papier und Bücher hergestellt werden, wer Filme und Musik schafft. In wochen- und monatelanger Beschäftigung mit diesen Fragen erkannten wir die komplizierten Verflechtungen der gesellschaftlichen Beziehungen, erkannten wir den Menschen durch die Welt der Dinge. Die Dinge, die materiellen und ideellen Werte, helfen uns, den Menschen richtig zu sehen, zu verstehen und sein Wesen zu erfassen. Der Bäcker Stepan Maximowitsch z. B., den wir an seinem Arbeitsplatz besuchten, war in den Augen der Kinder nicht einfach ein Mensch, der arbeitet, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, sondern ein Erhalter des Lebens, ohne den Hunderte von Menschen nicht existieren könnten. Jede Woche trafen wir uns mit Leuten, die für viele andere Menschen Güter schaffen, mit Mitgliedern von Feldbaubrigaden, mit Traktoristen, Schlossern und Drehern. An einem Frühlingstag, nach Abschluß der dritten

Klasse, fuhren wir zum Wasserkraftwerk von Kremenchug. Wir sahen, wie dort Elektroenergie erzeugt wird, und sprachen mit den dort beschäftigten Facharbeitern.

Für die Formung der moralischen Überzeugung meiner Zöglinge erschien mir vor allem die Einstellung zur Arbeit entscheidend, die die Menschen bewiesen, mit denen die Kinder zusammentrafen. Wenn Menschen, die für andere so alltägliche, auf den ersten Blick unscheinbare materielle Güter wie Brot, Fleisch, Milch oder Zucker schaffen, auf ihre Arbeit stolz sind, wenn sie sie als einen Dienst an der Gesellschaft ansehen, so macht das einen tiefen Eindruck auf die Kinder. Sie begriffen, daß die Arbeit dem Menschen Bedeutung verleiht, daß sie ihn glücklich macht und dem Leben seinen Sinn gibt. Schon in der Kindheit gewinnt so der junge Mensch die Einsicht, daß das Hauptfeld zur Entwicklung der Kräfte, der schöpferischen Fähigkeiten die Arbeit zum Wohle der Gesellschaft ist.

### *Unsere Reisen um den Erdball*

Ich hatte mir zum Ziel gesetzt, den Horizont der Kinder, ausgehend von den Feldern, Wäldern, Wiesen und dem Fluß in der Nähe des Heimatdorfes, allmählich zu erweitern bis zu den Bildern von der Natur und dem Leben in unserem Heimatland und schließlich auf der ganzen Erde. In der zweiten Klasse begannen wir unsere Reisen über den Erdball. Unsere erste Reise führte uns durch unser Heimatland entlang dem Breitengrad, auf dem wir wohnen. Diese Reise dauerte mehrere Monate und hinterließ im Bewußtsein meiner Zöglinge unauslöschliche Eindrücke.

Wir sitzen in unserer „grünen Klasse“, vor uns ein großer, von der Sonne beschienener Globus; die Erde dreht sich um die Sonne und der Mond um die Erde.

„Schaut euch einmal die Weiten unserer Heimat an, Kinder. Wir wohnen in der Nähe der Westgrenze. Heute machen wir eine weite Reise nach Osten, schauen uns die Landschaften unseres Vaterlandes an.“

Ich erzähle den Kindern von den Strömen, Städten und Dörfern, die an unserem Wege liegen, und von den Menschen, die dort leben. Selbstverständlich weichen wir manchmal ein bißchen vom Wege ab, wenn wir auf etwas besonders Interessantes stoßen. Das Spannende an der Erzählung liegt in der Anschaulichkeit. Ich zeige Bilder und Dias. Es wird schon Abend, und die ersten Sterne zeigen sich am Himmel, so unmerklich sind die zwei Stunden unserer Reise, die uns noch nicht einmal 100 km weit weggeführt hat, vergangen. Mit Ungeduld warten die Kleinen auf den Tag, an dem die Reise weitergeht.

Wieder begegnen uns Städte und Dörfer, Wälder und Flüsse, Großbaustellen und Denkmäler aus alten Zeiten, und doch ist die Reise nicht eintönig, weil uns in jeder Stadt, in jedem Dorf und an jedem Fluß etwas Neues, etwas Besonderes erwartet. Nach mehreren Reisetagen nähern wir uns der Wolga, wir besichtigen die Wasserkraftwerke, treffen mit den Hirten der weiten Wolgasteppen zusammen. Mit angehaltenem Atem lauschen die Kleinen der Erzählung von der großen Schlacht bei Stalingrad. „Hätten hier nicht Zehntausende von Helden ihr Leben eingesetzt, hätten sie nicht den Angriff des grausamen und starken Feindes abgewehrt und ihn besiegt, liebe Kinder, dann säßen wir heute nicht in diesem gemütlichen Klassenraum, und die Sonne schiene nicht auf das glückliche Leben unseres Volkes herab; es würde nur Not und Elend herrschen . . .“ Ich halte es durchaus für richtig, die Kinder schon sehr früh in die große Welt der Schicksale, Nöte und Bedrängnisse der Menschheit einzuführen. Sie sollen fühlen, daß es auch heute noch Kräfte gibt, die bereit sind, einen neuen blutigen Krieg zu entfachen. Möge der Haß gegen diese Kräfte in ihre kleinen Herzen einziehen und wachsen, mögen sie aus den Heldentaten ihrer Väter und Vorväter die Überzeugung gewinnen, daß der Mensch kein Staubkörnchen im Wirbelwind des Schicksals ist, sondern eine mächtige Kraft.

Immer weiter geht die Reise durch das Heimatland, und vor den Kindern eröffnen sich fesselnde Bilder: der reiche Ural mit seinen unerschöpflichen Bodenschätzen, die geheimnisvolle Taiga, die mächtigen sibirischen Ströme. Einen Tag unserer Reise widmen wir den Edelsteinen des Urals, begleiten wir die Geologen auf ihrer Suche nach diesen Schätzen der Natur. Wir besteigen einen Dampfer, überqueren den gewaltigen Baikalsee, erfreuen uns an den Bergen und Wäldern und verbringen eine Nacht am Lagerfeuer. Die Kinder lernen die Reichtümer des Fernen Ostens kennen und stehen schließlich am Ufer des Meeres. Mit einem Ozeandampfer geht es hinüber nach Sachalin und den Kurilen, auf denen zuerst der Tag in unserem Land beginnt. Mehr als 80 Tage dauert unsere Reise, und täglich legen wir etwa 100 km zurück. Ein Gefühl des Stolzes überkommt die Kinder: So riesig und reich ist unsere Heimat. Wir sind mehr als 40 Völkerschaften begegnet und haben hervorragende Menschen kennengelernt: Getreidezüchter, Bauarbeiter, Bergleute, Fischer und Geologen. Und alle arbeiten dafür, daß es uns gut geht.

Anschließend unternehmen wir noch mehrere Reisen durch unser Heimatland. Wir fahren nach Norden, lernen die kalte, rauhe und doch so schöne Tundra kennen, uns weht der frostige Hauch des Eismeeres entgegen, wir treffen die tapferen Polarforscher, Rentierzüchter und Holzfäller. Wir reisen nach Westen in die Karpaten, besuchen unsere Brüder, die Westukrainer, und erfreuen uns an den herrlichen Almen des Gebirges. Auch nach Süden

führt uns unser Weg, über den Kaukasus und durch die Ebenen Mittelasiens.

Ein ganzes Jahr lang dauern unsere Reisen durch das Heimatland. Das Wort „Heimat“ verknüpft sich im Bewußtsein der Kinder mit Vorstellungen von der Größe und Schönheit des Landes, mit dem Gefühl des Stolzes auf die heldenhafte Arbeit der Sowjetmenschen.

Danach begannen die Reisen ins Ausland. Ich hatte mir vorgenommen, den Kindern die Vielfalt und Schönheit der Natur der verschiedenen Gegenden der Erde und alles Schöne und Gute im Leben anderer Völker zu zeigen, das Gefühl der Völkerfreundschaft zu entwickeln, das Interesse wachzurufen an der Kultur, der Kunst, der Gegenwart und der Vergangenheit anderer Völker, die verschiedene Sprachen sprechen, die aber ebenso wie unser Volk Frieden und Glück für sich und ihre Kinder wollen. Auf diesen Reisen spielten Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit eine noch größere Rolle als auf den Reisen durch unser Heimatland. Galt es doch, den Kleinen eine Vorstellung von den fernen Ländern zu vermitteln, sie mit Landschaften und Naturgegebenheiten bekannt zu machen, wie es sie bei uns nicht gibt. Jeden Tag lernten wir ein Stück Lebensweise, Arbeit und Kultur der Völker Ägyptens, Indiens, Ceylons, Indonesiens, der Philippinen und der Länder des Karibischen Raums kennen. Die Kinder sahen Filmberichte über diese Länder. Sie fühlten sich unter die schlanken Palmen, in den dichten Dschungel versetzt und glaubten die glühende Hitze des tropischen Tages und die Kühle des plötzlichen Wolkenbruches zu spüren. Sie erfuhren, welche gewaltigen Werte die Völker geschaffen haben. Besonders interessant war für die Kinder die Fahrt ins Land der Pyramiden, nach Ägypten; sie sahen Bilder von den Pyramiden und der Sphinx. Nun ging es nach Skandinavien, in die Länder Mitteleuropas, die Türkei, nach dem Iran und nach Afghanistan sowie ins Land der aufgehenden Sonne, nach Japan. Mehrere Tage durchzogen wir die Felder, Gebirge und Dschungel unseres großen Nachbarn, Chinas. Unvergesslich blieben auch die Reisen nach Afrika und Südamerika, nach Kanada und in die USA, nach Australien und in die Antarktis.

Die Bilder von der Arbeit, einer häufig sehr schweren, die Kräfte überfordernden Arbeit, ausgeführt von Menschen in den verschiedensten Gegenden der Erde, machten einen großen Eindruck auf die Kinder. Wo immer der Mensch auch lebt, wie auch immer seine Hautfarbe sein mag und welche Sprache er spricht, überall arbeitet er, erzieht er seine Kinder und träumt von ihrem Glück.

Ich bemühte mich, den Kindern das Leben und die Arbeit der Werktätigen in den Ländern des sozialistischen Lagers so klar und eindrucksvoll wie möglich vor Augen zu führen. Besonders begeistert waren die Kleinen von den Reisen in die Nachbarländer, nach Polen, Rumänien und Ungarn. Ich

erzählte ihnen vom heroischen Kampf der polnischen Patrioten gegen den Faschismus. Viel Freude hatten die Kinder daran, als ich ihnen von dem befreundeten Bulgarien, diesem herrlichen Land mit seinen starken, tapferen, schönen Menschen, die unsere Freunde sind, berichtete. Ich bemühte mich, in den Kindern das Gefühl der Freundschaft zu den Werktätigen der DDR, des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates auf deutschem Boden, zu wecken. Die Väter vieler Kinder waren gefallen, deshalb hielt ich es für ganz besonders wichtig für die Entwicklung der Weltanschauung, der Ansichten dieser Kinder über das Schicksal der Menschheit, ein wahrhaftes Bild vom Leben jenes Landes zu entwerfen, dessen Armee in den Jahren des Krieges unserem Volk so viel Leid zugefügt hat. Die Beispiele, die ich in meinen Erzählungen anführte, überzeugten die Kinder, daß der Faschismus und das deutsche Volk nicht ein und dasselbe sind, daß die besten Söhne und Töchter der deutschen Arbeiterklasse in den finsternen Tagen der faschistischen Reaktion im Kampf gegen die Barbarei ihr Leben hingaben, daß sie denselben Feind bekämpften wie auch die Väter meiner Kinder.

Auf unseren Reisen um die Erde erfuhren die Kleinen, daß längst nicht alle Menschen ein glückliches Leben führen, daß es Länder gibt, in denen der Mensch den Menschen unterdrückt und ausbeutet, in denen Hunger und Elend herrschen. Und allmählich bildete sich in den Köpfen der Kinder die erste Vorstellung von dem Grund dieses Übels, von der ungerechten sozialen Ordnung im Kapitalismus.

Als Illustration zu unserer Reise durch die arabischen Länder zeigte ich einen Film, dessen Bilder die Kinder tief erschütterten. Sie sahen, wie ihre Altersgenossen, Mädchen und Jungen, in die Sklaverei verkauft und in Ketten zur Zwangsarbeit getrieben wurden. Neben dem Sklavenmarkt standen die Märchenpaläste der Herrscher dieses Landes, Saudi-Arabiens. Den empfindsamen Kleinen drückte es fast das Herz ab. Sie sahen nun mit anderen Blicken auf die befreite Arbeit der Bürger ihres Heimatlandes und fühlten zum erstenmal, daß die Arbeit zum Wohle der Heimat, der eigenen Familie und des eigenen Volkes ein großes Glück ist.

Auf unserer Reise durch Japan erzählte ich den Kindern von dem kleinen Mädchen Sadako Sasaki, das seit dem Atombombenabwurf auf Hiroshima an der Strahlenkrankheit litt. Als die Kleinen hörten, daß Sadako durch das schwere Leiden für immer ans Bett gefesselt ist, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie nahmen sich das Leid ihrer fernen Altersgenossin sehr zu Herzen, sie wurde für sie zum Freund, und sie wollten ihr unbedingt helfen. Aber wie? Einige Wochen nach unserer „Japanreise“ las ich den Kindern eine kurze Zeitungsmeldung vor, in der berichtet wurde, daß sich Sadako Sasaki vorgenommen hat, tausend Kraniche aus Papier zu falten. Nach japanischem Glauben wird ein Mensch, der mit eigenen Händen tausend Kra-

nische herstellt, für immer glücklich. Mit ganzem Herzen waren die Kinder bei der kleinen Japanerin, es schmerzte sie, daß das Mädchen mit seinen zitternden Händchen die Kraniche nur ganz langsam herstellen konnte. In unserem Volk gibt es eine ähnliche Sage: Die liebende Mutter macht ihrem kranken Kind aus Silberpapier Lerchen, die ihm die Gesundheit wiedergeben sollen. Meine Kleinen klebten nun eifrig Papierkraniche und schickten sie ins ferne Land der aufgehenden Sonne. Jede Nachricht über die Verschlechterung des Gesundheitszustandes Sadako Sasaki brachte ihnen tiefen Schmerz. Als sie vom Tode der fernen Freundin erfuhren, wirkte es auf die jungen Herzen wie der Verlust eines nahen Menschen.

Die Welt, deren Horizont sich allmählich vor dem Kinde weitet, das sind nicht nur die Kontinente und Meere, die Inseln, die ungewöhnlichen Pflanzen und Tiere, das Nordlicht der Arktis und die Hitze der Tropen, das sind auch die Beziehungen der Menschen, das ist der jahrhundertealte Traum der Menschheit von Glück und Gerechtigkeit, der in den Ländern, in denen die Unterdrückung des Menschen durch den Menschen beseitigt ist, bereits verwirklicht wurde. Mein Wunsch war, die Kinder in diese Welt nicht als unbeteiligte, leidenschaftslose Beobachter hinausgehen zu lassen; ich wollte sie zu Menschen formen, denen das Schicksal der Welt am Herzen liegt.

*Laßt die Kinder die Freude an der geistigen Arbeit,  
die Freude am Erfolg beim Lernen spüren*

Die Tätigkeit des Kindes in der Schule, seine Erfolge und Mißerfolge beim Lernen machen einen großen Teil seiner geistigen Welt, seines inneren Lebens aus. Das Kind eignet sich täglich neue Kenntnisse an, und es hat seine absolut persönliche Einstellung zu seiner Arbeit, zu dem, was ihm gelingt oder mißlingt.

Mir krampfte sich immer das Herz zusammen, wenn ich so einen kleinen Kerl aus der ersten Klasse sah, der einfach nicht begreifen konnte, was im Unterricht erklärt wurde, der seine Aufgaben nicht schaffte und dann eine ungenügende Note erhielt. Er fühlte sich nicht nur tief unglücklich, sondern sah auch häufig im Lehrer seinen Feind. Der Lehrer, der ihm, dem Kind, eine Vier gibt, weil es etwas nicht verstanden hat, ist für den Kleinen der ungerechteste Mensch der Welt.

In einer Schule ereignete sich folgender Vorfall. Ein Kind konnte einfach nicht begreifen, wie sich eine Pflanze ernährt und wie sie atmet, wie sich aus der Knospe das Blatt entwickelt und aus der Blüte die Frucht, wie die Blüte aufgebaut ist usw. Der Lehrer rief den Kleinen oft zur Tafel und begleitete die Bemühungen des Kindes mit den Worten: „Kannst du denn diese ein-

fachen Dinge wirklich nicht verstehen? Was verstehst du denn überhaupt?!" In einer Stunde sagte der Lehrer: „In einigen Tagen brechen die Kastanienknospen auf, wir werden gemeinsam in die Kastanienallee gehen, und wenn Aljoscha dann nicht erzählen kann, was alle anderen längst begriffen haben, dann ist er ein hoffnungsloser Fall.“ Der Lehrer liebte die Allee mit den kleinen Kastanienbäumen, die er selbst angelegt hatte, sehr. Am Abend vor der besagten Stunde ging er nochmals mit einigen Schülern in die Allee, um sich an den aufgebrochenen Knospen zu erfreuen, die die Krone eines jeden Bäumchens zierten. „Merkt ihr, wie die Knospen duften? Das ist der Duft des erwachenden Frühlings“, sagte er.

Als der Lehrer mit der Klasse am nächsten Tag in die Allee kam, erwartete ihn eine böse Überraschung. Alle Knospen an den Bäumchen waren abgebrochen. Die Kinder standen traurig da. In Aljoschas Augen aber glaubte der Lehrer Schadenfreude zu lesen.

Diese Tat des Kindes ist gleichsam eine Explosion der im Laufe der Zeit gestauten Widerstandskräfte. Es brachte damit seinen Protest und seine Empörung über den mangelnden Glauben an seine Kräfte zum Ausdruck. In der Erziehungspraxis kommt es aber auch häufig vor, daß ein Kind, das eine Vier nach der anderen bekommt, sich scheinbar damit abfindet und gleichgültig wird. Oft wird diese Gleichgültigkeit gegenüber den Zensuren zum Gegenstand des Spottes der anderen Kinder. Der Betroffene findet sich auch damit ab, und alle gewöhnen sich daran, daß Wanja oder Petja gar keine anderen Noten als Vieren bekommen kann. Das ist das Furchtbarste, was ich mir im Leben der heranwachsenden Persönlichkeit vorstellen kann. Was sollen wir von einem Menschen erwarten, der schon im Kindesalter das Gefühl für den eigenen Wert, die eigene Würde verloren hat?

Eine der wichtigsten Erziehungsaufgaben besteht darin, jedem Kind beim Lernen Erfolgserlebnisse zu verschaffen, die es mit Stolz auf die eigene Leistung erfüllen. Ich eröffnete dem Kind nicht nur die Welt, sondern festigte auch seine Stellung als aktiv tätiger Mensch in seiner Umwelt, der stolz ist auf seine Arbeit und auf seinen Platz im Kollektiv. Der Unterrichtsprozeß geht im Kollektiv vor sich, doch jeden Schritt auf dem Wege der Erkenntnis macht das Kind selbständig, seine geistige Arbeit ist ein zutiefst individueller Prozeß, der nicht nur von seinen Fähigkeiten, sondern auch von seinem Charakter und vielen anderen, häufig nicht auf den ersten Blick zu erkennenden Bedingungen abhängig ist.

Das Kind kommt mit offenem Herzen, mit dem aufrichtigen Wunsch, gut zu lernen, in die Schule. Der Gedanke allein, man könnte in ihm einen Faulpelz oder Pechvogel sehen, ist ihm schrecklich. Der Wunsch, gut zu lernen, ein aufrichtiger, schöner, menschlicher Wunsch, ist für mich wie eine helle Flamme, die das ganze kindliche Dasein erleuchtet. Diese Flamme trägt das

Kind dir, seinem Lehrer, mit unbegrenztem Vertrauen entgegen. Sie ist durch eine unvorsichtige Berührung, durch ein schroffes Wort oder durch Gleichgültigkeit, leicht zum Verlöschen zu bringen. Das Flämmchen des Wissensdurstes braucht den belebenden Sauerstoff, und dieser Sauerstoff ist für das Kind das Erfolgserlebnis beim Lernen, das stolze Bewußtsein: Ich habe einen Schritt vorwärts gemacht und werde immer mehr lernen.

Auch einem Erwachsenen wird eine vergebliche, nutzlose Arbeit bald über, sie stumpft ihn durch ihre Sinnlosigkeit ab. Wenn ein Kind in seiner Arbeit keinen Erfolg sieht, erlischt die Flamme des Wissensdurstes. Und wie unendlich schwer ist es doch, dieses Flämmchen wieder zu entzünden! Das Kind verliert den Glauben an die eigenen Kräfte, es schließt sich innerlich ab, wird mißtrauisch, antwortet auf Ratschläge und Bemerkungen des Lehrers mit Frechheiten, und es kommt zu Ausbrüchen von Erbitterung und Empörung. Oder es geht noch schlimmer aus: Das Kind stumpft ab, es gewöhnt sich an den Gedanken, daß es zu gar nichts fähig ist. Zorn und Empörung überkommen mich, wenn ich ein solches in sein Schicksal ergebenes Kind sehe, das bereit ist, wenn es sein muß, eine ganze Stunde lang die „Belehrungen“ des Lehrers über sich ergehen zu lassen, und das den Worten seiner Kameraden gegenüber absolut gleichgültig ist, wenn diese sagen: „Du bist ja sowieso ein Sitzenbleiber.“ Was kann wohl unmoralischer sein, als in einem Menschen das Gefühl der eigenen Würde zu untergraben.

Von der Einstellung, die der Schüler in der Kindheit und im Jugendalter zu sich selbst hat, wie er sich in der Welt der Arbeit sieht und beurteilt, hängt in hohem Grade seine moralische Haltung, sein Gewissen ab. Uschinski schrieb einmal, daß das Kind von Natur aus nicht geistig träge ist, daß es gern selbständig arbeitet und alles gern selbst machen möchte. Deshalb müssen wir die Kinder die geistige Arbeit, das Denken und Beobachten lehren, müssen ihnen zeigen, was wir unter guter Arbeit verstehen, und ihr Verständnis für die geistige Arbeit wecken, ehe wir ihnen dafür eine Zensur erteilen. Vergessen wir niemals, daß ein Kind, das nie Freude an der Lernarbeit, das nie das herrliche Gefühl der Lust und des Stolzes nach dem Überwinden einer großen Schwierigkeit ausgekostet hat, ein unglücklicher Mensch ist. Das Kind Freude an der Arbeit empfinden zu lassen, ihm Erfolgserlebnisse beim Lernen zu verschaffen und in seinem Herzen das Gefühl des Stolzes und der eigenen Würde wachzurufen ist das erste Gebot der Erziehung. Es darf in unseren Schulen keine unglücklichen Kinder geben, Kinder, die von dem Gedanken, sie seien zu nichts fähig, gequält werden. Erfolg beim Lernen schafft die Energie zur Überwindung weiterer Schwierigkeiten und weckt den Lernerifer.

All unsere pädagogischen Absichten und Ziele, all unsere Theorien führen zu nichts, wenn das Kind nicht den Wunsch hat zu lernen. Dieser Wunsch ent-

steht nur zusammen mit dem Erfolgsgefühl beim Lernen. Hier scheint ein Paradoxon vorzuliegen: Um Erfolg zu haben, muß das Kind gut lernen; und um gut zu lernen, muß es Erfolg haben. Jedoch liegt hierin kein Widerspruch, sondern die echte dialektische Einheit des Prozesses der geistigen Arbeit. Interesse am Lernen gibt es nur dort, wo Begeisterung vorhanden ist, die aus dem Erfolg beim Lernen entsteht; ohne Begeisterung wird das Lernen für das Kind zur Last, zur Qual. Beharrlichkeit, möchte ich sagen, ist eine Begeisterung, die mit dem festen Glauben des Kindes an den Erfolg multipliziert ist.

Ich bin davon überzeugt, daß eine so einfach scheinende Sache wie die Zensurierung der Schülerleistung die Fähigkeit des Lehrers widerspiegelt, zu jedem Kind die richtige Einstellung zu finden und ihm seinen Wissensdrang zu erhalten. Im Verlauf der vier Jahre der Unterstufe habe ich nicht eine einzige ungenügende Note – weder für schriftliche noch für mündliche Leistungen – gegeben. Die Kleinen lernten lesen, schreiben und rechnen. Ein Kind hatte dabei schon positive Ergebnisse aufzuweisen, ein anderes noch nicht. Das eine begriff schnell, was ich sagte, das andere nicht; doch hieß das noch lange nicht, daß es nicht lernen wollte. Ich bewertete die Arbeit nur dann, wenn sie positive Ergebnisse brachte. Erreichte ein Kind die Resultate, die es bei seiner Arbeit anstrebte, nicht, so erhielt es keine Note; es mußte noch weiter arbeiten, nachdenken, sich konzentrieren und die schlecht gemachte Arbeit von neuem anfertigen.

In der ersten Klasse gab ich die ersten Noten vier Monate nach der Einschulung. Wichtig bei diesen ersten Zensuren ist, daß das Kind begreift, was gute, ausdauernde, fleißige Arbeit bedeutet. Ein kleines Kind macht eine Arbeit nicht deshalb schlecht, weil es sie nicht gut machen will, sondern weil es sie noch nicht gut machen kann, weil es noch gar keine Vorstellungen von „gut“ und „schlecht“ hat; weshalb also sollte ich ihm eine Vier geben? Mir kam es auf folgendes an: Das Kind sollte sich, nachdem es die gleiche Arbeit mehrmals gemacht hatte, durch eigene Erfahrungen davon überzeugen, daß es diese Arbeit bedeutend besser machen kann, als es anfangs schien. Das hat eine sehr große pädagogische Bedeutung. Das Kind entdeckt in sich schöpferische Kräfte, es freut sich über seinen Erfolg und will immer besser arbeiten. Wenn das Kind eine weniger gelungene Arbeit mit einer besseren vergleicht und den Fortschritt sieht, gibt ihm das einen starken Auftrieb.

Ein Kind, das oft diese Freude empfunden hat, strebt immer danach, die Arbeit mit eigenen Kräften zu bewältigen, es sucht sich keinen leichten Weg und benutzt nicht die Ergebnisse fremder Arbeit.

Erst nachdem meine Schüler gelernt hatten, eine Arbeit zu wiederholen und zu verbessern und dabei Freude und Stolz empfunden hatten, begann ich, ihnen Zensuren zu geben, wie gesagt, nur bei positiven Ergebnissen. Die

einen bekamen ihre ersten Noten nach vier, die anderen erst nach sechs Monaten. Wolodja Litowtschenko und Mischa Gomin gab ich die ersten Zensuren sogar erst zu Beginn des zweiten Schuljahres. Mit ihnen arbeitete ich sehr lange Zeit, um zu erreichen, daß sie ihre Arbeit von einem Tag zum anderen wenigstens ein kleines bißchen verbesserten, daß sie nicht stehenblieben und nicht den Glauben an die eigenen Kräfte verloren.

Es war in einer Grammatikstunde in der zweiten Klasse. Nach der Erarbeitung einer Regel und den sich anschließenden Übungen arbeiteten die Kinder selbständig; Ziel dieser selbständigen Arbeit war die Vertiefung der Kenntnisse und gleichzeitig die Kontrolle. Für diese Arbeit wurden Zensuren gegeben. Bei der Überprüfung sah ich, daß Mischa Gomin und Wolodja Litowtschenko ihre Arbeit schlecht gemacht hatten. Gewöhnlich werden in solchem Fall Vieren oder Fünfen verteilt. Ich tat das nicht. Die Kinder, die mit allen Kräften lernen wollten, hätten die Vier wie eine Verurteilung empfunden. Es hätte sie bedrückt, daß ihre Kameraden einen Schritt vorwärts getan hatten, während sie immer noch an derselben Stelle standen. Nachdem ich die Fehler korrigiert hatte, gab ich Mischa und Wolodja ihre Arbeiten ohne Noten zurück und sagte: „Mischa und Wolodja, ihr habt noch keine Note verdient; ihr müßt euch noch mehr anstrengen und besser arbeiten. Macht noch eine Übung selbständig; zeigt, daß ihr es könnt und eine Zensur verdient!“

Die Kinder waren es schon gewohnt, für unbefriedigende Arbeiten keine Zensuren zu erhalten. Nach und nach festigte sich in ihrem Bewußtsein die Überzeugung, daß eine einmal ausgeführte Arbeit nicht eine zurückgelegte Etappe ist, die mit einer „Verurteilung“ endet und zu der es keine Rückkehr mehr gibt. Der Weg zum Erfolg wurde so dem Kind nicht verbaut; es wußte: was ich jetzt noch nicht geschafft habe, kann ich in naher Zukunft – vielleicht schon heute oder morgen – erreichen. Mischa und Wolodja hatten nicht das Gefühl, „verdammte“ worden zu sein, das ein Kind empfindet, wenn es nach einer ungenügenden Zensur gleichsam um einen Schritt hinter seinen Kameraden zurückgeblieben ist. Noch in derselben Stunde baten Mischa und Wolodja: „Geben Sie uns doch bitte noch eine Übung.“ Ich tat es. Im Verlauf des Schultages fanden sie Zeit, diese Übung zu erledigen. (Der Arbeitstag ist bei uns so eingeteilt, daß jedes Kind täglich eineinhalb Stunden für solche Arbeiten zur Verfügung hat, die es für besonders wichtig und nötig hält.) Die beiden Jungen gaben sich die größte Mühe, eine Zensur zu erlangen, um so zu beweisen, daß sie nicht schlechter waren als die anderen. Ich überprüfte die Arbeit; fast immer verdienten die Arbeiten in solchen Fällen eine Zensur.

Wolodja Litowtschenko konnte auch lange nicht den Sinn mathematischer Aufgaben begreifen. Er hatte bisher ganz ohne fremde Hilfe – entweder meine

oder die seiner Kameraden – noch nicht eine einzige Aufgabe gelöst, und das machte mir große Sorgen. Ich beeilte mich jedoch nicht mit Erklärungen. Das wichtigste war, daß das Kind selbst, durch seine eigene Anstrengung zu dem Ergebnis kam und das Wesen der wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen den Dingen und Erscheinungen erkannte. Eine solche Erkenntnis bleibt jedoch aus, wenn das Kind nicht geschult ist, theoretisch zu denken, wenn es das, was es mit eigenen Augen sieht, nicht vergleichen und analysieren kann. Ich führte die Kleinen hinaus in die Natur, lehrte sie immer von neuem beobachten, nachdenken, Dinge, Qualitäten und Erscheinungen einander gegenüberstellen und Wechselwirkungen erkennen. Ich bemühte mich, bei Wolodja Verständnis für Zahlenzusammenhänge zu wecken und ihm begreiflich zu machen, daß sie nicht von irgend jemand „erfunden“ sind, sondern tatsächlich existieren. Hierbei kommt es nicht so sehr darauf an, daß das Kind sofort rechnen, Operationen mit Ziffern vollziehen kann, sondern daß es das Wesen der Zusammenhänge erfaßt.

Einmal saßen wir in unserer Hütte auf dem Melonenfeld und beobachteten, wie auf dem Nachbarfeld ein Mähdrescher Weizen erntete. Von Zeit zu Zeit transportierte ein Lkw das ausgedroschene Korn vom Mähdrescher ab. In wieviel Minuten ist der Kasten des Lkw voll? Die Kinder schauten interessiert auf die Uhr. Es dauerte genau 20 Minuten. Wie haben die Menschen wohl ihre Arbeit berechnet, daß der Mähdrescher nicht anzuhalten braucht? Bis zu dem Zeitpunkt, an dem der Lkw voll sein würde, verblieben noch 5, 4, 3 Minuten. Die Kinder wurden unruhig; wahrscheinlich muß der Mähdrescher doch anhalten, denn der neue Lkw ist ja noch nicht da. Es waren noch 2 Minuten verblieben, als der Lkw aus dem Wald auftauchte und in wenigen Sekunden den Mähdrescher erreichte. Die Kinder wußten, daß die Fahrzeit eines Autos bis zur Ablieferungsstelle genau eine Stunde beträgt. Es wurde ihnen klar, daß die Arbeiter die Zusammenhänge zwischen Entfernung und Zeit vorher genau berechnet und genau so viele Lkw zum Abtransport des Getreides eingesetzt hatten, wie erforderlich waren, um in der Arbeit des Mähdreschers keinen Leerlauf entstehen zu lassen. „Wenn nun ein Lkw bis zur Ablieferungsstelle nicht eine, sondern zwei Stunden brauchte, Wolodja, müßten die Kolchosbauern dann mehr oder weniger Lkw zum Abtransport einsetzen?“ „Natürlich mehr“, sagte Wolodja, und seine Augen strahlten vor Freude. „Jetzt sind doch drei Wagen ständig unterwegs, einer wird am Mähdrescher beladen und einer an der Ablieferungsstelle entladen. Und wenn der Weg länger wäre, müßten auch mehr Wagen unterwegs sein...“ Ich sehe, wie Wolodja sich anstrengt, wie er darüber nachdenkt, wieviel Lkw gebraucht würden, wenn der Weg doppelt so lang wäre. Aber die Hauptsache ist in diesem Augenblick nicht, daß er diese Aufgabe rechnerisch löst; die Hauptsache ist, er begreift, daß Rechenaufgaben nicht „Erfin-

dungen“ von Leuten sind, die nichts Besseres zu tun haben, sondern daß die Aufgaben in der Umwelt existieren, daß sie sich aus dem Leben, aus der menschlichen Arbeit ergeben.

Wir gingen noch häufig in die Natur hinaus, und ich wies Wolodja immer wieder auf Aufgaben hin, die die Menschen bei ihrer Arbeit lösen. Ich setzte ihn an den Rechenkasten, er trainierte und überprüfte sich selbst; besonders achtete ich darauf, daß er nicht erst darüber nachdenken mußte, wieviel  $12 - 8$ ,  $19 + 13$ ,  $41 - 19$  ist; denn wenn ein Schüler damit Schwierigkeiten hat, kann er nicht über die Problematik der Aufgabe nachdenken. Ich hatte mehr als einmal erlebt, daß ein Schüler in der Mittelstufe nur deshalb vor der Algebra kapitulierte, weil er in der Unterstufe den Bestand der natürlichen Zahlen nicht in dem Maße beherrschen gelernt hatte, daß er nicht mehr an elementare Dinge zu denken brauchte, sondern alle Kräfte seines Verstandes auf das abstrakte Denken konzentrieren konnte. Und endlich war es dann so weit: Es kam der Tag, an dem Wolodja eine Aufgabe völlig selbständig löste. Was dieser Tag für den Jungen bedeutete, ist schwer zu ermessen. Seine Augen glänzten, als er seine Aufgabe erklärte; zwar war seine Erklärung noch etwas wirr, aber ich sah, daß er endlich etwas entdeckt hatte, was ihm bisher stets verborgen geblieben war. Wolodja zitterte direkt vor Freude, und ich war erleichtert: „Endlich hat er es geschafft.“ Der Junge konnte kaum das Ende des Unterrichts erwarten, dann stürmte er nach Hause, um seiner Mutter die frohe Nachricht zu überbringen. Doch die Mutter war nicht zu Hause. „Ich habe ganz allein eine Aufgabe gelöst“, berichtete er voller Stolz seinem Großvater und erklärte ihm die Aufgabe. Dieser Stolz auf den Erfolg ist die Atmosphäre, in der die menschliche Würde gedeiht. Ohne Stolz auf seine Arbeit ist der Mensch kein richtiger Mensch.

Dieser Fall wurde Anlaß zu mancherlei Überlegungen in unserem pädagogischen Kollektiv. Wir alle sahen die Kinder, denen vieles beim Lernen schwerfällt, plötzlich in einem ganz anderen Licht. Vor allem wurde uns klar, daß die endgültige und kategorische Schlußfolgerung „Der Schüler schafft es ja doch nicht, es ist halt sein Schicksal“ niemals vorschnell gezogen werden darf. Es kann ein, zwei, ja sogar drei Jahre dauern, bis den Schülern ein bestimmter Schritt gelingt. Mit dem Denken verhält es sich wie mit einer Blüte, die ganz allmählich die zum Erblühen nötigen Säfte ansammelt. Sorgen wir also dafür, daß die Wurzeln die lebensnotwendigen Säfte im Überfluß erhalten und daß die Blüte viel Sonne bekommt, damit sie prächtig aufblüht! Lehren wir die Kinder denken, eröffnen wir ihnen die Quelle allen Denkens, die Umwelt! Vermitteln wir ihnen die größte menschliche Freude, die Freude an der Erkenntnis!

Niemals darf die Zensur für das Kind zur Fessel werden, die sein Denken hemmt. Zwischen den Kindern und mir herrschte stets eine Atmosphäre des

gegenseitigen Vertrauens und Wohlwollens. Die Kinder hatten nie Furcht, mir zu sagen, daß ihnen irgend etwas nicht gelungen war, so sehr sie sich auch mit der Aufgabe abgemüht hatten. Mit allen Zweifeln, allem Kummer, aber auch aller Freude kamen die Kinder zu mir. Ich war für sie niemals der Unglücksbote, und eine ungenügende Note ist nun einmal für die Kleinen ein Unglück. Wenn der Lehrer dem Kind fast jeden Tag erklärt: „Du hast schon wieder eine Vier!“, dann reicht das aus, dem Kind Kummer zu machen. Noch schlimmer aber ist es, wenn sich der kleine Mensch allmählich an sein Unglück gewöhnt, gleichgültig wird und sich sein Herz verhärtet. Ein hartes Herz aber ist ein sehr fruchtbarer Boden für Grausamkeit. Wenn es in einer Klasse unglückliche Kinder gibt und die Klassenkameraden nicht bestrebt sind, ihnen zu helfen, kommt es nie zur Bildung eines einheitlichen Kollektivs, dessen Mitglieder einander wohlgesonnen sind. Die Zensur darf jedoch auch niemals ein Mittel der Korrumpierung sein, wie das leider häufig in den Schulen der Fall ist. Kaum hat ein Kind eine kurze Antwort gegeben, schon bekommt es eine Zensur. Ein solches Vorgehen bewirkt eine leichtfertige Einstellung gegenüber der Zensur und gegenüber dem Lernen. Das Kind muß sich immer bewußt sein, daß eine Zensur das Ergebnis geistiger Anstrengung ist.

Durch ihre eigenen Erfahrungen, wie Erfolge in der geistigen Arbeit erungen werden, entwickeln die Kinder die wertvollen Eigenschaften der Selbstdisziplin und Selbstkontrolle. Die Gewohnheit, ausdauernd zu arbeiten und bessere Resultate als früher zu erzielen, ruft beim Kinde Unduldsamkeit gegenüber oberflächlicher, ungenauer Arbeit, gegenüber Müßiggang und Schلودerei hervor.

In den ersten Wochen des zweiten Schuljahres führten wir Tagebücher für die Kinder ein. Sie trugen selbst die im Unterricht erhaltenen Zensuren in diese Tagebücher ein. Kein Kind hat jemals den Versuch unternommen, den Eltern eine Zensur zu verheimlichen. Das ist auch ganz natürlich, wenn die Zensur die Freude am Erfolg widerspiegelt. Die Unterschrift des Lehrers im Tagebuch war absolut nicht erforderlich. Eine solche Unterschrift unter der Zensur ist ein Überbleibsel der alten Schule, in der eine Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens und gegenseitiger Verdächtigungen herrschte und in der dem Lehrer das Schicksal des Kindes gleichgültig war. Wenn kein Vertrauen zwischen Lehrer und Schülern herrscht, wenn das Kind versucht, den Lehrer zu betrügen, und wenn die Zensur zur Peitsche wird, mit der die Erwachsenen das Kind vorwärtstreiben, wird die Basis einer wahren Erziehung zerstört.

Mit einer zu Unrecht erteilten Vier beginnt das größte Übel in der Schule, nämlich der Betrug an Lehrer und Eltern. Da wenden Kinder die raffiniertesten Tricks an, nur um Mißerfolge in der Schule vor den Eltern und häus-

liche Mißerfolge und Faulheit vor dem Lehrer zu verbergen. Je größer das Mißtrauen des Lehrers gegenüber dem Kind ist, um so mehr wächst dessen Erfindungsreichtum im Betrügen, und um so besser wird der Boden für Faulheit und Nachlässigkeit. Die sogenannte Faulheit beim Kind erwächst aus Ungerechtigkeit und Mißtrauen. Wir sollten niemals vergessen, daß wir lebendige Menschen, Kinder, unterrichten! Die Zensur, die ich als Lehrer dem Schüler gebe, ist nicht nur ein Meßwert für seine Kenntnisse, sondern drückt vor allem meine Einstellung zu ihm als Menschen, als Kind, aus. Mir blutet das Herz, wenn ich Lehrer sehe, in deren Händen die Vier zum Schreckgespenst für die Kinder geworden ist. Die Lage solcher Kollegen ist tragisch. Sie begreifen selbst nicht, daß sie sich mit der Vier am Kinde für ihre eigenen Mißerfolge rächen. Und wo Rachsucht und Schadenfreude herrschen, kann von Erziehung keine Rede sein.

Ein vorsichtige, behutsame Einstellung zur Zensur bedeutet aber auf gar keinen Fall, daß Nachlässigkeit und Faulheit verziehen werden sollen. Der Schüler muß zu der Überzeugung gelangen, daß das Lernen, daß die geistige Tätigkeit Arbeit ist, die viel Kraft, Konzentration des Willens und auch den bewußten Verzicht auf viele Vergnügungen erfordert.

Ich rate allen Lehrern: Hütet die Flamme des Forscherdranges und des Strebens nach Wissen! Laßt sie niemals verlöschen! Die einzige Quelle, die diese Flamme speist, ist die Freude am Erfolg, ist das Gefühl der Ehre und des Stolzes auf die eigene Leistung. Belohnt jeden Erfolg, jedes Überwinden von Schwierigkeiten mit einer wohlverdienten Zensur, aber mißbraucht die Zensur nicht! Vergeßt nie, daß das Fundament für Eure eigene pädagogische Meisterschaft im Kinde selbst, in seiner Einstellung zum Wissen und zu Euch, liebe Kollegen, liegt. Dieses Fundament ist der Wunsch des Kindes zu lernen, ist seine Begeisterung und seine Bereitschaft, Schwierigkeiten zu überwinden.

### *Das Märchenzimmer*

Die ästhetischen, moralischen und intellektuellen Gefühle, die unter dem Eindruck von Märchen bei den Kindern entstehen, sind von großer Bedeutung für die Charaktererziehung. Durch das Märchen erhält das Kind besonders klare Vorstellungen von Gut und Böse, von Recht und Unrecht. Es öffnen sich ihm moralische Wahrheiten in einprägsamer ästhetischer Form. Es ist sehr wesentlich, daß das Kind im Märchen die Welt nicht nur intellektuell erkennt. Ohne ästhetische Erziehung ist die ideologische, moralische Erziehung des Kindes nicht denkbar. Ideen werden dem Bewußtsein des Kindes nur dann zugänglich, wenn sie in ästhetischen Gestalten verkörpert sind.

Die Gefühlsbetontheit der Vorstellungen, die die Märchengestalten hervorrufen, gibt den Gedanken des Kindes Klarheit und Ausdruckskraft. Für die Entwicklung des Denkens und der Sprache des Kindes ist das wiederholte Erzählen der Märchen, die sich die Kinder auch sehr bald einprägen, von unschätzbarem Wert.

Drei Monate, nachdem das Vorschuljahr begonnen hatte, richteten wir das Märchenzimmer ein. Es befand sich neben dem Klassenraum, in dem die Kleinen in Zukunft lernen sollten. Mit Hilfe älterer Schüler wurde eine richtige Märchenwelt für die Kleinen geschaffen, eine Atmosphäre, die an die Märchen erinnerte, die die Mutter den Kindern in frühester Kindheit erzählt hatte, an die Abenddämmerung, an das lustige Feuer im Ofen. Da sehen wir die Behausung der bösen Hexe Baba Jaga – eine Hütte, die auf Hühnerbeinen steht und von hohen Bäumen und Baumstümpfen umgeben ist; neben der Hütte finden wir den schlaue<sup>n</sup> Fuchs, den grauen Wolf und die kluge Eule. In einer anderen Ecke steht die alte Hütte des Großvaters und der Großmutter, über sie hinweg fliegen die Schwäne, die auf ihren Flügeln einen kleinen Jungen davontragen, den Helden des ukrainischen Volksmärchens „Iwassik-Telessik“. In der dritten Ecke sieht man das weite Meer, an dessen Ufer die Hütte des guten Alten und seiner bösen Frau steht; neben der Hütte liegt der alte Trog, sitzen die beiden Alten, und im Meer schwimmt das goldene Fischlein. In der vierten Ecke ist der Winterwald dargestellt; durch hohe Schneewehen, fast im Schnee versinkend, stapft das kleine Mädchen, das von der bösen Stiefmutter mitten in der größten Winterkälte zum Beeren sammeln in den Wald geschickt wurde. Aus dem Fenster einer kleinen Hütte schaut das graue Ziegenböckchen, und dort liegt der große Fausthandschuh, in dem das Mäuschen wohnt, zu dem unerwartete Gäste kommen.

Alle diese Märchenfiguren sind schön bemalte Laubsägearbeiten; aber für die Kinder ist diese Märchenwelt lebendige Realität. Ebenfalls aus Sperrholz ist ein großer Baumstumpf, auf dem auch allerlei Märchenfiguren sitzen – das graue Häschen, das Fuchslein, der Bär, der Wolf, das Ziegenböckchen, der kleine Strohtier, das Rotkäppchen; dann sind da der Großvater und die Großmutter mit der Rübe; die Goldene Sonne und daneben die Riesenschmiede sowie das Zauberpfädchen.

In das Märchenzimmer führe ich die Kinder nicht oft, einmal in der Woche, bisweilen auch nur alle vierzehn Tage. Meist gehen wir im Herbst und im Winter zur Dämmerstunde ins Märchenzimmer, denn gerade zu dieser Zeit hat das Märchen für die Kinder einen besonderen Klang, und sie lauschen ihm ganz anders als etwa an einem klaren, sonnigen Tag. Draußen wird es dunkel, wir zünden kein Licht an und genießen die Dämmerstunde. Plötzlich blinkt in den Fensterchen einer Märchenhütte Licht auf, am Himmel beginnen die Sterne zu glühen, über dem Wald geht der Mond auf. Das Zim-

mer liegt in gedämpftem Licht, in den Ecken ist es ganz dunkel. Ich erzähle den Kindern das ihnen längst bekannte Märchen von der alten Hexe Baba Jaga. Man sollte meinen, daß meine Worte für die Kleinen nichts Neues enthalten; doch ihre Augen leuchten vor Begeisterung, die Kinder erleben das Märchen mit, sie durchleben das Schicksal der Helden, hassen das Böse und empfinden heiße Sympathie für das Gute. Die Gestalten der bösen Hexe, des zutraulichen Mädchens Olenka, der treuen Schwäne erwachen in der Vorstellung der Kinder zum Leben, werden zu Wesen, die über Verstand und Gefühle verfügen. Das Märchen ist für das Kind nicht einfach eine Erzählung über phantastische Ereignisse. Im Märchen lebt das Kind, kämpft es, stellt es seinen guten Willen dem Bösen entgegen.

Das Kind will nicht nur Märchen hören, sondern sie auch selbst erzählen, so wie es nicht nur Lieder anhören, sondern sie auch selbst singen, nicht nur das Spiel beobachten, sondern auch selbst mitspielen möchte. Dasselbe Märchen von der Hexe erzählen mehrere Kinder – Schura Tschernenko, Galja Kowal, Jura Scharko, Lida Tschernjawschaja, Serjosa Suchenko, und jedesmal ruft dieses bekannte Märchen helle Begeisterung hervor.

Es vergehen einige Tage, und immer wieder werde ich gefragt: „Wann gehen wir denn wieder ins Märchenzimmer?“ Und wieder versammeln wir uns in der Abenddämmerung, wieder erzähle ich ein Märchen, wiederum erzählen es die Kinder nach. Selbst die schüchternsten Mädchen und Jungen werden in diesen Minuten kühn und entschlossen. Ihre Sprache, die sonst oft verworren und unzusammenhängend ist, wird hier fließend, ausdrucksvoll und wohlklingend. Das Märchen erzählen Nina Garmasch, Wolodja Litowtschenko, Ljuda Iwtschenko, Wolodja Megelja und Walja Sokolowa – Kinder, bei denen ich Schwierigkeiten in der Entwicklung von Sprache und Denken beobachtet habe.

Jedes Mal, wenn wir ins Märchenzimmer kommen, möchten die Kinder mit den Puppen und anderen Figuren spielen. Jeder, ob Mädchen oder Junge, hat seine Lieblingspuppe. Das Spiel wird zur schöpferischen Tätigkeit. Die Kleinen werden zu Märchenhelden, und die Puppen in ihren Händen helfen ihnen, ihre Gedanken und Gefühle besser auszudrücken. Ein Junge hat sich die Figur des kleinen Stiers, des Helden eines bekannten ukrainischen Volksmärchens, genommen, ein Mädchen die Puppe der Großmutter, ein anderer Junge den Großvater; sie sind in die Märchenwelt versunken und erleben sie. Sie wiederholen nicht einfach die Worte aus dem Märchen, sie denken sich selbst etwas aus, lassen ihrer Phantasie freien Lauf und bringen ihre eigenen Vorstellungen in das Märchen hinein. Einzelne Mädchen wollen nur mit den Puppen spielen. Ein kleines Mädchen setzt seine Puppe auf ein kleines Sofa und spricht zu ihr mit leicht singender Stimme Worte voller Zärtlichkeit und Fürsorge. Ein anderes Mädchen pflegt sein krankes Püppchen.

Ich fand es keineswegs unpassend, daß die Mädchen und Jungen mehrere Jahre mit Puppen spielten. Das ist nicht etwa kindisches Benehmen, wie Lehrer manchmal meinen, sondern dieses Spiel ist für die Kinder wie ein Märchen, in dem Gegenstände zu lebendigen Wesen werden. In den Puppen sehen die Kinder das lebendige Bild dessen, was sie – um mit den Worten des französischen Schriftstellers Saint-Exupéry zu sprechen – „zu ihrem Eigentum machen wollen“. Jedes Kind möchte irgend etwas ihm Teures, Vertrautes besitzen. Ich beobachtete aufmerksam, welche inneren Beziehungen sich zwischen den Kindern und ihren Lieblingspuppen herausbildeten. Es freute mich, daß auch die Jungen lange Zeit hindurch gut Freund mit den Puppen blieben. Kolja hatte zum Beispiel eine ganz unscheinbare Puppe, einen alten Fischer mit einer Angel. Der Puppe war schon mehrmals ein Bein abgebrochen, da machte ihr Kolja schließlich ein Holzbein und schnitzte außerdem noch einen Stock, auf den sich der Fischer nun stützen konnte, wenn er zum Flußufer ging. Der Junge unterhielt sich gern mit seinem alten Freund; so erzählte er ihm, an welchen Stellen sich Karauschen und Bleie aufhalten.

Larissas Lieblingspuppen waren eine Großmutter und ihre Enkelin. Das Mädchen fertigte für die Großmutter eine Brille an, breitete einen warmen Teppich unter ihren Füßen aus und legte ihr einen Schal um die Schultern. Waljas Lieblinge waren ein Kätzchen und ein Mäuschen. Das Mädchen band dem Kätzchen jede Woche eine neue Schleife um den Hals, und für das Mäuschen besorgte sie, wer weiß wieso, einen kleinen grünen Teppich.

Die Phantasie der Kinder ist im Märchenzimmer unerschöpflich. Der Blick des Kindes braucht nur auf einen neuen Gegenstand zu fallen, schon verbindet sich dieser im Bewußtsein mit einem anderen, entsteht eine phantastische Vorstellung, spielt die kindliche Einbildungskraft, sprühen die Gedanken, leuchten die Augen, erzählt das Kind fließend und ohne Hemmungen.

Im Märchenzimmer haben die Kinder die verschiedenartigsten Gegenstände vor Augen, zwischen denen sie reale oder phantastische Verbindungen herstellen können. Sie sollen ihrer Phantasie freien Lauf lassen, schöpferisch tätig sein und neue Märchen erfinden.

Neben dem Reiher, der auf einem Bein steht, sitzt hier das kleine erschreckte Kätzchen; die Kinder haben mehrere interessante Märchen erfunden, deren Helden der Reiher und das Kätzchen sind. Hier haben wir ein kleines Boot mit einem Ruder und daneben eine Kröte – das verlangt doch geradezu nach einem Märchen. Aus seiner Höhle schaut ein kleiner Bär, daneben sitzen eine Mücke und eine Fliege, die im Vergleich zu ihm unnatürlich groß sind, was ja im Märchen verzeihlich ist; dann ist da ein Ferkel und ein Waschbender mit Waschschißel und Seife. All diese Gegenstände sind für die Kinder nicht nur amüsant, sie regen auch ihre Phantasie, das Spiel ihrer Einbildungskraft an.

Wenn es mir gelang, ein Kind, in dessen Denkentwicklung Schwierigkeiten zu beobachten waren, zur Erfindung eines eigenen Märchens zu bewegen, es zu veranlassen, in seiner Phantasie einige Gegenstände der Umwelt miteinander zu verknüpfen, so war das ein erfreulicher Fortschritt. Ich sprach bereits davon, wieviel Mühe es kostete, Walja Sokolowa zum Denken anzuregen und ihr Gedächtnis zu festigen. Ein wichtiges Hilfsmittel dabei wurde das Märchen. Walja war lange Zeit nicht imstande, ein eigenes Märchen zu erfinden. Erst im dritten Schuljahr erdachte sie schließlich ein Märchen von der Kröte, dem Boot und dem Fischlein. Hier ist ihre Erzählung:

„Die Kröte sah am Flußufer ein Boot. Das Boot mit dem Ruder hatte der Großvater, ein Fischer, dort gelassen und war ins Dorf gegangen, um Brot zu holen. Die Kröte wollte auch einmal Boot fahren. Sie kroch aus ihrem Tümpel, sprang ins Boot und nahm das Ruder. Da kam ein Fischlein angeschwommen und sagte: ‚Was ist dir denn eingefallen, Kröte? Du schwimmst doch nur in deinem Tümpel, das Boot aber liebt die Tiefe.‘ Doch die Kröte hörte nicht auf den Rat des Fischleins und lenkte das Boot zu ihrem geliebten Tümpel. Sie schwimmt zum Tümpel, da sagt das Boot zu ihr: ‚Kröte, Kröte, wohin schleppst du mich?‘ Antwortet die Kröte: ‚In meinen heimatlichen Tümpel. Die ganze Krötenverwandtschaft soll sehen, wie ich Boot fahre.‘ Da lächelte das Boot und dachte: ‚Wenn der Großvater zurückkommt, wird er dir das Bootfahren schon beibringen!‘ Mit großer Mühe schleppte die Kröte das Boot in ihren Tümpel. Aber dort blieb es stecken, schwamm nicht weiter. Die Kröte stöhnte und ächzte, konnte aber das Boot nicht von der Stelle bewegen. Die ganze Krötenverwandtschaft kroch aus dem Tümpel, alle wollten sie zuschauen, denn die Kröte hatte doch laut über den Tümpel geschrien: ‚Guckt mal her, wie schön ich Boot fahre!‘ Die Kröte schämte sich jetzt sehr und sprang mit einem Satz in den Tümpel, daß der Schlamm nach allen Seiten spritzte. Die ganze Krötenverwandtschaft aber lachte aus vollem Halse. Dann kam der Großvater zurück und zog das Boot aus dem Tümpel. Er jagte den Kröten einen Schreck ein, und sie versteckten sich in dem grünen Schlamm. Abends faßten sie wieder Mut, krochen hervor und lachten wieder aus vollem Halse. Seit dieser Zeit lachen sie jede Nacht – von abends bis morgens schallt durch das Moor der Krötenschrei; so lachen sie über die prahlerische Kröte.“

Märchenerfinden ist für Kinder eine der interessantesten Arten schöpferischer Arbeit. Gleichzeitig ist es ein außerordentlich wirksames Mittel zur geistigen Entwicklung, zur Anregung des Denkens.

Ich habe die Märchen aufgeschrieben, die sich die Kinder in den abendlichen Dämmerstunden ausgedacht haben. Diese Märchen sind für mich sehr wertvoll als ein Beweis dafür, daß zwischen den ästhetischen Gefühlen und dem sprachlichen Ausdrucksvermögen der Kinder ein Zusammenhang besteht. Das

ästhetische Gefühl verleiht der Sprache eine lebhaft emotionale Färbung; im Märchen ist diese Färbung besonders ausdrucksvoll. Je größer die Harmonie ist zwischen dem Märchen und der Umgebung, in der es erzählt wird, um so stärker ist das Spiel der kindlichen Phantasie, um so überraschender sind die Gestalten, die die Kinder schaffen. In den abendlichen Dämmerstunden haben meine Schüler Dutzende von Märchen erdacht. Es folgt ein Märchen, das sich Witja Beswerchi in der dritten Klasse, im Dezember 1955, ausgedacht hat:

„Geht einmal in einer Mondnacht auf den zugefrorenen Teich hinaus und horcht in die Nacht hinein! In der nächtlichen Stille erklingt so ein leiser, trauriger Ton. Als ob jemand mit einem Hämmerchen von unten her an das Eis schlägt. Was mag das wohl sein? Ich will es euch erzählen:

Es war ein stiller Herbsttag. Die Sonne hatte eine goldene Brücke vom Himmel zur Erde gebaut – einen Regenbogen. Ein Ende der Brücke ragte in den Teich. Dunkle Strudel mit glitzernden Funken spielten im Wasser. Die Fischlein sahen das Wunder: Das Wasser war wie geschmolzenes Gold. Ein munteres Fischlein wollte in dem goldenen Wasser baden. ‚Ich will selbst golden werden‘, sagte es zu den Freunden. Es tauchte in das goldene Wasser und wurde golden. Da wunderten sich alle Fische im Teich: Alles am Fischlein war mit Gold überzogen – die Schuppen, der Schwanz, die Kiemen. Dann aber zog die Sonne ihre goldene Brücke hoch, und das Fischlein wurde wieder grau. Da begann das Fischlein zu weinen: ‚Ach, liebe Sonne, gib mir doch wenigstens ein bißchen Gold! Mach doch, daß ich für immer golden werde!‘ Aber die Sonne erhörte die Bitte des Fischleins nicht. Seit jener Zeit wurde es ganz traurig. Dann kam der Winter, und der Teich fror zu. Alle Fische schwammen zum Grund und schliefen, nur das muntere Fischlein schwamm immer noch umher. Es konnte in den mond hellen Nächten nicht schlafen. Das Mondlicht machte das Eis silbern. Das Fischlein sah die silbernen Fünkchen und bat den Mond: ‚Gib mir doch etwas Silber! Ich möchte gern silbern werden!‘ Der Mond aber antwortete ihm: ‚Wenn du dir Silber nehmen kannst, dann nimm es doch!‘ Nun schwimmt das Fischlein immer zum Eis hinauf und berührt es mit dem Schwanz; das Eis erklingt, und sein Klang ist traurig wie die Bitte des Fischleins . . .“

Alle zwei bis drei Monate erneuerten wir die Einrichtung in jeder Ecke des Märchenzimmers, sägten neue Figuren, Bäume und Sträucher aus Sperrholz, bemalten sie, bauten Türmchen, Märchenschlösser, Fischerkatzen und Hütten.

Alles schufen die Kinder selbst. Sie lernten, Märchenfiguren aus Pappmaché herzustellen; das machte unsere Märchenwelt noch reicher. Jedesmal wurde die Einrichtung in einer Ecke einem neuen Märchen gewidmet. Wir bauten die Dekorationen zu folgenden Märchen:

„Iwassik-Telessik“ (ukrainisches Volksmärchen), „Die schlafende Zaren-

tochter“ (von Shukowski), „Das purpurrote Blümlein“ (von Aksakow), „Von der Maus mit den scharfen Zähnen und dem reichen Spatzen“ (nach Dal), „Vom reiselustigen Frosch“ (von Garschin), „Die Schneekönigin“ (von Andersen), „Die Bremer Stadtmusikanten“ (von den Gebrüdern Grimm), „Dornröschen“ (von Perrault), „Von der schönen Marja mit dem langen Zopf und Wanuschka“ (russisches Volksmärchen), „Der Nagel aus dem Vaterhaus“ (schwedisches Volksmärchen), „Der bucklige Spatz“ (japanisches Volksmärchen).

Das erste Erzählen eines neuen Märchens war immer ein besonderes Ereignis. Niemals werde ich vergessen, mit welcher Begeisterung wir im zweiten Schuljahr die Dekoration zu Andersens Märchen „Die Schneekönigin“ bauten. Als alles fertig war, kamen die Kinder in der frühen Dämmerung des Winterabends in ihr Märchenzimmer. Sie hatten bereits alles gesehen, vieles mit eigenen Händen gemacht – die Häuschen mit den hohen, spitzen Dächern, das Märchenschloß zwischen den hohen Felsen, das schnellfüßige Rentier, die Schneewehen . . . Aber das Märchen hatten sie noch nicht alle gehört. Und dann flammen die Lichter in den Fenstern der Häuser auf, vom Himmel fallen Schneeflocken, das abendliche Halbdunkel umfängt uns, die Kinder hören das Märchen.

Das Märchen ist zu Ende, doch sie wollen es noch einmal hören, und ich erzähle von neuem. Kinder wollen ein schönes Märchen immer wieder hören, so wie man schöne Musik immer wieder anhören kann. Sie baten mich nicht deshalb, das Märchen immer wieder zu erzählen, weil sie die Worte behalten wollten, sondern weil es für sie wie wunderbare Musik klang. Und gerade aus diesem Grund prägten sie sich die Worte ein. Die Kinder wiederholten das Märchen und freuten sich, daß sie diese Musik gleichsam nachgestalteten, und ergötzten sich an ihr.

Im Märchenzimmer begannen wir auch mit der Dramatisierung von Märchen, hier entstanden unser Puppentheater und der Laienspielzirkel. Die Kinder dramatisierten das ukrainische Volksmärchen vom Handschuh, in dem sich die tapferen Tiere – die Maus, das Häschen und der Frosch – angesiedelt hatten. Danach führten sie das Märchen vom Froschkönig und das japanische Märchen vom buckligen Spatzen auf. Im vierten Schuljahr ersannen die Kinder im Kollektiv ein Märchen von der musizierenden Grille und dramatisierten es.

Im Märchenzimmer las ich den Kindern zum ersten Mal die Geschichte Robinson Crusoes von Defoe, die Abenteuer Münchhausens von Raspe, Gullivers Reisen von Swift, das Märchen vom Zaren Saltan von Puschkin und die Erzählung „Der Musikant Janko“ von Sienkiewicz vor, die ich dann später noch oft mit ihnen gelesen habe. Die Kinder liebten den Zauber dieser Winterabende, wenn draußen der Schneesturm heulte und sie mit angehal-

tenem Atem zusammen mit dem schiffbrüchigen Robinson auf der unbewohnten Insel landeten und gemeinsam mit ihm alle Schwierigkeiten im Kampf mit der unerbittlichen Natur meisterten. Im Märchenzimmer lasen wir viele Märchen von Andersen, Tolstoi, Uschinski und den Gebrüdern Grimm. Die moralischen Ideen, die in diesen Perlen der Dichtkunst, diesen herrlichen Geschichten von Gut und Böse, von Wahrheit und Lüge, von Ehre und Ehrlosigkeit enthalten sind, werden vor allem dann zum geistigen Eigentum des Menschen, wenn er die Märchen im Kindesalter liest.

Alle Märchen, die im Märchenzimmer gelesen wurden, blieben für immer als ein wunderbares, geheimnisvolles Stückchen goldener Kindheit im Gedächtnis haften. Es war eine besondere Art des Vorlesens: Ich kannte die Märchen meist auswendig, das Buch lag nur vor mir, damit ich den Kleinen die Illustrationen zeigen konnte. Wie das Märchenerzählen so war auch das Vorlesen ein wirkungsvolles Mittel zur Erziehung des Verstandes und guter, menschlicher Gefühle.

Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage: Das Lesen in den Kinderjahren ist vor allem eine Erziehung des Herzens. Ich glaube fest an die mächtige erzieherische Kraft des Wortes. Das Wort, das edle Ideen zum Ausdruck bringt, hinterläßt für immer im Kinderherzen Spuren der Menschlichkeit, aus denen sich allmählich die Stimme des Gewissens entwickelt.

### *Die Fortsetzung des Märchens – unsere „Insel der Wunder“*

Das Ungewöhnliche – die Romantik des Reisens, der Abenteuer und des Kampfes mit den elementaren Kräften der Natur – zieht die Kinder an. Als ich ihnen zum ersten Mal von den Abenteuern Robinsons erzählt hatte, wollten sie selbst „Weltreisende“ spielen, selbst das Rauschen der Meereswogen und das Brausen des Wasserfalles hören. Sie wollten ihre eigene „Insel der Wunder“ haben, ein geheimnisvolles Fleckchen, auf dem sie in ihrer Spielwelt leben konnten. Diese Insel schufen wir uns in einem Gesträuch, in undurchdringlichen Akazien- und Schlehdornbüschen. Wir bauten uns eine Hütte, wie Robinson sie hatte, mit dem gleichen Palisadenzaun, der unsern geliebten Helden vor wilden Tieren schützte, mit dem gleichen Herd, wie er ihn hatte. Durch ein Fensterchen schauten wir in die uferlose Weite des Meeres. Wir legten ein kleines Beet an, auf dem wir einige Weizen- und Haferkörner aussäten. Kolja Archipow brachte sogar ein Ziegenlamm mit, denn Robinson hatte doch auch Ziegen (seiner Mutter hatte er gesagt, daß er das Lämmchen auf die Weide bringe). Wir brachten einige rostige Eisenreifen, Ziegelsteine und alte Schnüre mit. Aus den Eisenreifen machten wir Messer, außerdem knüpften wir Netze zum Fischfang.

Während eines Regens füllte sich die Grube, aus der wir Erde zum Bau der Robinsonhütte genommen hatten, mit Wasser, und es entstand so ein kleiner Teich. Das bereitete den Kindern große Freude; sie planschten mit bloßen Füßen im Wasser. Die Phantasie schuf aus dem Teich die endlosen Weiten des Ozeans. Wenn aber der Ozean da ist, dann müssen auch Schiffe her. Die Kinder suchten ein Stück Weidenholz und begannen ein Boot daraus zu bauen. Diese Arbeit war nicht leicht, aber schließlich gelang sie doch; das Boot wurde mit Segeln ausgestattet, und los ging es auf große Fahrt.

Hinter einem kleinen Hügel, der in der kindlichen Phantasie zu einem mächtigen Berg wurde, erbauten wir das Land Liliput. Aus dünnem Sperrholz und Schilf entstand die Hauptstadt von Liliput, aus Lehm formten wir Pferde, Kühe und Schafe. Allmählich schufen unsere Phantasie und unsere Hände neue Länder unserer „Insel der Wunder“. Wir modellierten aus Lehm den Bylinenhelden Ilja Muromez und seinen Feind, den Räuber Nachtigall. Diese Figuren stellten wir in ein Gesträuch, das die Urwälder des alten Rußland darstellte. In dieses Land gingen wir an stillen Sommerabenden, und jeder wollte hier ein Märchen von dem kühnen, mutigen Helden erzählen.

Inmitten des undurchdringlichen Gestrüpps fanden wir am Hang einer Schlucht eine Vertiefung, die wir erweiterten; das wurde die Höhle des bösen unsterblichen Kastschej, dort irgendwo in der Tiefe schmachtete die schöne Zarentochter.

Auf der „Insel der Wunder“ verbrachten wir bei gutem Wetter die freien Tage, an denen wir keine weiteren Ausflüge unternehmen konnten.

Neben der Robinsonhütte errichteten wir eine Laubhütte. Dies wurde unser Lieblingsplatz, von hier aus trug uns die Phantasie in das Reich der Märchen. Die Helden der Märchen waren uns ganz nah, und wenn die Dämmerung hereinbrach, glaubten wir das Pfeifen des Räubers Nachtigall, das knarrende Ächzen des unsterblichen Kastschej oder die leisen, vorsichtigen Schritte des gestiefelten Katers zu hören. Jura Scharko, Galja Kowal, Nina Petrenko und Witja Beswerchi erdachten hier wundersame, phantastische Märchen. Hier regte schon die Umgebung das Spiel der Einbildungskraft an. Die kindliche Phantasie zeichnete Bilder, die auf den ersten Blick merkwürdig anmuten mochten; doch wenn ich mich in diese hineindachte, so entdeckte ich immer Farben und Töne aus der Umwelt. Hier floß der Gedankenstrom der Kinder unaufhaltsam dahin, und sie fanden für ihre Gedanken klare Worte. Serjoscha Suchenko erzählte ein Märchen von der Sonnenbrücke, dem goldenen Regenbogen:

„Eines Abends kamen die Riesenschmiede zur Sonne und baten: ‚Ach, liebe Sonne, unsere eisernen Hämmer sind schon so abgenutzt und ganz klein geworden, daß wir bald keine Silberfäden mehr schmieden können. Der Amboß ist auch schon sehr alt. Laß uns doch, bitte, zur Erde hinunter, damit wir

uns von den Menschen Eisen holen können.' Die Sonne gestattete es den Riesen. Diese machten sich auf zu den Menschen, aber ihr Weg wurde von dunklen Wolken versperrt. Die Riesen schauten über die Wolken auf die Erde, die tief, tief unter ihnen lag. Wie sollten sie nur dort hinunterkommen? Sie kehrten zur Sonne zurück und sagten: ‚Liebe Sonne, wie können wir nur zur Erde hinuntergelangen? Bau doch, bitte, eine Brücke für uns!‘ Die Sonne spannte ihre Strahlen über die dunklen Wolken, und am Himmel erstrahlte eine goldene Brücke. Auf der Erde sahen die Menschen den herrlichen, golden strahlenden Regenbogen. Die Riesen stiegen über die Brücke hinunter zur Erde, holten Eisen von den Menschen und kehrten auf dem gleichen Weg zur Sonne zurück. Als die Sonne die weißen Bärte der Riesen erblickte, räumte sie die goldenen Strahlen weg, und der Regenbogen verschwand. Seit jener Zeit schickt die Sonne, wenn dunkle Wolken am Himmel erscheinen, die Riesen zur Erde, um Eisen zu holen. Im Winter aber gibt es keinen goldenen Regenbogen, weil die Tage sehr kurz sind und die Riesenschmiede nur wenig hämmern.“

Ich freute mich sehr darüber, daß hier jedes Kind sein eigenes Märchen dichtete. Niemals werde ich jenen stillen Sommerabend vergessen, an dem nach Sonnenuntergang der Himmel einen aschfarbenen Ton annahm. Solcher Abende gibt es nur wenige im Jahr, nur im Hochsommer. Der Himmel selbst scheint ein schwaches Leuchten auszustrahlen, die Dämmerung dauert länger als gewöhnlich, und am Himmel sind noch keine Sterne zu sehen. Die Kinder schwiegen an jenem Abend, verzaubert von der Schönheit der Natur, und wir hörten das erste Märchen, das sich Nina Garmasch ausgedacht hatte:

„Die Sonne hatte sich in ihren Zaubergarten zur Ruhe zurückgezogen. Sie hatte sich niedergelegt, aber vergessen, die Augen zu schließen. Die Riesenschmiede dachten daher, es sei noch Tag und schmiedeten immer weiter ihre Silberfäden. Doch die Silberfäden zerfielen zu Staub, der über den ganzen Himmel geweht wurde und nun dort leuchtet und glänzt . . .“

Ich freute mich sehr über die poetische Erzählung des Mädchens und überzeugte mich erneut davon, wie stark die Macht der Schönheit, die Macht ästhetischer Gefühle auf die Entwicklung und Festigung der geistigen Kräfte wirkt.

### *Das Lied eröffnet dem Kinde die Schönheit der Welt*

Wie schon in der „Schule der Freude“, so lauschten wir auch in der Unterstufe der Musik der Natur: im Wald, auf der Wiese, am Ufer des Flusses. Ich bemühte mich darum, daß die Kinder in der Natur die Musik hörten, die

dem Lied, das gesungen werden sollte, dem Inhalt nach entsprach. In der Nähe unserer Schule gab es ein herrliches Fleckchen, wo wir öfter an Sommerabenden saßen, um das Abendbrot zu genießen. Hier spiegelte sich der Abendhimmel im Wasser des Teiches, am glutroten Himmel zeichneten sich die Umrisse schlanker Pappeln ab, von der Wiese klang der Gesang der Vögel und das Zirpen der Grashüpfer herüber. Hier lauschten wir der Musik der Natur, bevor wir das Lied des ukrainischen Komponisten J. Stepowy „Das Abendrot“ einübten. In diesem Lied ist die Schönheit des Abendrots wunderbar nachempfunden. In seiner Melodie vernahmen die Kinder jene Musik, die sie bereits kannten. Hier, in diesem stillen Winkel, wurde das Lied auch eingeübt. Als wir dies Lied einige Wochen später im Musikzimmer sangen (neben unserer Klasse war ein Zimmer eingerichtet worden, wo wir Musik hörten, sangen und auf Volksinstrumenten spielten), erweckte es in den Kindern Erinnerungen an die Schönheit des Abendrots, und ihre Augen strahlten vor Freude.

Im Wald hörten wir die Musik des sonnigen Tages. Das ist eine unvergleichliche Musik, die stark auf die empfängliche kindliche Seele wirkt. Leise wispern die Blätter an den hohen Bäumen, ein Specht klopft, irgendwo gurrut eine Wildtaube, und all das verstummt, lauscht gleichsam, wenn ein Kuckuck seine glockenklaren Rufe erschallen läßt. Nachdem wir die Schönheit dieser Musik empfunden hatten, sangen wir das Lied „Der Kuckuck“ von A. Arenski.

Ich freute mich sehr darüber, daß alle Kinder gern sangen, daß ihnen der Gesang ästhetischen Genuß bereitete.

Mit der Zeit wurde den Kindern das Singen immer mehr zum Bedürfnis. Wir versammelten uns abends und sangen dann unsere Lieblingslieder oder hörten Instrumentalmusik. Das Lied wurde Bestandteil des Lebens der Kinder, es verlieh ihren Gedanken und Vorstellungen eine ausgeprägte emotionale Tönung, es vertiefte die Liebe zur Heimat und zur Schönheit der Welt.

Für immer werde ich die Abende im Gedächtnis behalten, an denen wir das ukrainische Volkslied „Dort auf dem Berge mähen die Schnitter“ sangen. Das Lied weckte klare Vorstellungen von der fernen Vergangenheit unseres Volkes, von seinem heroischen Kampf gegen Eindringlinge. Die Kinder sahen vor sich die sonnenüberstrahlte Flur, auf der die Schnitter das Korn mähen. In ihrer Vorstellung entstand das Bild der Heimat, für deren Ehre und Unabhängigkeit ihre Vorfahren gekämpft hatten. Das Lied eröffnete ihnen die Schönheit dessen, das sie ringsumher sahen. Melodie und Worte eines Liedes der Heimat stellen eine mächtige erzieherische Kraft dar, die das Kind die Seele des Volkes, seine Ideale und Wünsche verstehen läßt. Wenn die Kinder dieses herrliche Lied gesungen hatten, erinnerten sie sich

an all die Stellen, an denen die Schönheit der heimatlichen Natur besonders deutlich ausgeprägt ist: eine Weide, die sich über den Teich neigt, eine hohe Pappel an der Weggabelung, ein Bach, der in den Dnepr fließt, der reife Weizen, die gleichmäßig angelegten Waldschutzstreifen. Mit Begeisterung sprachen die Kinder über alles, was ihnen in ihrem Heimatdorf gefiel.

Das Lied vertieft die poetische Sicht der Welt. Ich erinnere mich, wie wir einmal ein Volkslied sangen, danach durch den Wald gingen und schließlich in die Steppe hinaustraten. Vor uns dehnte sich das endlose Meer des Weizens, am Horizont schimmerten die alten Hügelgräber, durch die gelben Fluten schlängelte sich das schmale Band eines Weges, am blauen Himmel sang eine Lerche. Die Kinder standen da, als sähen sie dieses Stück Heimatland zum ersten Mal. „Das ist wie im Lied von den Schnittern“, sagte die empfindsame Walja Kobsar. Das Lied öffnet gleichsam die Augen für die Schönheit des Heimatlandes, und diese Schönheit wird dem Kind noch vertrauter, noch liebenswerter.

In unserem Musikzimmer hatten wir in der ersten Zeit nur wenige Schallplatten mit Musikstücken, deren Anhören mir genauso notwendig erschien wie das Lesen von Erzählungen Tolstois und Tschechows, Gorkis und Korolenkos, Sienkiewicz's und Jack Londons, von Gedichten Puschkins und Schewtschenkos, von Märchen Andersens und der Gebrüder Grimm. Bereits vor Beginn unserer „Schule der Freude“ war es unserem Lehrerkollektiv gelungen, Tonbänder und Schallplatten zu sammeln. Wir betrachteten das als eine große Kostbarkeit, wenn es auch nur eine kleine Auswahl war, die den Kindern noch keine richtige Vorstellung von den geistigen Reichtümern der Menschheit, die in den Melodien verkörpert sind, zu geben vermochte.

Gegen Ende des ersten Schuljahres meiner Zöglinge hatten wir in unserem Musikzimmer 27 Aufnahmen für kleinere Kinder: 7 Lieder und 20 Instrumentalwerke. Jede Woche kamen wir meist zweimal im Musikzimmer speziell zum Hören von Musik zusammen. Einige Melodien und Lieder waren den Kindern schon aus dem Vorschuljahr bekannt. Viele Male hörten die Kinder „Den Lerchengesang“ und „Das Schneeglöckchen“ von Tschaikowski, „Den wilden Reiter“ von Schumann, „In der Höhle des Bergkönigs“ von Grieg, das „Lied des Füchschens“, das „Lied der Ziege“ und das „Lied des Wölfchens“ aus der Kinderoper des ukrainischen Komponisten N. Lyssenko und einige ukrainische Volkslieder.

Während der vier Jahre, die ich mit den Kindern arbeitete, vergrößerte sich unsere Phonotheek auf etwa das Doppelte. Das war immer noch wenig, doch ich bemühte mich nicht so sehr um die Quantität, als vielmehr darum, daß das Beste aus dem Musikschatz der Menschheit (in erster Linie aus dem Schatz unserer Völker, des ukrainischen und des russischen) in die Welt der Kinder einzog.

Wir hörten nicht mehr als eine neue Melodie im Monat. Ich vermied eine Übersättigung mit Musik, mit immer neuen Werken, die einfach nur unterhalten hätten, ohne eine Spur im Herzen zurückzulassen. Bevor wir ein Musikstück anhörten, erzählte ich von den realen Gestalten und Begebenheiten oder den Phantasiegestalten, die in den musikalischen Bildern dargestellt sind. Diesen Erzählungen messe ich große Bedeutung bei; sie stimmen die Kinder auf das Anhören der Musik ein. So erzählte ich den Kindern beispielsweise vor dem Anhören des Tanzes der Bonbonfee aus dem „Nußknacker“ das Märchen „Der Mäusekönig und der Nußknacker“ von E. T. A. Hoffmann, das der Komponist dem Ballett zugrunde gelegt hat. Ich versuchte, in der Vorstellung der Kinder die beschwingte, duftige und graziöse Gestalt der guten Fee zu erzeugen. „Ihr hört das Läuten kleiner Kristallglöckchen“, sagte ich zu den Kindern. „Diese wunderbare Musik zeichnet die Gestalt der schönen Fee. Wenn ich diese Musik höre, stelle ich mir auch die schlanken, von hellem Licht angestrahlten Säulen am Wunderschloß der Fee vor.“ Die Kinder hörten sich das Musikstück an und erzählten dann, wie sie sich das Schloß der Fee vorstellten. Ihre Phantasie entwarf Teiche, Fontänen, schattige Haine und geheimnisvolle Grotten. Die Phantasiebilder erweckten den Wunsch, die Musik noch einmal zu hören.

Unter dem Einfluß der Musik strebt der Gedanke nach dem Ausdruck im Wort; das Kind möchte mit Worten das wiedergeben, was seine Phantasie geschaffen hat, das, was es fühlt. Für die Kinder, deren geistige Entwicklung langsam verlief, wurde das Hören der Musik im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Heilmittel, zu einer Quelle des Denkens. Ich achtete darauf, daß diese Kinder sofort nach dem Hören der Musik ihre Gedanken aussprachen, damit das Spiel der Gedanken ungezwungen blieb.

Im Musikzimmer spielten wir auf unseren Rohrflöten und fertigten diese einfachen Musikinstrumente an, hier übten wir unsere Lieder ein. In der zweiten Klasse hatte unser Zirkel für Flötenspiel neun Mitglieder aus unserer Klasse und vier aus anderen Klassen, in der dritten und vierten Klasse wuchs unser Ensemble um weitere fünf Spieler. Wir übten Volkslieder ein, die die Kinder gut kannten. Serjoscha Suchenko, Jura Scharko, Nina Petrenko, Witja Beswerchi und Lida Tschernjawschaja wurden wirkliche Meister im Anfertigen von Rohrflöten. Sie gingen in ein Wäldchen und suchten lange nach dem passenden Material, die abgeschnittenen Zweige lagerten sie im Schatten, sie prüften den Klang des Instruments und freuten sich, wenn es ihnen gelang, der Flöte klare und reine Töne zu entlocken. In der dritten Klasse erhielt unser Musikzimmer zwei Ziehharmonikas und drei Geigen. Gegen Ende des vierten Schuljahres besaßen 19 Kinder eigene Musikinstrumente: Ziehharmonikas und Geigen. Doch auch die Rohrflöten wurden nicht vergessen. Bei mehreren Kindern zeigte sich musikalische Begabung, doch mein

Hauptziel sah ich nicht in der Ausbildung einzelner Talente, sondern darin, allen Kindern die Liebe zur Musik anzuerziehen, die Musik allen zum geistigen Bedürfnis zu machen.

Was in der Kindheit versäumt wird, kann im jugendlichen Alter nur schwer nachgeholt werden und mit noch mehr Schwierigkeiten in reiferen Jahren. Dies trifft auf alle Bereiche des geistigen Lebens zu, besonders aber auf die ästhetische Erziehung. Die Empfindsamkeit, das Einfühlungsvermögen, die Empfänglichkeit gegenüber dem Schönen sind in der Kindheit stark ausgeprägt. Dies kann sich der Unterstufenlehrer bei der Erziehung zum Bedürfnis nach Schönheit zunutze machen. Das Bedürfnis nach Schönheit weckt moralische Sauberkeit sowie Unversöhnlichkeit und Unduldsamkeit gegenüber allem Gemeinen und Häßlichen.

### *Das Buch im Leben des Kindes*

Das Buch spielt eine große Rolle im Leben des Kindes, jedoch nur dann, wenn das Kind gut lesen kann. Was heißt „gut lesen“? Damit sind vor allem elementare Fähigkeiten und Fertigkeiten gemeint: die Technik des Lesens und die Fähigkeit, das Gelesene inhaltlich zu erfassen. Die Unterstufe muß sichere praktische Fähigkeiten und Fertigkeiten vermitteln, und unter diesen Fähigkeiten und Fertigkeiten steht das Lesen mit an erster Stelle. In der ersten und zweiten Klasse entliehen die Kinder etwa alle zwei Wochen ein Buch aus der Bibliothek und lasen es laut. Ohne lautes Lesen kann man keine sicheren und dauerhaften Fertigkeiten im Lesen herausbilden.

Schon in der zweiten Klasse legte sich jeder Schüler ein Notizbuch an, eine Wortschatulle, wie es die Kinder nannten. Darin notierten sie sich die Wörter, die ihnen interessant erschienen oder aus irgendeinem Grunde unverständlich waren; ich erklärte ihnen dann die Bedeutung. In der dritten und vierten Klasse wurden in der „Wortschatulle“ neben den einzelnen Wörtern auch Wendungen, Gedanken und Sätze notiert, die den Schülern gefallen hatten.

Das Lesen als eine Quelle geistigen Reichtums erschöpft sich nicht im Lesekönnen, mit dieser Fertigkeit beginnt es erst. Lesen können – das bedeutet, den Sinn, die Schönheit und die feinsten Nuancen der Sprache empfinden. Nur das Kind kann lesen, in dessen Bewußtsein die Worte leben und atmen, von Farben und Melodien aus der Umwelt erfüllt sind. Daß meine Kinder schon in der „Schule der Freude“ ihre Gedanken und Gefühle über die Schönheit der Umwelt in Zeichnungen und treffenden Unterschriften zu diesen Zeichnungen ausdrückten, diente der emotionalen und ästhetischen Vorbereitung auf das Lesen und Schreiben.

Ich bemühte mich, schon in der ersten Klasse das Lesen zu einem Bedürfnis der Kinder werden zu lassen, es nicht zu beschränken auf Übungen, die das Ziel verfolgen, die Technik des flüssigen Aufnehmens und Aussprechens der Wörter herauszubilden. In das Leben des Kindes eingehen kann nur das, was seinem geistigen, emotionalen und ästhetischen Entwicklungsstand entspricht und gleichzeitig zu dessen Weiterentwicklung beiträgt. Die Auswahl des Lesestoffes ist daher eine außerordentlich wichtige Aufgabe des Erziehers. Die Fibel und die Schullesebücher engen den Lesestoff ein. In den Lesebüchern fehlen leider viele literarische Kostbarkeiten, die für das Kind verständlich sind, Kostbarkeiten, die zur Weltliteratur gehören.

Vom ersten Schultag bis zum Ende der Unterstufe (und dann bis zum Ende der Schulzeit) habe ich es mir angelegen sein lassen, daß die Kinder kein schlechtes Buch in die Hand bekamen, daß sie in einer Welt guter und interessanter Bücher aufwuchsen, Bücher, die zum Bestand der nationalen und der Menschheitskultur gehören. Das ist eine außerordentlich wichtige Aufgabe. Ein Mensch kann in seinem Leben kaum mehr als 2000 Bücher lesen, folglich muß die Auswahl der Bücher in der Kindheit und frühen Jugend besonders überlegt sein. Lieber soll das Kind weniger Bücher lesen, aber jedes gelesene Buch soll einen tiefen Eindruck im Herzen und im Bewußtsein hinterlassen, zu manchem einmal gelesenen Buch soll der Mensch mehrmals zurückkommen und in ihm immer neue Werte entdecken. Sehr wichtig hierbei ist auch, daß das Kind am ausdrucksvollen Lesen Befriedigung und Genuß findet. Die Kraft und Schönheit des Wortes erschließt sich dem Kind in seinem Klang, deshalb ist es sehr wichtig, daß das Empfinden der emotionalen Färbung des Wortes mit dessen akustischer Wahrnehmung einhergeht.

Schon zu Beginn des ersten Schuljahres entstand in unserer Klasse eine Kinderbibliothek. Sie bestand aus drei Abteilungen. Zur ersten Abteilung gehörten etwa 20 Erzählungen, die meiner Meinung nach den größten Wert für die moralische, geistige und ästhetische Erziehung der Kinder, für die Herausbildung und Entwicklung menschlicher Gefühle und Ideale besitzen. Jedes dieser Bücher war in 15 Exemplaren vorhanden. Im Leseunterricht kam auf jede Bank ein Buch. Diese Werke wurden geistiger Besitz meiner Zöglinge für ihr ganzes Leben, wurden sozusagen Richtschnur und Kriterium für literarischen Wert.

Diese Abteilung war für alle vier Jahre der Unterstufe gedacht (in den folgenden Jahren wurde sie ergänzt). Hier die Erzählungen und Dichtungen aus dieser Abteilung: Leo Tolstoi – „Der Hai“, „Der Sprung“, „Der Gefangene im Kaukasus“; M. Kozjubinski – „Die Tanne“; P. Jerschow – „Das Zauberpferdchen Gorbunok“; W. Shukowski – „Dornröschen“, „Odysseus in der Höhle des Zyklopen“; D. Mamin-Sibirjak – „Jemelja, der Jäger“, „Das

Winterlager am Fluß Studjonaja“, „Der Reiche und Jerjomka“, „Das Adoptivkind“, „Grauhals“; G. Andersen – „Der kleine Däumling“, „Das häßliche junge Entlein“, „Des Kaisers neue Kleider“; V. Hugo – „Cosetta“ und „Gavroche“ (aus „Die Elenden“); A. Puschkin – „Das Märchen vom Zaren Saltan“, „Das Märchen von der toten Zarentochter“, „Der Gefangene“, „Winterabend“, „An die Kinderfrau“; Gebrüder Grimm – „Hänsel und Gretel“, „Der faule Hans“, „Die drei Glückskinder“; Janucz Korczak – „Wenn ich wieder zum Kind werde“; W. Korolenko – „Kinder im grauen Stein“; N. Nekrassow – „Bauernkinder“, „Onkel Jakow“, „Großvater Masai und die Hasen“; I. Turgenew – „Die Wachtel“; D. Grigorowitsch – „Der Kautschukjunge“; W. Garschin – „Das Signal“; A. Kuprin – „Stare“; K. Stanjukowitsch – „Maximka“, „Die Amme“, „Die Flucht“; A. Tschchow – „Kaschtanka“, „Wanka“, „Der Flüchtling“, „Knaben“, „Das Chamäleon“; L. Sienkiewicz – „Janko, der Musikant“; Jack London – „Die Erzählung von Kish“; Mark Twain – „Tom Sawyers Abenteuer“; M. Gorki – „Pepe“, „Die Kinder aus Parma“, „Was Jewseika passierte“, „Iljas Kindheit“, „Der Morgen“; A. Gaidar – „Tschuk und Gek“, „Ferne Länder“; W. Bontsch-Brujewitsch – „Lenin und die Kinder“; L. Kosmodemjanskaja – „Soja und Schura“; A. Teslenko – „Der Schüler“; I. Franko – „Der Bleistift“.

Alle diese Bücher haben eines gemeinsam: Sie verkörpern literarisch eindrucksvoll humanitäre Ideen, vor allem Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit. Das Lesen dieser Werke war für die Kinder nicht nur ein Erkennen der Welt, nicht nur Übung zur Herausbildung der notwendigen Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern auch eine Schule zur Erziehung moralischer Gefühle. Jedes Buch hinterließ einen tiefen Eindruck bei den Kindern. Niemals werde ich jene Winterabende vergessen, als wir die großartige Erzählung Mamin-Sibirjaks „Das Winterlager am Fluß Studjonaja“ lasen. In dieser Erzählung geht es um einen einsamen, von allen vergessenen alten Mann, der seine Tage in einer kleinen Hütte mitten in der Taiga verbringt. Die Kinder empfanden tiefes Mitgefühl mit dem alten Mann. Es war auffallend, wie sich nach dem Lesen solcher Bücher die Empfindsamkeit der Kinder gegenüber den Erscheinungen der Umwelt verstärkte; sie nahmen wahr, was sie vorher nicht bemerkt hatten, sie machten sich Gedanken über das, was früher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war. Die Bücher aus dieser Abteilung wurden sowohl im Unterricht als auch bei den allwöchentlichen Gemeinschaftslesungen benutzt.

Die zweite Abteilung unserer Klassenbibliothek enthielt Erzählungen moderner russischer und ukrainischer Schriftsteller über die Gegenwart, über die Arbeit der Sowjetmenschen, den Kampf für den Frieden, die Heldentaten in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges und über Kinder, die Heldentaten vollbracht haben.

Die Bücher der dritten Abteilung waren ausschließlich für die Hauslektüre bestimmt. Diese Abteilung bestand aus den besten Märcchen der Völker unseres Landes und anderer Länder sowie Erzählungen, Gedichten und Fabeln. Hier konnte sich jedes Kind das Buch auswählen, das sein Interesse erregt hatte (das Interesse wurde geweckt durch Bilder, durch die Erzählung des Lehrers oder eines Kameraden, der das Buch gelesen hatte).

Die vierte Abteilung der Klassenbibliothek enthielt Werke aus der altgriechischen Mythologie. Hier befanden sich Bücher, die in einer für Kinder verständlichen Form die Sagen des alten Hellas enthielten, Bücher, die wir mit großer Mühe aufgetrieben hatten. Die antike Mythologie spielt eine sehr große Rolle bei der intellektuellen und ästhetischen Erziehung der Kinder. Meine Zöglinge vergessen ihr Leben lang nicht jene Abendstunden, an denen ich ihnen von den Abenteuern des Odysseus, von den Titanen, von Zeus und Poseidon, von Antäus und den Heldentaten des Herakles erzählte. Die antike Mythologie erschloß den Kindern nicht nur eine neue, wundervolle Seite der Menschheitskultur, sie weckte auch die Phantasie, inspirierte das Schöpferium der Kinder, entwickelte den Verstand und verstärkte das Interesse an der fernen Vergangenheit.

Gegen Ende des ersten Schuljahrs begannen wir mit den Gemeinschaftslesungen. Ich verteilte an die Kinder alle Exemplare eines Buches, und sie lasen es als Vorbereitung auf das gemeinschaftliche Lesen zu Hause. Jedes Kind bereitete sich durch lautes Lesen vor. In das Märchenzimmer oder den Traumwinkel gehen, um eine Erzählung zu lesen, deren Inhalt schon gut bekannt ist – das scheint auf den ersten Blick eigenartig, und man könnte fragen: Weshalb wollen die Kinder das und warum wird das überhaupt gemacht, ist es nicht besser, etwas Neues zu lesen?

Gewiß, Neues muß auch gelesen werden, und wir lasen auch neue Bücher. Aber ist es nicht ein Zeichen dafür, daß das Kind eine Beziehung zu einem Buch gewonnen hat, wenn es seinen Kameraden das vorzulesen wünscht, was sein Herz erregt hat, wenn es mit den Worten des Buches seine Gefühle und Empfindungen auszudrücken wünscht. Jedes Buch aus der ersten Abteilung unserer Bibliothek wurde bei den Gemeinschaftslesungen mindestens zehnmal laut vorgelesen, und das wiederholte Lesen schwächte das Interesse an dem Buch keineswegs ab, im Gegenteil, steigerte es noch. Ein Buch, das vor zwei, drei Wochen gelesen worden war, vergaßen die Kinder nicht, sie wollten es noch einmal lesen, sie kamen extra deswegen in die Schule. Es vergingen drei, vier Monate, und die Kinder wollten wieder das liebgewonnene Buch lesen, wieder widmeten wir ihm eine Gemeinschaftslesung. Zu den oft gelesenen Büchern gehörte auch die Erzählung „Der Sohn des Regiments“ von W. Katajew.

Einzelne Unterrichtsstunden und Gemeinschaftslesungen waren unseren Lieb-

linsgerzählungen gewidmet. Die Kinder bereiteten sich mit großem Eifer auf dieses Lesen vor. Jeder las das, was ihm am meisten gefiel.

Auch Gedichte wurden vorgetragen. Ich machte die Kinder mit Gedichten von Puschkin, Lermontow, Shukowski, Nekrassow, Schewtschenko, Lesja Ukrainka, Iwan Franko, Mickiewicz, Schiller, Heine, Béranger und anderen bekannt. Die poetische Sprache wirkte stark auf die Kinder. Sie verspürten den Wunsch, das eine oder andere Gedicht auswendig zu lernen. Sie lernten während der vier Jahre viele Gedichte, doch nicht eines gab ich ihnen zum Auswendiglernen aus dem Buch auf, bevor sie die Schönheit, den Wohlklang des Dichterwortes empfunden hatten.

Gute Gedichte vereinigen in sich die Schönheit der Sprache, des Bildes und der Melodie. Ich war bemüht, die Kinder schon in frühen Jahren die ästhetische Einheit fühlen zu lassen. Dazu rezitierte ich Gedichte ukrainischer und russischer Dichter. Ein und dasselbe Gedicht wollten die Kinder viele Male hören. Viele Male rezitierte ich Puschkins Gedicht „Das Lied vom weisen Oleg“ und Taras Schewtschenkos Poem „Die Magd“. Diese Werke behielten fast alle Kinder ohne besondere Anstrengungen, ohne Auswendiglernen im Gedächtnis, ebenso viele lyrische Gedichte.

Beliebt bei den Kindern war das Lesen in Fortsetzungen. Im Traumwinkel lasen wir mehrere Wochen „Tom Sawyers Abenteuer“. Die Umgebung, in der sich die Kinder befanden, verstärkte den Eindruck des Buches noch. Für viele Kinder wurde das ausdrucksvolle Lesen zu einer Lieblingsbeschäftigung. Allmählich wurden es immer mehr, die daran Gefallen fanden. Wir begannen deshalb, Leseabende und morgendliche Leseveranstaltungen durchzuführen. Jeder, der daran teilnehmen wollte, bereitete sich auf das Vorlesen seiner Lieblingserzählung oder den Vortrag seines Lieblingsgedichtes vor. Zu diesen Abend- und Morgenveranstaltungen kamen viele Kinder aus anderen Klassen. Allmählich beteiligte sich die ganze Schule daran.

Zweimal im Jahr, am Ende des ersten Halbjahres und am Ende des Schuljahres, begingen wir das Fest der Muttersprache. Bei diesem Fest bildeten sich bestimmte Traditionen heraus. Wir luden die ältesten Dorfbewohner ein, und sie entschieden, wer eine Erzählung oder ein Gedicht am besten vorgetragen hatte. Die Sieger in diesem Wettbewerb wurden mit Büchern ausgezeichnet. Die Preise wurden den Kindern von älteren Kolchosbauern, Verehrern und Kennern der Muttersprache, ausgehändigt. Die alten Leute erzählten ebenfalls Märchen, trugen Gedichte und Erzählungen vor. Es kam vor, daß ein Schüler und ein alter Kolchosbauer ein und dasselbe vortragen – so ein Wettstreit spornte die Kinder am meisten an. Im vierten Schuljahr gelang es uns nicht mehr, das Fest der Muttersprache im Frühling an einem Tag durchzuführen, es dauerte zwei Tage, so viele Bewerber hatten wir, die eine Erzählung, ein Gedicht oder eine Fabel vortragen wollten.

Der ständige Umgang mit älteren Leuten, Eltern und Großeltern, rief eine weitere sehr interessante Sache ins Leben, die das Interesse am Buch und die Liebe zur Muttersprache verstärkte. Unsere besten Vorleser – Walja Kobsar, Schura Tschernenko, Ljuda Sintschenko, Larissa Galagan und Wanja Gorbenko – begannen, zu Hause ihren Eltern vorzulesen. Dazu kamen dann auch die Nachbarn herüber. So entstanden mehrere Zirkel von Liebhabern und Verehrern der Muttersprache. Diese Zirkel bestanden aus Erwachsenen, älteren, geachteten Menschen. Der Umstand, daß kleine Kinder sozusagen die Gründer dieser Zirkel waren, erhöhte in ihren Augen den Wert des Lesens und des Buches noch.

Zur Tradition wurde auch das „Fest des Buches“, das alljährlich am Vorabend des neuen Schuljahres, am 31. August, begangen wurde. An diesem Tag kamen die Kinder und Eltern in die Schule und schenkten einander Bücher: die Kinder untereinander, die Eltern ihren Kindern. Allmählich wurde es auch zur Tradition, daß die Kolchosverwaltung an diesem Tag den besten Leitern der Literaturzirkel Bücher schenkte.

Ich bemühte mich darum, daß jedes Kind allmählich eine eigene kleine Bibliothek bekam. Schon in den ersten zwei Schuljahren erreichte ich, daß in jeder Familie eine kleine Bibliothek entstand. In einigen Familien zählte die Bibliothek über 500 Bücher, in anderen bedeutend weniger, doch mit jedem Monat vermehrte sich der Buchbestand in allen Familien.

### *Die Pflege der Muttersprache*

Für uns Ukrainer ist Ukrainisch die Muttersprache. Heute sprechen über 36 Mill. Menschen ukrainisch. Doch die Geschicke unseres Volkes fügten es, daß uns Ukrainern die russische Sprache, die Sprache unseres großen Brudervolkes, lieb und vertraut ist. Es sind ähnliche, verwandte Sprachen, in vielen Zügen miteinander verbunden. Die Ähnlichkeit und Verwandtschaft erleichtert aber nicht nur die Beherrschung der Muttersprache und des Russischen, sie erschwert sie auch. Hunderte von Wörtern, die in beiden Sprachen gleich klingen, haben verschiedene Bedeutung, in Hunderten von Fällen hat ein und dasselbe Wort im Ukrainischen diese emotionale Färbung und im Russischen jene. Ein Wort, das in der einen Sprache pathetisch klingt, hat in der anderen manchmal ironischen Sinn. Das Spiel der Nuancen, der feinsten Besonderheiten im emotionalen und ästhetischen Gehalt der Wörter beider Sprachen stellt für uns Lehrer, die wir in ukrainischen Schulen unterrichten, eine Quelle des geistigen Reichtums dar, den wir der jungen Generation in die Seele zu legen berufen sind.

Sprachen kennen bedeutet, die geistigen Reichtümer der Völker kennen.

„So viel Sprachen ich kenne, so oft bin ich Mensch“, lautet ein Sprichwort. Aber der Reichtum, der sich in den Sprachen anderer Völker äußert, bleibt für den Menschen unerreichbar, wenn er seine Muttersprache nicht gut beherrscht, wenn er ihre Schönheit nicht empfindet und sie nicht liebt. Je mehr sich ein Mensch in die Feinheiten der Muttersprache vertieft, je stärker er jede Nuance im Ausdruck empfindet, desto besser ist sein Geist auf die Aneignung von Sprachen anderer Völker vorbereitet und desto tiefer empfindet er die Schönheit einer Wendung in der Fremdsprache.

Ich bemühte mich, den Kindern den Zugang zu dem Reichtum der Muttersprache schon vom ersten Schultag an zu eröffnen. Bei den Wanderungen zu den lebendigen Quellen des Denkens und der Sprache lernten meine Kinder die emotionalen, ästhetischen und semantischen Nuancen des ukrainischen und russischen Wortes gleichzeitig kennen. Mir lag daran, daß die Kinder die Schönheit und Größe, Kraft und Ausdrucksfähigkeit der Sprache empfanden, sorgsam mit ihr umgingen und um ihre Reinerhaltung bemüht waren. Achtung gegenüber dem Wort, die Sprachkultur des Menschen – das ist der Spiegel der inneren, der Geisteskultur. Andererseits ist die Sprache ein wichtiges Mittel, das Leben des Kindes zu beeinflussen, ein Mittel zur Veredelung seiner Gefühle, seiner Gedanken und Empfindungen.

In der Unterstufe, wo Begegnungen mit neuen Erscheinungen der Umwelt bei den Kindern noch Verwunderung und Staunen auslösen, ist die Bedeutung der Sprache als Erziehungsmittel kaum zu überschätzen.

Ich ging mit den Kindern in den Wald, in den Garten, auf die Felder, auf die Wiesen, an das Flußufer, und die Sprache war hierbei für mich das Mittel, mit dessen Hilfe ich den Kindern die Augen für die Schönheit und den Reichtum der Umwelt öffnete. Mit dem Wort drückten die Kinder ihr Verhältnis zum Schönen aus, und das Schöne drang vermittels des Wortes in ihr Herz. Die Wanderungen in die Natur wurden zum Ausgangspunkt für die schöpferische Tätigkeit der Kinder. In ihnen regte sich der Wunsch, ihre Gefühle und Empfindungen in Worten auszudrücken, vom Schönen zu erzählen. Die Kinder verfaßten kleine Aufsätze über Dinge und Erscheinungen aus der Umwelt. Diese Aufsätze stellen eine außerordentlich wichtige Form der Arbeit zur Entwicklung der Sprache und des Denkens dar. Die Kinder verfaßten ihre Aufsätze oft inmitten der Natur und schrieben sie später in der Klasse auf. Als Beispiel will ich einige Miniaturaufsätze anführen, die im ersten Schuljahr von den Kindern mündlich entworfen und später in das Album „Unsere Muttersprache“ oder in eigene Hefte übertragen wurden.

*Das Lied der Lerche* (Larissa Galagan). Am blauen Himmel bebt ein graues Pünktchen. Es ist die Lerche. Ich höre ihr wunderbares Lied und kann mich nicht satt hören. Als wenn sie auf ganz, ganz dünnen Silbersaiten spielt. Sie

spannt die Saiten vom goldenen Weizen zur Sonne. Die kleinen Ähren lauschen ihrem Lied.

*Die Sonne ist untergegangen* (Serjoscha Suchenko). Die Sonne ist hinter dem Berg versunken. Auf dem Feld ist es dunkel geworden. Aus der Schlucht kriecht die Dämmerung hervor und breitet sich über Felder und Wiesen aus. Sie fließt auseinander wie ein Fluß. Nur in der Spitze der Pappel blitzen noch goldene Funken. Die Sonne schickt ihren letzten Gruß. Sie blitzen auf und verlöschen. Auf Wiedersehen, liebe Sonne!

*Der Buchweizen blüht* (Walja Kobsar). Der Buchweizen ist aufgeblüht. Das Feld ist wie von einem weißen Teppich bedeckt. Aber dieser Teppich ist lebendig und duftet. Auf jeder Blüte sitzt eine Biene. Der Teppich summt, das sind die Bienen. Eine große, dicke Hummel setzt sich auf eine Blüte. Der Stengel zittert und neigt sich. Die Hummel kann sich nicht halten und fällt herunter. Sie brummt zornig.

*Die Bienen trinken Wasser* (Galja Kowal). Ich habe gesehen, wie die Bienen Wasser trinken. Von einem Schilfhalm tropft Wasser auf den glatten Weidenstamm. Der Stamm ist ganz naß. Die Bienen lieben den Duft der Weide. Sie fliegen zu dem Stamm, um Wasser zu trinken. Sie schütteln die goldenen Flügelchen. Ruht noch ein bißchen aus, liebe Bienen, ihr müßt noch weit fliegen!

*Purpurrote Blumen* (Lida Tschernjawschaja). Auf einem Beet in unserem Schulgarten sind die Rosen aufgeblüht, rote, rosa, orangefarbene und gelbe. Einmal bin ich morgens hingegangen und habe eine purpurrote Rose gesehen. Ich konnte mich nicht satt sehen an ihr. Sie sieht aus wie die Sonne, wenn man sie durch ein rotes Glas betrachtet. Sie leuchtet und spielt in purpurroten Wellen. Die Sonne hat der Rose einen Funken Purpurfeuer geschenkt.

*Das Schneeglöckchen* (Galja Michailenko). Die Sonne hat den Wald geweckt. Sie hat den Schnee auf den Tannen geschmolzen. Ein warmer Tropfen ist in den Schnee gefallen. Er ist durch den Schnee und das trockene Laub gedrungen. Dort, wo er hingefallen ist, ist ein grüner Stengel hervorgekommen. An ihm ist ein weißes Glöckchen erblüht. Das Glöckchen sieht den Schnee und wundert sich: „Bin ich nicht zu früh aufgewacht?“ „Nein, nicht zu früh, die Zeit ist heran“, singen die Vögel. „Der Frühling ist da.“

*Die Sonne und die Wolke* (Tolja Semirenko). Goldene Flur. Die Sonne spielt in jeder Ähre. Wie schön bist du, o Feld! Doch nun ist eine Wolke über dir. Sie hat die Sonne verdeckt. Erlöschen sind die goldenen Funken an den Ähren. Das Feld ist grau geworden. Als wenn einer die Erde mit einer grauen Decke zugedeckt hat. Komm bald wieder hinter der Wolke hervor, liebe Sonne! Die Ähren warten. Auch wir warten auf dich, liebe Sonne.

*Eine Rose im Dezember* (Schura Tschernenko). In diesem Jahr ließ der Winter lange auf sich warten. Die Sonne schien, und es war schön warm. Im November stand ein Regenbogen am Himmel. Dann hat es morgens gefroren, doch am Tage war es wieder warm. Aber an einem sonnigen Dezembertag hat sich das Wetter schnell geändert. Ein kalter Wind wehte von Norden. Schwarze Wolken zogen heran und bedeckten die Sonne. Es schneite. Dann hörte es auf zu schneien, und die Sonne schien wieder. Wir gingen in den Garten und sahen mitten im Schnee eine rote Rose. Die Schneeflocken waren noch nicht getaut. Sie lagen auf den leuchtenden Blütenblättern. Die Rose tat uns leid. Der Frost wird sie vernichten.

*Störche* (Sina Golik). Im Wipfel einer alten trockenen Weide haben Störche ihr Nest gebaut. Den ganzen Tag sind sie beschäftigt und fliegen umher. Der Sommer ist gekommen. Die Störche haben Junge bekommen. Jetzt haben sie noch mehr Arbeit, sie müssen die Jungen füttern. Ein stiller Augustabend. Die Sonne ist untergegangen. Der Himmel im Westen ist grau wie Asche. Die Störche stehen neben ihrem Nest und schauen aufmerksam dahin, wo die Sonne verschwunden ist. Was wollen sie dort sehen? Wahrscheinlich wollen sie sehen, wohin die Sonne verschwunden ist. Vielleicht sind sie auch besorgt, daß bald der Herbst kommt. Sie wollen sich nicht von ihren Jungen trennen.

*Stare im Winter* (Mischa Gomin). Im vorigen Winter sind die Stare nicht in warme Länder geflogen. Woher haben sie gewußt, daß es nicht sehr kalt wird? Ich habe gesehen, wie sie sich abends in einem großen Schwarm versammelt haben und von einem Baum zum anderen geflogen sind. Sie haben gesucht, wo es wärmer ist. Und sie haben aufgeregt gepiepst. Als Schneetreiben war, sind die Stare zu uns in die Scheune geflogen. Sie haben sich überall hingesezt, auch der Kuh auf den Rücken. Und wenn die Sonne schien, haben sie im Schnee gebadet. Wie ein Stein läßt sich der Star in den weichen Schnee fallen und ist ganz im Schnee verschwunden. Dann krabbelt er wieder heraus, schüttelt den Schnee ab und zwitschert lustig.

\* \* \*

Nicht nur die Schönheit der Natur regte die Kinder zum Schreiben an, auch die Menschen ihrer Umgebung und deren Tätigkeit wurden in vielen Aufsätzen beschrieben.

*Der Kombinefabrer* (Jura Scharko). Mein Onkel ist Kombinefabrer. Er steuert die große Maschine. Vor ihm liegt das Weizenfeld. Scharfe Messer schneiden die Halme ab und geben sie weiter zur Dreschmaschine. Die Dreschmaschine drischt den Weizen aus. Das Korn fließt als dünner Strahl

in den Bunker. Dann kommt der Lkw, der das Korn zur Tenne schafft. Wir werden viel weißes Brot bekommen.

*Unsere Dreschmaschine* (Wanja Gorbenko). Wir haben in unserer Schule eine ganz kleine Dreschmaschine. Die Schüler haben den Weizen vom Schulfeld geerntet und ihn zu fünf Garben gebunden. Dann begann die Dreschmaschine zu summen und drosch den Weizen aus. Den Weizen haben wir in einen Sack geschüttet. Später werden wir ihn aussäen.

*Auf der Farm bei Tante Dascha* (Kolja Kossarik). Wir waren bei Tante Dascha auf der Farm. Sie hat 30 Kühe zu melken. Das gibt große, große Kannen voll Milch. Die Milch wird zur Molkerei gebracht, und dort wird Butter daraus gemacht.

*Onkel Kusma* (Kolja Rostschenko). Wir waren bei Onkel Kusma. Er ist Maurer. Aus Ziegeln baut er die Mauern eines Hauses. Jetzt baut er gerade an einem Geschäft. Onkel Kusma hat schon 50 Häuser gebaut. In ihnen wohnen viele Menschen. Er sagt: „Meine Häuser werden 200 Jahre lang stehen.“ Viele Menschen werden sich noch oft an ihn erinnern: Ja, der Onkel Kusma, das war ein guter Maurer!

*In unserer Klasse ist es warm* (Schura Cholodi). In unserer Klasse ist es schön warm. In den Heizkörpern fließt heißes Wasser. Im Keller steht ein Kessel. Der große Ofen wird mit Kohle geheizt. Die Kohle wird unter der Erde von den Bergleuten gefördert. Dann wird sie mit der Eisenbahn zu uns gebracht. Sie wird ausgeladen, auf einen Lkw geladen und in die Schule gefahren. Wir haben es warm, weil Bergleute und Eisenbahner für uns arbeiten.

*Großvater Juchim* (Ljuda Iwtschenko). Mein Großvater Juchim ist Forstwirtschaft. Er arbeitet schon 25 Jahre im Kolchos. Hinter dem Dorf ist ein großer Eichenwald. Es sind seine Eichen, er hat sie gepflanzt. Großvater sagt, daß seine Eichen 300 Jahre alt werden. Ich möchte auch einen Eichenbaum pflanzen.

*Abend* (Tolja Semirenko). Die Sonne ist hinter dem Berg versunken. Es wird dunkel. Am Himmel ist der erste Stern aufgegangen. Großmutter sitzt auf der Bank. Sie hat einen grauen Strumpf in der Hand und strickt. Aber jetzt strickt sie nicht mehr. Sie schaut dahin, wo die Sonne untergegangen ist.

In jedem dieser Aufsätze ist ein klarer Gedanke ausgesprochen, jedes Wort ist erlebt und erfüllt. Diese Aufsätze sind das Ergebnis langer Arbeit. Man muß die Kinder immer wieder durch Anschauung zu lebendigen Vorstellungen von Gegenständen und Erscheinungen der Umwelt führen, und diese Vorstellungen sollen nicht nur in ihr Bewußtsein, sondern auch in ihr Herz eindringen.

Es wäre naiv anzunehmen, daß das Kind unter dem Einfluß der Schönheit der Umwelt gleich einen Aufsatz verfaßt, daß es sofort passende Worte findet. Man muß es lehren, mit Worten umzugehen, sie schöpferisch anzuwenden. Ich zeigte das den Kindern, indem ich selbst kleine Aufsätze für sie schrieb. Den ersten Aufsatz, den die Kinder von mir hörten, verfaßte ich in einer Abendstunde am Ufer des Teiches. Ich gab mir Mühe, daß alle Kinder begriffen und empfanden, wie man eine Vorstellung, ein anschauliches Bild mit Worten wiedergibt. Die ersten Aufsätze der Kinder waren meinen sehr ähnlich. Allmählich aber suchten die Kinder selbst nach Bildern, die sie zur Wiedergabe anregten.

Aufsätze schreiben wurde für meine Zöglinge zu einer Lieblingsbeschäftigung. Von allem, was sie sahen, fühlten und erlebten, wollten sie erzählen. Jeder meiner Zöglinge schrieb im Verlaufe von vier Jahren 40 bis 50 Miniaturaufsätze. Hier einige Aufsätze, die die Kinder in der zweiten, dritten und vierten Klasse schrieben.

*Kraniche am tiefblauen Himmel* (Galja Michailenko, 2. Klasse). Die Wiesen haben ihr Frühlingslied angestimmt. Die Vögel singen, die Bäche murmeln, die Enten schnattern. Die dünnen Zweige der Trauerweide werden grün. Die Bienen summen. Unter einem Baum liegt noch eine Handvoll Schnee. Der Himmel ist ganz blau, klar und weit. Vor Sonnenuntergang sind am Himmel Kraniche aufgetaucht. Sie fliegen dahin, die silbernen Vögel, und schreien. Wo wart ihr, Vögel, wohin fliegt ihr? Es sieht aus, als wenn ihr schwimmt. Die Sonne schickt euch ihren Gruß. Hinter den sieben Bergen wartet ein blauer See, kristallklares Wasser, ein smaragdgrünes Ufer. Dort sind eure Nester.

*Woher kommen die Eisblumen an den Fenstern* (Tanja Kolomitschenko, 4. Klasse). Ich habe Mama gefragt, wo die Eisblumen an den Fenstern herkommen. Mama hat gesagt: „Der kleine Enkel von Väterchen Frost malt sie. Er geht nachts mit Väterchen Frost umher und bemalt die Fenster . . .“ Ich wollte sehen, wie er das macht. Ich bin ins Bett gegangen, habe aber die Augen nicht zugemacht. Alle sind eingeschlafen. Der Baum vor dem Fenster knirscht. Ein kleiner Junge ist ans Fenster getreten. Mit einem silbernen Bleistift fährt er über das Glas und singt leise. Er hat eine herrliche Blume gemalt. Ganz, ganz breite Blätter und kleine Blüten. Morgens spielt die Sonne im Fenster und die Blume ist wie lebendig. Ich weiß nicht, habe ich das geträumt oder habe ich wirklich gesehen, wie der Enkel von Väterchen Frost die Blume gemalt hat.

*Eine Welt von Blumen mitten im Winter* (Galja Kowal, 3. Klasse). Im Herbst sind neben dem Gewächshaus die Chrysanthemen aufgeblüht. Sie fürchten die kalten Nebel nicht. Chrysanthemen sind Kinder des Herbstes.

Aber dann ist der Frost vom Norden gekommen. Das Wasser im Eimer ist gefroren. Es war Zeit, die Chrysanthemen vor dem Frost zu retten. Wir haben sie in Töpfe umpflanzte und im Gewächshaus aufgestellt. Wir haben die Stengel beschnitten. Die Chrysanthemen sind wieder grün geworden und haben auch wieder geblüht. Morgens bin ich aufgewacht und habe gesehen, daß draußen Schnee liegt. Und die Sonne schien. Ich bin ganz schnell ins Gewächshaus gelaufen. Die Chrysanthemen blühten – weiß und gelb. Und hinter den Fenstern Schnee. Die Chrysanthemen lächelten der strahlenden Sonne zu.

*Ein trüber Herbsttag* (Schura Tschernenko, 3. Klasse). Die Tage sind kürzer geworden und die Nächte länger. Morgens schwimmt über dem Fluß der Nebel. Wo ist die Sonne, warum zerstreut sie nicht die Nebelschwaden? Vom Himmel fallen die kleinen Tropfen des Herbstregens. Die Bäume lassen die Zweige hängen. Die Blätter fallen. An den Zweigen hängen dicke Tropfen. Irgendwo im Nebel schreit langgezogen eine Möwe. Vielleicht kann sie nicht wegfliegen in den Süden und klagt den Menschen ihr Leid. Im Wald ist es ganz still. Der Specht hat ein paarmal geklopft und ist verstummt. Goldene Eicheln fallen auf die bunten Blätter. Die ganze Welt ist in weißen Nebel gehüllt.

*Wenn der Herbst beginnt* (Serjoscha Suchenko, 4. Klasse). Morgens sind die Schwalben aufgeregt über dem Dorf umhergeflogen. Dann haben sie sich zu einem großen Schwarm versammelt. Sie haben sich nebeneinander auf die Telefondrähte gesetzt und leise über etwas gezwitschert. Sie haben beratschlagt, wann sie in die wärmeren Länder abfliegen. Und am nächsten Tag war keine Schwalbe mehr da. Wann sind sie abgeflogen? Und woher wissen sie, daß der Herbst kommt? Die Tage sind doch noch warm. Die Sonne wärmt noch. Ich mag die leuchtenden Herbstabende gern. Lange, sehr lange leuchtet das purpurrote Licht des Abendrots, und auch die Blätter an den Pappeln scheinen purpurrot. Das ist der Widerschein des Abendrots. Auch das Wasser im schlafenden Teich ist wie das Abendrot. Nur auf dem Teich ist es abends laut. Hier übernachteten Vögel, die nach Süden ziehen. Gegen Morgen bedeckt sich der Teich mit einem Nebelschleier. Im Gras ist Tau. Der Tau ist grauweiß, nicht so wie im Sommer. Der Herbst beginnt.

*Der Hengst Feuer* (Galja Tomaschewskaja, 4. Klasse). Diese Geschichte hat mir Mama erzählt. Als im Dorf gerade die ersten Kolchose gegründet wurden, kauften die Kolchosbauern einen Hengst. Der Hengst hieß Feuer. Er gehorchte keinem. Die mutigsten und erfahrensten Männer hatten Angst, an Feuer heranzugehen. Er scharfte mit den Hufen in der Erde, biß und wieherte. Der junge Jurko sattelte den wilden Hengst aber doch. Feuer stieg mit den Vorderbeinen hoch, wieherte, sprang auf den Weg und warf Jurko ab. Er lief ein paar Werst und blieb am Dorfrand stehen. Mitten auf dem Weg

spielten zwei kleine Kinder. Sie liefen zu dem Hengst und umschlangen seine Vorder- und Hinterbeine. Die Mutter der Kinder erstarrte vor Schreck. Sie dachte: „Gleich wird er die Kinder totschiagen oder zum Krüppel machen.“ Aber der Hengst stand still. Er bewegte ein Bein und stand wieder still. Von der Seite schaute er auf die Kinder, als fürchtete er, sie zu verletzen. Und die Kinder spielten immer noch. Dann ging der Hengst vorsichtig von den Kindern weg und lief wieder durch das Dorf zurück. Er wurde eingefangen und in den Pferdestall gebracht.

*Artjom Michailowitsch, ein Budjonny-Veteran* (Wolodja Stscherba, 4. Klasse). Zu unserer Pioniersammlung kam Artjom Michailowitsch. Er arbeitet in der Gemüsebaubrigade. Wir dachten zuerst, daß er einfach ein Großvater sei; aber er ist ein Budjonny-Veteran, ein Held des Bürgerkrieges. Er erzählte uns, wie er als Kundschafter Dienst tat, wie er gegen die Weißen kämpfte. Einmal wurde er verwundet und geriet in Gefangenschaft bei der Dennikin-Armee. Er sollte erschossen werden. Er wurde jedoch nicht getötet, sondern nur noch einmal schwer verwundet. Nachts kroch er bis zu der Hütte eines Bauern und bat um Einlaß. Die Bauern versteckten ihn auf dem Dachboden und pflegten ihn gesund. Dann zog er wieder in den Kampf gegen die Weißen. So tapfer ist Großvater Artjom Michailowitsch! Ich möchte auch so werden.

*Fest des Sieges* (Serjossa Suchenko, 3. Klasse). Der Tag des Sieges war gekommen. An diesem Tag war der Krieg zu Ende. Unsere Sowjetarmee hatte die Faschisten besiegt. Es fielen keine Bomben mehr. Jetzt freuen sich die Menschen jedes Jahr an diesem Tag, sie marschieren durch die Straßen mit Fahnen und Bildern von Lenin. Wladimir Iljitsch Lenin hat unsere Kommunistische Partei gegründet und den Menschen gesagt: Lebt einmütig miteinander, Ukrainer, Russen, Weißrussen, Grusinier und Moldauer, dann kann euch niemand besiegen.

Wir verfaßten auch gemeinsam Aufsätze. Einmal, an einem trüben Herbsttag, saßen wir im Traumwinkel am warmen Herd. Ich erzählte von fernen tropischen Inseln. Aus irgendeinem Grunde wollten sich die Kinder an den heißen Sommer, an den Fluß und an den „Garten der Gesundheit“ auf dem Melonenfeld erinnern. Aus diesen Erinnerungen entstand ein Aufsatz, den die Kinder später in das Album „Unsere Muttersprache“ schrieben:

*Wie wir auf dem Melonenfeld lebten.* Auf der heißen Erde liegen die großen Wassermelonen, blaue, grüne und blaugraue. Morgens sind sie von Tautropfen bedeckt und ganz kalt. Auch auf dem Gras ist Tau, und unsere Laubhütte ist voll Tautropfen. Einmal ist Wolodja Stscherba morgens früh aufgestanden und hat eine große Melone in die Hütte gebracht. Er hat sie auf-

geschnitten. Sobald einer aufgewacht ist, hat er ihm ein Stück kalte Melone zu essen gegeben. „Wer als letzter aufsteht“, sagte Wolodja, „der bekommt das Mittelstück, das am besten schmeckt, den ‚Großvater‘.“ Alle waren schon aufgestanden, nur Schura Cholodi hat noch geschlafen. Wir haben gegessen und gewartet, daß er endlich aufwacht. Dann war uns das Warten über, und wir haben den „Großvater“ aufgegessen. Wir haben noch eine Melone geholt. Den „Großvater“ aus dieser Melone hat Schura bekommen.

Einmal war es morgens windstill und neblig. Der Nebel kroch aus der Schlucht und hüllte das ganze Melonenfeld ein. Hinter den Wolken schaute die Sonne hervor und strahlte auf die Melonen. Es sah aus, als wenn das gar keine Melonen sind, als wenn blaue, grüne und graue Glaskugeln in einem weißen Fluß schwimmen.

Bei Tage weht ein heißer Wind über dem Melonenfeld. Am blauen Himmel singen Lerchen. Warum setzen sie sich nicht auf das Melonenfeld? Warum bauen die Lerchen ihre Nester nur im Weizen, in der Gerste und in der Hirse und ziehen dort ihre Jungen auf? Die meisten Lerchennester sind im Buchweizen.

Dicht beim Melonenfeld, neben einer Schlucht, entdeckten wir einen Ameisenpfad. Großvater Andrei sagte: „Irgendwo in der Nähe ist ein großer Ameisenhaufen, aber die Ameisen werden uns selbst verraten, wo er ist.“ Er legte kleine Melonenstücke auf den Ameisenpfad. Sofort saßen die Ameisen auf der süßen Melone. Wir sahen, wie sie ganz kleine Krümelchen nahmen und wegtrugen, alle in eine Richtung. Wir gingen hinterher und kamen zu dem Ameisenhaufen. Der graue Hügel unter dem Busch war wie lebendig. Die Ameisen brachten die Krümel in die kleinen Höhlen und kehrten wieder auf das Melonenfeld zurück.

Als der „Garten der Gesundheit“ geschlossen wurde und wir nach Hause gingen, gab der Großvater jedem eine große Melone mit. Die Melonen haben lange bei uns zu Hause auf dem Fensterbrett gelegen. Sie erinnerten uns an den heißen Wind und die weite Steppe, an die Lerche, an den Großvater und an das Zirpen der Grille, die sich neben unserer Hütte niedergelassen hatte. Wo mag sie jetzt sein, diese Grille?

Am stärksten kommt die Schönheit der Sprache in der Poesie zum Ausdruck. Wenn sich das Kind an einem Gedicht oder einem Lied begeistert, entdeckt es gleichsam die Musik der Sprache. Wie ein Musikinstrument, das Töne von großer Schönheit hervorbringt, das Kind anzieht, so wird es auch von Worten angezogen, deren musikalischen Klang es empfindet. Es hat den Wunsch, die Saiten der Sprache anzuschlagen und ihrer Musik zu lauschen. Schon seit den ersten Tagen unserer „Schule der Freude“ und später in den Jahren der Unterstufe bemühte ich mich, die Kinder den Wohlklang der

dichterischen Sprache wahrnehmen und empfinden zu lassen. In der Natur, in Augenblicken, da das Gefühl des Staunens über die Schönheit der Umwelt die Kinder ergriff, trug ich ihnen Gedichte vor. Einmal gingen wir auf die Felder. Von dort hatten wir einen herrlichen Blick auf den Teich, in dessen Wasser sich die am Ufer stehenden Weiden widerspiegelten. Ich trug den Kindern Verse aus einem Gedicht Schewtschenkos vor:

Sanft umschmeichelt mich der Wind,  
Feld und Steppe blühen.  
An den Teichen, an den Deichen  
schimmern Weiden grün.

Die Kinder wiederholten den Vierzeiler. Der wunderbare Klang der Worte berührte sie tief. Sie fühlten, daß im Zusammenklingen der Worte, die das lebendige Bild hervorbringen, die Musikalität der Sprache liegt, und empfanden die Schönheit der Natur noch stärker. Unter dem Eindruck hervorragender Werke der Dichtkunst entstand bei den Kindern das Bedürfnis, selbst Worte zu finden, die wie Musik klangen.

Es war ein schöner Wintermorgen. Die Bäume waren weiß bereift, ihre Zweige mit einer hauchdünnen Eisschicht überzogen. Sie schienen wie aus Silber geschmiedet. Wir gingen in den Schulgarten und gaben uns Mühe, die Zweige nicht zu berühren, um den Zauber dieser unvergleichlichen Schönheit nicht zu zerstören. Wir blieben stehen, und ich sprach Verse von Puschkin und Heine, Verse über die Schönheit des Winters. Unter dem Eindruck der Gedichte und der Schönheit ringsumher suchten die Kinder wohlklingende Worte, mit denen das Bild eines reifbedeckten Baumes beschrieben werden kann. Sie verfaßten ein Gedicht. Darin wurden die Phantasiegestalten aus früher geschaffenen Märchen lebendig. Dieses Gedicht wurde kollektiv verfaßt, nicht auf einmal, sondern in Teilen. Wir gingen mehrmals in den reifbedeckten Garten. Hier nun das Gedicht:

Nun kommt der Zauberer Schmied  
und bringt seine Esse aus Gold.  
Er schmilzt das Silber darin  
und gießt es im Garten aus.  
Er schmiedet die ganze Nacht,  
sein goldenes Hämmerchen klingt . . .  
In Silber der Garten nun prangt,  
ein Zapfen am anderen hängt,  
wie Saiten der Garten nun singt.  
Doch wo ist der Zauberer Schmied?  
Zur Sonne zurückgekehrt  
auf goldenen Füßeln ist er.

Er holt sich mehr Silber von ihr  
und steckt es in seinen Sack,  
fliegt damit wieder zu uns.  
Und wieder das Silber er schmilzt,  
und wieder der Garten erklingt.  
Doch die Sonne erwartet den Schmied:  
„Wo warst du so lange, mein Freund?  
Warum hast du drunten auf Erden  
mein Silber so lange versprüht?  
Du hast wohl vergessen, mein Freund,  
daß ich meinen Kranz noch brauch’?“  
Ihr purpurner Strahl lugt zu uns  
in den Garten aus Silber hinein.  
Und die Sonne ist ganz erstaunt,  
sie kann sich nicht satt sehn daran.

In der Kindheit kann jeder Mensch ein Dichter sein. Doch das Kind wird nur dann zum Dichter, wenn sein Schönheitssinn erzogen ist. Ohne diese Erziehung bleibt es ein Wesen, dem die Schönheit der Natur und die Schönheit der Sprache gleichgültig sind, ein Wesen, für das es einerlei ist, ob es einen Stein ins Wasser oder auf eine singende Nachtigall wirft. Einem kleinen Menschen die Freude dichterischer Begeisterung zu schenken, ihn zu dichterischem Schöpferium anzuregen, ist eine ebenso wichtige Aufgabe wie lesen oder rechnen zu lehren. Bei einigen Kindern ist die Begeisterung für das dichterische Wort stärker, bei anderen schwächer. Schon in der dritten Klasse begannen Larissa Galagan, Galja Tomaschewskaja, Serjoscha Suchenko, Galja Michailenko, Walja Kobsar und Kolja Archipow, mir verstohlen ihre Verse vorzutragen, die sie insgeheim verfaßt hatten. Ich wußte, daß auch andere Kinder Gedichte machten, zu mir aber nicht davon sprachen. Sie genierten sich, sahen im dichterischen Wort etwas ganz und gar Persönliches, Geheimes. Und das war gut so. Ich fürchtete, daß einer meiner jungen Dichter auf den Gedanken kommen könnte, er sei außergewöhnlich begabt, besitze dichterisches Talent. Ich sah in all dem nichts Außerordentliches und Ungewöhnliches, all das war das normale Spiel der Verstandeskräfte, der gewöhnliche schöpferische Eifer, ohne den eine vollwertige Kindheit unvorstellbar ist. Aber die Tatsache, daß das geistige Leben der Kinder so reich war, solche schönen Früchte trug, bereitete mir große Freude.

Besonders freute ich mich darüber, daß die Begeisterung an der Poesie das Herz Kolja Archipows veredelte. Die Freundschaft zwischen uns beiden wurde immer enger. Bei uns im Schulgarten gab es einen Winkel, wo ich mich gerne allein aufhielt. Hier hatte ich vor mehreren Jahren einen Nußbaum und zwei Sträucher Kletterrosen gepflanzt und eine Rasenbank an-

gelegt. Hierher ging ich, wenn ich mich entspannen wollte; bei gutem Wetter spielte ich hier Geige. Zufällig ergab es sich nun, daß Kolja meinen Winkel entdeckte. Wahrscheinlich hatte er selbst die Einsamkeit gesucht (wie gut ist es, wenn der Mensch gern allein mit sich selbst in der Natur ist, ihre Schönheit genießt und in ihr Kraft schöpft). Als Kolja mich sah, wurde er verlegen und wollte gehen, doch ich bat ihn zu bleiben. Ich spielte Geige. In den Tönen wollte ich meine Bewunderung für die Schönheit des Sommerabends zum Ausdruck bringen. Kolja lauschte der Melodie und setzte sich neben mich. Ich gab ihm die Geige. Kolja versuchte, das zu wiederholen, was ich gespielt hatte. Das gelang ihm nicht und er hörte auf zu spielen. Wir saßen schweigend, beobachteten den Sonnenuntergang und lauschten der Musik des Abends. Wahrscheinlich, weil uns gleiche Gefühle und Empfindungen über das Schöne ringsum verbanden, vielleicht aber auch, weil es ihm, wie mir, schwer ums Herz war, vertraute er mir sein Geheimstes an: ein Gedicht über die Natur. „Ich hab’ mir ein Gedicht vom Flieder ausgedacht“, sagte er.

Zwischen grünen Blättern schimmert es blau,  
eine Biene summt über den Blüten.  
Und nachts kommt oft eine Nachtigall  
und singt in den Büschen des Flieders.  
Morgens dann hat es gedonnert, geblitzt,  
ein Regen hat die Blüten gewaschen.  
Grau steht die Wolke nun über dem Busch,  
und der Flieder ist blau wie der Himmel.

An diesem Abend saß ich lange mit Kolja im Garten. Später kam er oft durch das dichte Gebüsch zu mir in meinen Winkel, und jedesmal trug er mir ein kleines Gedicht vor. Hier noch eines seiner Gedichte.

Rot steht die Sonne am Horizont.  
Der purpurne Himmel lodert:  
Morgen wird ein windiger Tag.  
Aufgeregt flattert ein Krähenschwarm auf in die Lüfte,  
nach Westen zieht er, dem dunklen Wald entgegen.  
Auf der hohen Pappel flüstert das Laub.  
Still ist es. Irgendwo in der Ferne  
rollt ein Wagen auf staubiger Straße dahin.  
Dunkler wird der purpurne Himmel,  
mit grauer Asche bedeckt sich die Glut.  
Ein heller Stern blinkt auf am Himmel.  
Nun wird es Nacht.

Ich erfuhr, daß Kolja seine Gedichte niemals aufschrieb. Er kannte sie auswendig. Keiner meiner Zöglinge setzte sich vor ein leeres Blatt Papier und dachte sich Verse aus. Die Verse entstanden nicht, um aufgeschrieben zu werden. Die Kinder konnten ohne Verse nicht auskommen, genauso wie sie ohne Zeichnen nicht auskommen konnten.

Walja Kobsar verfaßte in der Kindheit einige Dutzend Gedichte. Dieses Mädchen besaß ein empfindsames, allen Eindrücken zugängliches Herz. Einmal sah ich, wie Walja, entzückt von der Schönheit des Sommerabends, am Ufer des Teiches stand und auf die Weiden schaute, die sich zum Wasser neigten, wie sie die spiegelglatte Fläche des Teiches betrachtete, in der sich der blaue Himmel, die ersten Sterne und das stillgewordene Dorf spiegelten. Einige Tage später trug sie mir ihr Gedicht über diesen Sommerabend vor:

Der blaue Himmel, die grünen Weiden, die weißen Häuser –  
alles spiegelt sich im Teich.

Ich stehe vor dem blauen Spiegel,  
und vor mir ist die ferne, unendliche Welt,  
der rote Himmel, die weiße Wolke;  
dort blitzt ein Stern auf, und dort über dem Weg  
steigt ein Vogel hoch in die Lüfte.

Eine eigne Musik hat diese erstaunliche Welt.  
Hört nur, dort hat jemand mit der Hand  
die starke Saite gezupft, und der blaue Himmel, er singt,  
die Weiden singen, es singen die Häuser.

Diese Musik, man hört sie nur abends am Teich,  
wenn die Sonne weit in der Ferne ihr Feuer entzündet,  
wenn die weißen Tauben zum Nachtlager eilen  
und die Fledermaus in der Höhle die Füßchen sich putzt,  
wenn der Wind sich gelegt hat, müde vom Tag,  
in der dunkel gewordenen Schlucht.

Ich sah natürlich die Unvollkommenheit der Verse meiner jungen Dichter, gab mir aber keine Mühe, sie zu verbessern, zu „glätten“. Das Wichtigste, das, was Aufmerksamkeit und Lob verdiente, waren die eindrucksvollen Bilder, die die kindliche Phantasie schuf. Ich hielt die Kinder immer wieder dazu an, daß sie die besten Werke der Poesie lasen. Bei den Wanderungen zu den lebendigen Quellen des Denkens und der Sprache trug ich ihnen lyrische Verse großer Dichter vor.

Ich wiederhole nochmals, daß dichterisches Schöpfertum bei Kindern nicht als ein Zeichen von Begabung angesehen werden darf. Man darf das Kind nicht auf die Bühne stellen und es veranlassen, seine Gedichte vorzutragen. Dieses Schöpfertum ist genauso gesetzmäßig wie das Zeichnen, und es zeich-

nen doch alle Kinder, jedes Kind durchläuft dieses Stadium. Aber dichteres Schöpfertum wird im Leben des Kindes nur dann zu einer gewöhnlichen, alltäglichen Erscheinung, wenn der Erzieher in den Jahren der Kindheit seiner Zöglinge ständig darüber nachdenkt, wie er ihnen die Schönheit der Umwelt und die Schönheit der Sprache eröffnen kann.

### *Unser „Winkel der Schönheit“*

Im Frühjahr des ersten Schuljahres meiner Zöglinge begannen wir mit der Einrichtung unseres „Winkels der Schönheit“. Diesen Plan hatte ich schon lange. Ich stellte mir einen einsamen, versteckt gelegenen Ort vor, wo die Schönheit der Natur ergänzt werden sollte durch Schönes, das die Kinder mit eigenen Händen schufen. Meine Gedanken waren in die Zukunft gerichtet. Ich stellte mir vor, wie mit jedem Jahr mehr Pflanzen in unserem Winkel wachsen würden. Hier würden wir uns ausruhen, hier würden wir arbeiten, und die Arbeit würde den Kindern Freude machen, würde sie interessieren, sie würden sie gern tun. Ich wünschte mir, daß unser Kollektiv in diesem Winkel den Frühling begrüßt und Abschied vom Sommer nimmt. Zwischen dem Schulgrundstück und einem Gebüsch befand sich eine kleine Lichtung, die an den grasbewachsenen Hang einer Schlucht grenzte. Bei Regen sammelte sich hier die Feuchtigkeit. Hier stand unser grüner Freund, die kleine Linde. Wir befreiten die Lichtung von Unkraut und begannen, sie zu einer Liegewiese herzurichten.

„Unser Winkel soll ein Reich des Grünen werden“, sagte ich zu den Kindern. „Den Abhang der Schlucht verdecken wir mit einer grünen Wand aus Hopfen, im Gebüsch werden sich Nachtigallen und Amseln ansiedeln.“

Mein Wunsch begeisterte die Kinder und wurde zu ihrem eigenen. Wir hatten viel zu tun, die Lichtung in eine Wiese umzugestalten. Vom Feld mußten wir Grasplatten heranschaffen, sie auf der Lichtung auslegen und sie begießen. Mit Ungeduld warteten die Kinder auf Regen, der unserem grünen Rasen Feuchtigkeit bringen würde. Im Wald suchten wir uns einige Hopfenprößlinge und pflanzten sie am Hang der Schlucht ein; auch sie mußten gegossen werden. Zum Glück hatten wir einen feuchten Sommer und alles, was wir pflanzten, wuchs gut an. Wir gruben im Wald mehrere Dutzend Wurzelstöcke von Maiglöckchen aus und pflanzten sie in einer Ecke unserer Wiese. Wir pflanzten auch drei Heckenrosensträucher, denen wir später Rosen aufpfropfen wollten. Hier sollte ein Reich der Blumen entstehen. Rings um die Wiese pflanzten wir Haselnußsträucher. Und um schon im ersten Sommer Freude an unserem „Winkel der Schönheit“ zu haben, pflanzten wir Blumen: Astern und Nelken. Die Kinder wollten auch Feldblumen

haben. Wir mußten also auf den Feldern und an Wegrändern Kamille und andere Feldblumen suchen. Aus dem Gewächshaus pflanzten wir einige Chrysanthenen um, damit es in unserem Winkel bis tief in den Herbst hinein blühte.

Walja Kobsar wünschte sich, daß in unserem Winkel auch eine Sonnenblume blüht – auch sie wurde gepflanzt. Am Wiesenrand säten wir eine Handvoll Buchweizen aus – das wünschten sich Larissa Galagan und Ljuba Scheremet. Der Vater von Nina und Schura Garmasch schenkte uns zwei Setzlinge von Zwergapfelbäumen. Witja Beswerchi erzählte mir, daß seine Großmutter viele Tulpen hätte; sie gab uns einige Tulpen mit ihren Zwiebeln, die wir verpflanzten. Wir wollten, daß unsere Wiese so schnell wie möglich ein Reich der Blumen würde. Einmal im Sommer sahen wir im Wald eine große blühende Linde. In ihren Zweigen flogen unzählige Bienen, von deren Gesumm der Wald zu klingen schien. Den Kindern gefiel der Baum so sehr, daß sie neben unserem „Winkel der Schönheit“ noch mehr Linden anpflanzen wollten. Im Herbst gingen wir in den Wald, gruben Setzlinge aus und pflanzten eine ganze Allee. „Wenn die Linden groß sind“, malten die Kinder sich aus, „stoßen sie mit ihren dichten Kronen zusammen und bilden einen schattigen Gang.“

Im ersten und zweiten Sommer belohnte uns die Natur nur kärglich für unsere Mühen, doch die Kinder lebten in der Erwartung. Im zweiten Frühling war aus unserer Wiese ein glatter grüner Teppich geworden, und die Feldblumen blühten. Im dritten Frühling dann verwandelte sich unser Winkel in ein Reich aus Grün und Blüten. Der Hopfen hatte mit seinen üppigen Ranken den Abhang verdeckt. Als sich die Ranken mit goldenen Blütenglöckchen bedeckten und der Buchweizen zu blühen begann, schien es, als ob alle Bienen des Dorfes und alle Hummeln aus den Wäldern und Wiesen zu uns kämen. An diesen Tagen saßen die Kinder gern unter dem grünen Zelt aus Hopfen, lasen oder erzählten Märchen.

Unser größtes Vergnügen war es, einfach im Gras zu sitzen oder zu liegen. Über uns schwankten die Blütenkelche des Hopfens, und den flauschigen Hummeln schmeckte offensichtlich ihr Nektar am besten. Wie weiße Sterne leuchteten im Gras der Wiese die Maiglöckchen. Mehrmals am Tage wechselten die Farbschattierungen an der grünen Wand aus Hopfen, je nachdem von welcher Seite die Sonne das Grün beschien. Besonders schön war es in unserem Winkel an sonnigen Sommermorgen, wenn klare Tautropfen im Gras funkelten. An solchen Sommertagen drängte es die Kinder zur Beschreibung all des Schönen, das sie sahen. Hören wir, in welchen Worten Galja Tomaschewskaja ihre Begeisterung über die Schönheit ausdrückte:

Früh am Morgen kam ich einst in den „Winkel der Schönheit“.  
Die Sonne schickte den ersten Strahl in die Ranken des Hopfens.  
Tausende Tropfen flammten auf:  
ein Regenbogen im grünen Laub.  
Das sind nicht die Ranken des Hopfens, ein Wasserfall  
stürzt sich in grünen Wellen zu Tal,  
in tausend Tropfen entzündet die Sonne ihr Feuer,  
und Sterne entflammen in goldenen Glöckchen des Hopfens.

Im Sommer, als die Kinder die erste Klasse hinter sich gebracht hatten, pflanzte ich den Heckenrosensträuchern Rosen auf, und im Spätherbst desselben Jahres gruben wir im Wald Scilla mit den Zwiebeln aus. Das war nicht einfach, aber durfte man den Kleinen die Freude nehmen, den Frühling zu begrüßen. Wie waren die Kinder froh, als wir in den „Winkel der Schönheit“ kamen – die Erde war noch mit Schnee bedeckt – und die zarten blauen Glöckchen erblickten. Und dann blühten die Maiglöckchen. Die Kinder pflückten nun keine Blumen mehr ab, sondern erfreuten sich an ihnen. Der Hopfen rankte und wucherte; er hatte die Sträucher mit seinen üppigen Trieben umschlungen, und nun kamen frohe Tage: Wir sahen die erste Goldamsel. An heißen, sonnigen Tagen sangen diese prächtigen Vögel. In diesen Augenblicken hüteten wir uns, laut zu sprechen, um die Vögel nicht zu verschrecken. Über die Goldamsel verfaßte Lida Tschernjawskaja ein Gedicht:

Ein goldener Vogel flattert auf in den Büschen.  
Ich stehe ganz still und betrachte den herrlichen Vogel.  
Die Federn sind purpurrot, stahlblau und gelb.  
Schenk mir doch bitte nur eine der herrlichen Federn,  
dann näh' ich auf weißer Seide sie auf.

Bald begann jede Klasse, sich ihren eigenen „Winkel der Schönheit“ einzurichten. Dabei waren alle bemüht, ihn durch irgend etwas Besonderes zu verschönen, damit er sich von anderen unterschied. Im Herbst 1955 begann dann das ganze Kollektiv der Schule mit der Anlage eines gemeinsamen „Winkels der Schönheit“. Neben dem Schulgebäude legten wir einen Rosengarten an. Wir pflanzten Dutzende von Heckenrosensetzlingen, denen wir verschiedene Sorten Rosen aufpflanzten. Von Jahr zu Jahr wurde unser Garten schöner. Im Frühling und Sommer war er ein einziges Blumenmeer. Alle kamen hierher, um sich an der Schönheit zu erfreuen und um zu arbeiten, Schönes zu schaffen. Lange standen Erwachsene und Kinder bewundernd vor einer Rosenlaube, die ganz von Kletterrosen überwuchert war. Diese Laube war in liebevoller, geduldiger Arbeit der jüngsten Schüler entstanden.

Jeder Lehrer hat wohl schon oft die Worte gehört: „Die Arbeit erzieht den Menschen“. Doch welche Arbeit hat die größte erzieherische Kraft? In der Kindheit ist die Arbeit, die Schönes schafft, das beste Erziehungsmittel. Diese Arbeit veredelt das junge Herz und verhütet Gleichgültigkeit. Möge die Begeisterung an der Arbeit, die Schönheit schafft, die Kindheit, die Schulzeit und die Jugend bereichern. Wenn Kinder die Erde verschönen, werden sie dadurch selbst besser, reiner und schöner.

### *An den Quellen des Lebensideals*

Meine Kinder hatten die Schwelle der Schule kaum überschritten, sie hatten noch ihre eigenen kindlichen Interessen und Sorgen, als ich mir schon jedes von ihnen als erwachsenen Menschen vorstellte. Mich beschäftigte der Gedanke: „Was für ein Mensch und Bürger wirst du werden? Was wirst du für deine Gesellschaft bedeuten? Worüber wirst du dich freuen, woran wirst du dich begeistern und worüber dich entrüsten? Worin findest du dein Glück? Welche Spur hinterläßt du auf Erden?“

Ich war besonders darum bemüht, in die jungen Herzen die moralischen Werte zu legen, die im Verlaufe vieler Jahrhunderte von der Menschheit geschaffen oder erkämpft worden sind: Liebe zur Heimat, Freiheitsliebe, Unversöhnlichkeit gegenüber der Unterdrückung des Menschen durch den Menschen, die Bereitschaft, seine Kräfte und sein Leben für das Glück und die Freiheit der Menschheit einzusetzen. Ich sah meine Aufgabe darin, zu verhindern, daß diese großen Worte im Bewußtsein meiner Zöglinge zu lauten, aber leeren Phrasen wurden, daß sie ihren Glanz verloren, verblaßten, sich vom häufigen Gebrauch abnutzten. Ich fürchtete das geradezu. Meine Kinder sollten so wenig wie möglich Worte über hohe Ideale verlieren, aber diese Ideale sollten in ihnen leben, im heißen Drang des jungen Herzens, in Gefühlen und Taten, in Liebe und Haß, in Ergebenheit und Unversöhnlichkeit.

Es ist gefährlich, kleinen Kindern Worte in den Mund zu legen, die sie noch nicht verstehen. Das, was dem Volke heilig ist, kann auf diese Weise im Bewußtsein des Kindes zu einem leeren Wort werden.

Wie der sorgsame Gärtner die Wurzeln eines jungen Baumes, der sich kaum über die Erde erhoben hat, zu stärken sucht – denn von der Kraft und Stärke der Wurzeln hängt viele Jahrzehnte lang das Leben des Baumes ab –, so muß sich auch der Erzieher um die Wurzeln der menschlichen Persönlichkeit bemühen, und das sind Liebe zur Heimat, Ergebenheit gegenüber dem werktätigen Volk und Treue zu den großen Idealen des Kommunismus. Die Erziehung zur Heimatliebe fängt an, wenn das Kind die Umwelt zu sehen, zu erkennen und zu bewerten beginnt.

Die erste und wichtigste Aufgabe bestand für mich darin, den Kindern alles lieb und teuer werden zu lassen, was frühere Generationen geschaffen haben, alles, was in schwerem Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, im Kampf für das Glück der Werktätigen erreicht und errungen wurde. Die Heimat ist für das Kind zunächst ein Stück Brot und ein Weizenfeld, ein Wald und der blaue Himmel über einem kleinen Teich, die Lieder und Märchen der Großmutter an seinem Bett. Für besonders wichtig hielt ich es, in der Zeit der Kindheit, wenn das Herz sowohl für das Wort als auch für die Seele des anderen Menschen besonders aufgeschlossen ist, den Kindern all das nahezubringen, worauf die älteren Generationen stolz sind, zu erzählen, um welch hohen Preis das Glück der freien Arbeit erkämpft und errungen wurde. Ich bemühte mich, einen sorglosen, von allem unberührten Genuß der Lebensgüter nicht zuzulassen.

Wanderungen in die Vergangenheit des Heimatlandes – so nannten sich unsere Ausflüge in Wald und Feld, an das Flußufer und in die Nachbardörfer. Ich bemühte mich, in den jungen Herzen jene Bande zu stärken, die Vergangenheit und Gegenwart im Leben unseres Volkes verknüpfen.

„Ein fruchtbares Land liegt vor euch, Kinder. Die Weizenähren schwellen. Auf diesem Feld, am Waldrand, haben im Bürgerkrieg Weißgardisten einen roten Partisanen erschossen. Und am Waldrand entflamte im schweren ersten Sommer des Großen Vaterländischen Krieges der Kampf zwischen einer Handvoll Kämpfer der Roten Armee und einer ganzen Kompanie Faschisten. Hier sind unsere Helden gefallen. Schaut über unsere weiten Felder, Kinder! Tausende Hügel, das sind Tausende namenloser Gräber. Die Erde bewahrt das für ihr Wohl vergossene Blut der Helden, und das Volk bewahrt auf ewig in seinem Herzen das Gedenken an ihre Taten. Wenn sie ihr Leben nicht für die Heimat hingegeben hätten, könntet ihr nicht die Schönheit des Heimatlandes genießen, hätten euch die Faschisten zu ihren Sklaven gemacht.“

Schon das kleine Kind soll am Schicksal des Heimatlandes Anteil nehmen, es soll um seine Zukunft besorgt sein, und die Ereignisse in ferner Vergangenheit sollen sich ihm als Quellen der Gegenwart darstellen.

Ich bin überzeugt, daß in der Kindheit, in dem Lebensabschnitt, den wir als Zeit sorgloser Freuden und des Spiels ansehen, die Grundlagen für das Lebensideal gelegt werden. Von dem, was dem Kinde aus der Umwelt nahegebracht wird, was es überrascht und begeistert, was es erzürnt und zum Weinen bringt, von all dem hängt es ab, was für ein Mensch und Bürger das Kind wird. Um in der Kindheit die Grundlagen für die Entwicklung eines wahren Menschen und guten Staatsbürgers zu legen, muß man dem Kind die richtige Einstellung zu Gut und Böse geben.

Diese Worte verstehe ich folgendermaßen: Alles, was das Kind aus der

Umwelt erfährt, alle gesellschaftlichen Erscheinungen, die Handlungen der Menschen in Vergangenheit und Gegenwart, all das muß in seinem Herzen tiefe moralische Gefühle erwecken. Eine richtige Einstellung zu Gut und Böse, das bedeutet, daß dem Kind alles nahegeht, was es erfährt, daß das Gute freudige Erregung, Begeisterung und den Wunsch, dem moralischen Ideal nachzustreben, erweckt, daß andererseits das Böse Entrüstung, Empörung und den glühenden Wunsch, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Moral zu kämpfen, hervorruft. Große Untugenden, denen ich vorzubeugen bemüht war, sind Gleichgültigkeit und Leidenschaftslosigkeit. Ein junger Mensch mit einem Eispanzer um das Herz, den nichts erregt, der sich über nichts Gedanken macht, das ist der zukünftige Spießbürger. Schon in der Kindheit muß jedem Menschen Unduldsamkeit gegenüber allem, was böse ist oder Böses duldet, ins Herz gelegt werden.

Es ist nicht schwer, dem Kinde die Wahrheit, daß die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen das größte Übel ist, bewußt zu machen. Es mag diese Wahrheit gut kennen und auf die Frage des Lehrers, worin das größte soziale Übel besteht, richtig antworten. Wenn aber sein Herz nicht durch ein klares Bild von der Ausbeutung und Unterdrückung des Menschen durch den Menschen gerührt worden ist, wenn in seinen Augen nicht der Funke des Hasses gegenüber den Trägern dieses Übels – wie in der Vergangenheit, so auch in der Gegenwart – aufgeblitzt ist, wird es kein Mensch mit hohen Idealen.

Menschliche Gleichgültigkeit ist gefährlich und abstoßend, kindliche Gleichgültigkeit ist schrecklich. Ich bemühte mich, daß jeder meiner Zöglinge in der Kindheit ein hohes und edles Gefühl kennenlernte, das Gefühl der tiefen persönlichen Sorge um das Schicksal anderer Menschen, Menschen, die fern von uns waren, die vielleicht am anderen Ende der Welt lebten, Menschen, die vielleicht vor hundert Jahren gelebt hatten. Dieses Gefühl ist das sicherste Mittel gegen die Gleichgültigkeit, gegen den Eispanzer um das Herz.

Meine Zöglinge hörten von mir Geschichten aus dem Leben, in denen der Aufruf zum Kampf um menschliche Würde erscholl, in denen die Idee der Unversöhnlichkeit gegenüber der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen klar zum Ausdruck kam. Viele Male lasen wir in unserem Traumwinkel die erregende Erzählung des polnischen Schriftstellers Sienkiewicz „Janko, der Musikant“. Beim ersten Mal waren die Kinder gerührt und zornig zugleich; sie nannten den Gutsbesitzer, der das Leben des leibeigenen Jungen zugrunde richtete, ein Ungeheuer, einen Blutsauger. Ich sah, wie die Kinder ihre kleinen Fäuste ballten, wie das Feuer des Zorns in ihren Augen aufloderte. Dann lasen wir die Erzählung noch viele Male. Warum wollten die Kinder immer wieder die Geschichte von Janko hören? Mir scheint, weil

das Gefühl des Zorns und der Unversöhnlichkeit gegenüber dem Bösen die geistigen und seelischen Kräfte stärkt. Das Kind will die Fülle seiner moralischen Kräfte spüren, will sich erneut davon überzeugen, daß es bereit ist, für Wahrheit und Gerechtigkeit zu kämpfen. Das Herz, das dieses Gefühl durchlebt, wird empfindsam für Gut und Böse in der Umwelt.

In der dritten und vierten Klasse lasen wir zweimal „Onkel Toms Hütte“ von H. Beecher-Stowe. Die Kinder fühlten mit den Sklaven. Es fiel ihnen schwer sich vorzustellen, daß man Menschen wie Vieh kaufte und verkaufte. Später, als wir in Gedanken den Erdball umwanderten, wurde den Kindern das Bild des Kampfes, wie er in unseren Tagen geführt wird, bewußt: Millionen Menschen arbeiten nicht für sich, sondern für Junker und Kapitalisten, ihre Kinder wissen nicht, was Kindheit ist; die Besten, die Kämpfer für Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimat, werden erschossen, erhängt und zu Zwangsarbeit verurteilt.

Tiefen Eindruck machte auf meine Zöglinge das tragische Schicksal des griechischen Volkshelden Nikos Belojannis. Während der faschistischen Okkupation kämpfte er gegen die Faschisten; als seine Heimat dann von den Eindringlingen befreit war, verurteilte ein bürgerliches Gericht Nikos Belojannis zum Tode wegen Landesverrats. Mit einer roten Nelke in der Hand ging der Held in den Tod, und am selben Tag gebar seine Frau, die ebenfalls im Gefängnis saß, einen Sohn.

Betroffen von dem Schicksal des Jungen, der im Gefängnis lebte und nicht wußte, was Freiheit ist, fragten die Kinder, wie man dem jungen Nikos helfen könne. Sie wollten den Gefühlen, die sie bewegten, Ausdruck geben. Sie schrieben einen Brief an die Mutter des jungen Nikos und schickten ihn ihr über das Internationale Rote Kreuz. Zusammen mit dem Brief sandten sie ein Geschenk: eine auf weißer Seide gestickte rote Nelke. Später schrieben sie jedes Jahr der Frau des Helden einen Brief und schickten dem Sohn zum Geburtstag ein kleines Geschenk. Für die Kinder war diese unbedeutend scheinende Tat die Verurteilung des Bösen, war ihr Kampf gegen die Ungerechtigkeit.

Bei der Einführung der Kinder in die große Welt des gesellschaftlichen Lebens erzählte ich ihnen davon, daß es selbst in den finstersten Zeiten menschlicher Geschichte immer Menschen gab, die sich gegen die Unterdrückung erhoben. Die Namen dieser Menschen, ihr Leben und ihre Taten sind die Leitbilder der jungen Generation. Ich trachtete danach, daß sich meine Zöglinge begeisterten an der Standhaftigkeit, dem Mut, dem Heldentum und der Überzeugungstreue der besten Söhne der Menschheit, derer, die für Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimat, für Befreiung von der Ausbeutung, für menschliche Würde kämpften und ihr Leben gaben.

Ich machte meine Zöglinge mit eindrucksvollen Lebensbildern von Men-

schen bekannt, deren Namen Leitstern für viele Generationen wurden. Selbstverständlich kann man einem kleinen Kind nicht alles erzählen. Man darf über das Kind nicht mit einer Lawine von Bildern und Gestalten herfallen, man darf nicht fortwährend sein Herz rühren und seine Seele erregen. Das Kind soll zunächst nur wenig erfahren, aber in diesem Wenigen soll sich ihm die Größe moralischer Werte eröffnen. Das Kind soll nachdenken können über das, was es erregt hat. Während der vier Jahre erzählte ich meinen Zöglingen von den Heldentaten einiger Kämpfer für hohe Menschheitsideale, z. B. über Spartakus, Campanella, Thomas Müntzer, Iwan Sussanin, Stepan Chalturin, Sofja Perowskaja, Taras Schewtschenko, Christo Botew und Janusz Korczak. Ich erzählte vom Leben und Kampf des großen Lenin, von den Kommunisten Julius Fučík, Ernst Thälmann und Nikos Belojannis und von dem Helden des Großen Vaterländischen Krieges Alexander Matrossow.

Das eindrucksvolle Beispiel der Tat eines Menschen, in der eine Idee lebendigen Ausdruck findet, übt großen Einfluß auf die Vorstellungswelt des Kindes aus. Wenn Idee und Tat miteinander verschmolzen sind, versteht das Kind die Idee sehr gut, braucht man ihm nicht auseinanderzusetzen, wie diese oder jene Handlung zu verstehen ist. Für die Helden, von denen ich meinen Kindern erzählte, war eine wichtige Eigenschaft charakteristisch, die das eigentliche Wesen moralischer Größe ausmacht: die Bereitschaft, all seine Kräfte und sein Leben für das Glück der Menschen hinzugeben. Diese Eigenschaft ist es, die Begeisterung weckt und das Kind über das Schicksal anderer Menschen nachdenken läßt. Menschen, die ihr Glück im Dienst an der Menschheit gefunden haben, werden für die Kinder zum Lebensideal.

Als ich den Kindern über Leben und Kampf Wladimir Iljitsch Lenins erzählte, ging ich besonders auf die Tatsachen ein, die zeigen, daß Lenin das Schicksal des werktätigen Volkes tief mitempfand. Alles, was er tat, hatte das Glück des Volkes zum Ziel. Ein Gefühl freudiger Erregung ergriff die Kinder, als ich erzählte, wie Wladimir Iljitsch in den schweren Jahren des Bürgerkrieges und des Niedergangs der Wirtschaft um die Waisen Kinder besorgt war. Ich suchte zu erreichen, daß die Kinder die große Menschlichkeit Lenins empfanden.

Einen tiefen Eindruck im Herzen der Kinder hinterließen auch die Erzählungen über Janucz Korczak, den Nationalhelden des polnischen Volkes. Daß ein Mensch mit den Kindern, die er liebt, in den Tod geht, bewegte die Kinder tief. Janucz Korczak hätte sein Leben retten können, doch das hielt er für unehrenhaft. Er konnte es nicht tun, weil er damit den Kindern Kummer und Leiden bereitet hätte: die Kinder hätten von ihrem schrecklichen Los erfahren. Janusz Korczak wurde für meine Schüler zum Symbol wahrer Menschlichkeit.

Große Begeisterung weckten bei den Kindern auch die Erzählungen über die Helden der „Narodnaja Wolja“\* Stepan Chalturin, Sofja Perowskaja und Nikolai Kibaltschitsch. Als ich über die Standhaftigkeit, den Mut und die Überzeugungstreue der Kommunisten Julius Fučik und Kamo (Ter-Petrosjan) erzählte und vorlas, empfanden die Kinder ein Gefühl des Stolzes auf den Menschen. Sie sagten: „So müßte man werden. Das ist ein wahrer Mensch.“

Einen bedeutenden Platz nahmen die Erzählungen über tapfere Pioniere ein. Ich erzählte von den Heldentaten Walja Kotiks, Witja Korobkows, Lenja Golikows, Wolodja Dubinins und Wasja Schischkowskis, die ihr Leben im Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit der sowjetischen Heimat hingaben. Bei den Erzählungen über Kinder bemühte ich mich, meinen Zöglingen allmählich die wichtigsten Merkmale der kommunistischen Moral nahezubringen: ideologische Unbeugsamkeit, Mut und Unversöhnlichkeit gegenüber den Feinden des Sozialismus, des Friedens, der Freiheit und der Demokratie.

Das kleine Kind steht an den Quellen des moralischen Ideals. Wir Erzieher müssen ihm die Lauterkeit und Größe moralischen Heldentums nahebringen, seine kommunistische Überzeugungstreue festigen. Die Kinder sollen erkennen, daß die Mitglieder der Kommunistischen Partei die besten Söhne und Töchter unseres Volkes sind.

Wir führten Freundschaftstreffen mit Kommunisten durch. Die Erzählungen aus ihrem Leben und ihrem Kampf waren für die Kinder lebendige Details aus der Geschichte der Kommunistischen Partei. Unvergesslich für die Kleinen waren die Treffen mit den alten Bolschewisten Wassili Moissejewitsch Beskorowainy, Artjom Michailowitsch Radziwill und Nikolai Konstantinowitsch Gaitschuk. Einen tiefen Eindruck machte auf die Kinder die Tatsache, daß Menschen aus ihrer nächsten Umgebung, mit denen sie häufig zusammenkamen, an der Wiege der jungen Sowjetmacht Pate gestanden und ihr Blut für den Sieg der Arbeiter und Bauern vergossen hatten. Den Kleinen wurde so zur Gewißheit, daß Kommunisten feste Überzeugungen haben und daß sie ihren Idealen und Anschauungen bis zum letzten treu sind; daß sie bescheidene Menschen bleiben, die, ungeachtet ihres hohen Alters, alle Kräfte beim Aufbau des Kommunismus einsetzen. Artjom Michailowitsch kannten die Kinder als einen der besten Gemüsezüchter, Wassili Moissejewitsch als einen Menschen mit goldenen Händen, als einen der besten Traktoren- und Landmaschinenschlosser. Er erzählte den Kindern, wie im Dorf der Kolchos aufgebaut wurde, wie die Kommunisten sich ans Steuer des ersten Traktors setzten und die erste Furche auf dem Kolchosfeld zogen.

\* Geheimbund, der in der zweiten Hälfte des 19. Jh. den Sturz des Zarismus durch individuellen Terror zu erreichen suchte. *Der Übers.*

Wassili Moissejewitsch berichtete von den Sorgen der Parteiorganisation des Kolchos. So erfuhren die Kinder von ihm, wie die Kommunisten des Kolchos um die Erhöhung der Ernteerträge bemüht sind und wie sie in der Viehfarm dazu beitragen, mehr Fleisch, Milch und Butter für die Werktätigen in der Stadt bereitzustellen.

Später trafen sich die Kinder mit dem Partisanen S. A. Kowpak, mit dem Helden der Sowjetunion Andrei Kalinowitsch Zimbal, mit dem Helden der Sowjetunion Nikolai Saweljewitsch Onopa, der an der Befreiung Rumäniens und Ungarns teilgenommen hatte, und mit vielen anderen unserer Dorfbewohner, den Helden der Schlachten um die Befreiung der Heimat und ganz Europas vom Faschismus. Durch diese Gespräche festigte sich im Bewußtsein der Kinder immer mehr die Überzeugung, daß das höchste Glück für einen Kommunisten in der Treue seinem Volk gegenüber und im Kampf für ein besseres Morgen besteht.

### *Was ist Imperialismus?*

Imperialismus und Kolonialismus sind die unerbittlichen und grausamen Feinde von 2 Md. Werktätigen auf der Erde. Die unversöhnliche Einstellung gegenüber einer ungerechten sozialen Ordnung, die den einen märchenhafte Reichtümer, den anderen aber den Hungertod bringt, ist eine der höchsten moralischen Qualitäten, deren Entwicklung unter den Bedingungen des Kampfes auf wirtschaftlich-politischem und ideologischem Gebiet zwischen Kapitalismus und Sozialismus im Mittelpunkt der Erziehungsarbeit stehen muß.

Einem kleinen Kind kann man Imperialismus und Kolonialismus nicht in allgemeinen Phrasen und nicht mit wissenschaftlichen Definitionen darstellen. Dem Bewußtsein des Kindes muß der Lehrer eindrucksvolle Fakten und Bilder einprägen, die eine emotionale Färbung besitzen, die seine Empörung, seinen Zorn hervorrufen und es zum unversöhnlichen Gegner der uns feindlichen Gesellschaftsordnung und ihrer Ideologie machen.

Wir reisen in Gedanken durch Lateinamerika. Ich war selbst in den Ländern dieses Subkontinents, und meine Erzählungen über Mexiko, Brasilien, Paraguay, Chile, Argentinien und Kolumbien vermitteln den Kleinen tiefe Eindrücke von der herrlichen Natur, den fleißigen Menschen und deren eigenständiger Kultur. Als ich berichte, warum im halbkolonialen Lateinamerika in jeder Minute 4, an jedem Tag 5500, d. h. jährlich etwa 2 Mill. Menschen verhungern, sind die Kinder aufs tiefste erschüttert. Sie erblicken das wahre Gesicht des Kolonialismus, für den ein Menschenleben, für den Schweiß und Blut, Tränen und Kummer von Millionen Kindern nichts bedeuten, für den der Profit der Reichen alles ist.

Die Kinder gewöhnen sich nur langsam an die Vorstellung, daß Fabriken, Werke, Eisenbahnen, Schiffe und Flugzeuge einem einzigen Menschen gehören können. Aber Tatsachen bleiben Tatsachen. Und als ich ihnen sage, daß etwa 1 km von der Villa des Milliardärs Rockefeller entfernt Tausende von Arbeitslosen in alten, aus Konservenblech gebauten Hütten leben müssen, sind sie empört und voller Haß gegen eine Gesellschaftsordnung, die solche Ungerechtigkeiten zuläßt. „So etwas darf einfach nicht sein“, ist ihre natürliche Reaktion. Tiefe Eindrücke im kindlichen Bewußtsein hinterlassen Meldungen, die tagtäglich durch die Presse der bürgerlichen Welt gehen. Ich zeigte ihnen aus einer englischen Zeitung die Fotografie eines Jungen, der aus einem Geschäft ein Brötchen gestohlen hatte und vor Gericht aussagte: „Ich habe deshalb gestohlen, damit ich ein Jahr ins Gefängnis komme. Dort habe ich wenigstens etwas zu essen. Draußen werde ich verhungern.“

Aus der südafrikanischen Zeitung „Rand Daily Mail“ erfuhren die Kinder, daß der Afrikaner Mia, ein Einwohner Johannesburgs, der wegen einer schweren Erkrankung ins Zentralkrankenhaus eingeliefert werden sollte, sterben mußte, weil für ihn als Neger die Türen des „weißen“ Krankenhauses verschlossen blieben.

Die Zeitung „Fatat al Dshazira“ in Aden veröffentlichte eine Meldung, nach der die Regierung von Saudi-Arabien neue Preise für Sklaven festgesetzt hat: Männer werden danach für 250 und Frauen für 350 englische Pfund gehandelt.

Der Besitzer einer italienischen Schachtanlage beschloß, die Förderung von Steinkohle einzustellen. Es war für ihn einträglicher, mit amerikanischem Öl zu handeln als mit italienischer Steinkohle. Durch die Einstellung der Arbeit in der Grube drohte 500 Arbeitern Arbeitslosigkeit und Hungertod. Sie fuhren in den Schacht ein und riefen einen Hungerstreik aus. Sie wollten nicht eher wieder ausfahren, bis der Besitzer seinen Entschluß über die Einstellung der Kohleförderung rückgängig gemacht hatte. Die Kumpel verbrachten sieben Tage unter der Erde, und sie siegten. Doch mußten sie ihr Recht auf Arbeit sehr teuer bezahlen; fünf ihrer Kameraden starben während des Hungerstreiks im Schacht.

Solche Tatsachen dürfen nicht nur einfach mitgeteilt, sondern sie müssen erklärt und ausgewertet werden. Die Kinder verstehen nur sehr schwer, warum die Werktätigen in der kapitalistischen Welt von der Arbeitslosigkeit bedroht sind. Die Auswertung aber darf nicht in abstrakten Phrasen vor sich gehen, sondern muß durch neue Tatsachen ergänzt werden, die das Wesen der Begriffe „Privateigentum an Produktionsmitteln“ und „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ aufdecken.

Indem die Kinder das Wesen des Imperialismus erkennen, erwerben sie eine wichtige moralische Eigenschaft, sie gewinnen den richtigen Klassenstand-

punkt, eine persönliche Einstellung gegenüber der Gesellschaftsordnung der Gewalt und Unterdrückung, und es entwickelt sich ihre Bereitschaft, für die Festigung der Freundschaft zwischen den Völkern zu kämpfen und die Errungenschaften der sozialistischen Revolution in unserem Lande zu verteidigen.

### *Keinen Tag leben ohne Sorge um den Menschen*

Das Leben hat mich zu folgender Überzeugung gebracht: Wenn ein Kind nur Konsument der Freuden ist, die die Eltern, die Schule und das Kollektiv ihm geben, wenn die Freuden nicht durch Arbeit, Anspannung der Geisteskräfte, mit seelischer Anteilnahme erworben werden, kann sein Herz kalt, gefühllos und gleichgültig werden.

Eine mächtige moralische Kraft, die das kindliche Herz veredelt, sind gute Taten zum Wohle der Menschen. Eine meiner Erziehungsaufgaben sah ich darin, die Kinder dazu anzuleiten, daß sie mit dem Herzen empfanden, daß um sie herum Menschen sind, die Hilfe, Fürsorge, Herzlichkeit und Anteilnahme benötigen. Die Hauptsache dabei ist, daß das Gewissen dem Kind verbietet, an diesen Menschen teilnahmslos vorbeizugehen, daß das Kind den Menschen Gutes tut nicht mit dem Wunsch, Lob zu ernten, sich gegenüber anderen auszuzeichnen, sondern aus eigenem, selbstlosem Antrieb.

Grundlage für die Entwicklung des kindlichen Gewissens, die Bereitschaft, den Menschen Gutes zu tun, ist das Mitgefühl mit den Menschen, die Leiden und Mißgeschick zu erdulden haben. Die Empfindsamkeit gegenüber den Gefühlen anderer Menschen, die Fähigkeit, auf fremdes Unglück und fremdes Leiden zu reagieren, ist eine der edelsten menschlichen Fähigkeiten. Schon in der „Schule der Freude“ lernten meine Kinder das Abc, die Grundlage der großen Wissenschaft der Menschlichkeit, sie lernten, die Wehmut, die Trauer, den Kummer, die Aufregung und das Mißgeschick in den Augen der Menschen zu lesen, mit denen sie täglich in Berührung kamen.

Kummer und Leid gibt es überall, und auch in unserer Klasse fehlte es nicht daran. Die Kinder lachten, waren lustig und vergnügt, doch in den Augen einiger lag tiefer Kummer. Als Walja Kobsar in der vierten Klasse war, verschlechterte sich der Gesundheitszustand ihres Vaters. Er lag jetzt ständig zu Bett und glaubte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Walja wurde schweigsam und nachdenklich. Nina und Schura Garmasch hatten eine schwerkranke Mutter. Sie mußten nicht selten zu Hause bleiben, um dem Vater und den älteren Schwestern in der Wirtschaft zu helfen. Der einzige Mensch, der Schura Cholodi nahestand, seine Großmutter, erkrankte ebenfalls. Mehrere Male mußte sie für einige Wochen ins Krankenhaus. Für

den Jungen war das eine schwere Belastung. Solange die Großmutter krank war, gaben ihn seine Verwandten in die Obhut einer Tante. Diese Tante war eine sehr gute Frau, sie kümmerte sich um Schura, doch der Junge war bisher noch niemals, nicht einmal für einen Tag, von der Großmutter getrennt gewesen und litt unter dieser Trennung sehr. Eines Tages, es war im Herbst und schon recht kalt, wollte Schura seine Großmutter im Krankenhaus besuchen. Ohne seiner Tante auch nur ein Wort zu sagen, machte er sich auf, ging 7 km zu Fuß durch den Regen, wurde durch und durch naß, erkältete sich und wurde krank. Einige Tage später wurde er in dasselbe Krankenhaus eingeliefert, in dem die Großmutter lag.

In der Familie Wolodja Litowtschenkos ereignete sich ein Unglück. Seine Mutter fuhr täglich mit dem Omnibus zur Arbeit. Bei Glatteis stieß der Bus mit einem Lastwagen zusammen, und Wolodjas Mutter wurde schwer verletzt. Die Ärzte waren der Meinung, daß sie für ihr ganzes Leben Invalide bleiben würde. Zur selben Zeit erkrankte und starb der Großvater Wolodjas, ein großartiger Mensch, der viel für Wolodja getan hatte.

Wanja Gorbenko wurde ebenfalls von einem großen Unglück erschüttert. Sein ältester Bruder fuhr als einer der ersten Komsomolzen ins Neuland und kam dort bei einem Schneesturm ums Leben. Gerade als die Eltern auf dem Wege nach Kasachstan waren, um den Sohn zu begraben, brach ein weiteres Unglück über die Familie herein: Wanjas Schwager, der Mann seiner Schwester, bekam einen elektrischen Schlag und konnte gerade noch vom Tode errettet werden.

Jedes Kind erlebt das Leid auf seine Art. Dem einen wird es leichter, wenn man sich liebevoll und teilnehmend zu ihm verhält, dem anderen fügt ein Wort der Anteilnahme neuen Schmerz zu. Vom Geschick und Taktgefühl des Erziehers hängt in solchen Fällen viel ab. Er sollte das Kind schonen, ihm keinen neuen Schmerz zufügen und die Wunde in seiner Seele nicht anrühren. Ein von Leid betroffenes, bedrücktes Kind kann selbstverständlich nicht so lernen, wie es früher gelernt hat.

Ich rief niemals ein Kind, das Sorgen hatte, zu Antworten auf und forderte von ihm weder besonderen Fleiß noch Eifer. Man darf ein Kind nicht fragen, was ihm widerfahren ist – dem Kind fällt es meist schwer, davon zu sprechen. Wenn die Kinder dem Lehrer vertrauen, wenn er ihr Freund ist, so wird ihm das Kind selbst das erzählt, was es erzählen kann.

Die beste und wirksamste Hilfe für das Kind ist, seinen Kummer zu teilen, ohne das zutiefst Persönliche, das Innerste anzurühren. Eine grobe Einmischung kann den Zorn und die Erbitterung des Kindes hervorrufen, und der Ratschlag, nicht den Mut zu verlieren, nicht zu verzweifeln, sich nicht gehen zu lassen, wird, wenn kein echtes menschliches Gefühl dahinter steht, vom Kind als unangebrachtes Geschwätz aufgefaßt.

Auch die Kinder zu solch echtem Gefühl, zum Verständnis für den seelischen Zustand des anderen zu erziehen, lag mir besonders am Herzen. Dieses Verständnis gewinnt das Kind dann, wenn es sich in Gedanken hineinversetzt in den anderen Menschen, der Kummer, Trauer und Unglück erleidet. Ich bemühte mich darum, daß die Kinder nicht gleichgültig an menschlichem Kummer vorübergingen, daß das Leid, dem sie im Leben begegneten, sie zum Nachdenken über das Schicksal anderer Menschen veranlaßte. Wenn der Mensch in der Kindheit fremdes Leid nicht empfindet, wenn er nichts zur Erleichterung des Loses anderer Menschen tut, kann er zu einem herzlosen, gleichgültigen Menschen heranwachsen.

Als Schura Cholodis Großmutter erkrankte, wurde er traurig und nachdenklich, gleichzeitig aber auch empfindlich. Kaum sagte man etwas zu ihm, schon zitterte er, als hätte man eine wunde Stelle berührt. Einmal sah ich, wie sich seine großen schwarzen Augen mit Tränen füllten. Die Kinder sagten: „Schura weint.“

In einem Augenblick, als Schura nicht in der Klasse war, sagte ich zu den Kindern: „Wenn ein Mensch Kummer hat, darf man ihn nicht neugierig anschauen. Schura hat großen Kummer. Der einzige Mensch, den er hat, ist seine Großmutter. An seine Mutter kann er sich nicht mehr erinnern. Und jetzt ist die Großmutter krank geworden. Vielleicht muß sie sogar ins Krankenhaus. Wo soll Schura dann bleiben? Versetzt euch in seine Lage, dann werdet ihr euch vorstellen können, wie ihm zumute ist. Schura ist schon einige Tage schweigsam und nachdenklich. Er ist hier in der Klasse, aber alle seine Gedanken sind bei der Großmutter. Wenn er fehlen sollte, dann fragt nicht: ‚Warum warst du nicht in der Schule? Was war mit dir los?‘ Es ist nicht leicht über seinen Kummer zu sprechen. Und überhaupt, wenn ihr seht, daß einer Kummer und Leid hat, seid nicht neugierig, sondern helft. Wenn ihr wißt, daß jemand aus unserem Kollektiv Kummer hat, handelt immer so, daß ihr weder durch ein Wort noch durch eine Tat seinen Kummer vergrößert. Und denkt nach, wie ihr Schura und seiner Großmutter helfen könnt.“

In der Pause versammelten sich die Kinder im Märchenzimmer und berieten, was sie für Schura und seine Großmutter tun könnten. Sie brachten ihm Äpfel und Fische ins Haus. Als die Großmutter ins Krankenhaus mußte und Schura bei der Tante lebte, gingen die Kinder oft zu ihm, brachten ihm Spielzeug und nahmen ihn mit in den Wald. Als sie erfuhren, daß Schura sich im Regen erkältet hatte und nun auch im Krankenhaus lag, waren sie voller Anteilnahme für den Kameraden. Im Kollektiv gab es weniger Fröhlichkeit, die Jungen und Mädchen fragten jeden Tag: „Wann wird Schura wieder gesund?“ Am Sonntag gingen wir alle zusammen ins Nachbardorf zum Krankenhaus. Die Kinder brachten dem Jungen Äpfel, Gebäck und anderes

mit. Den halben Tag warteten wir, bis alle Kinder bei Schura und der Großmutter im Krankenzimmer gewesen waren.

An einem kalten Februartag (die Kinder gingen damals in die dritte Klasse) kamen Mischa Gomin, Galja Michailenko und Larissa Galagan zu mir nach Hause gelaufen. Sie waren sehr erregt.

„Ljonja ist tot, der Bruder von Wanja Gorbenko“, sagte Galja. „Sein Vater hat ein Telegramm bekommen. Er fährt morgen nach Kasachstan. Was sollen wir jetzt machen?“

Die Augen der Kinder flehten: „Sagen Sie uns, was wir machen sollen, wie wir dem Kameraden helfen sollen!“

Noch am selben Tag wurde bekannt, wie das Unglück geschehen war. Ljonja Gorbenko, ein achtzehnjähriger Traktorist, brachte Heu zu einer Tierfarm. Unterwegs überraschte ihn ein Schneesturm. Der junge Mann hätte die Kabine des Traktors verlassen und in ein Kasachendorf gehen können, das in der Nähe der Straße lag, aber er tat es nicht, er hoffte, daß der Schneesturm bald vorüber sein würde und er das Heu rechtzeitig zur Tierfarm bringen könnte. Der Schneesturm verstärkte sich jedoch noch, es wurde sehr kalt, und Ljonja erfror in der Kabine des Traktors. Mehrere Tage kam Wanja nicht zur Schule. Die Kinder waren bekümmert, ihr lustiges Plappern war verstummt, sie sprachen nur noch im Flüsterton. Und alle fragten: „Wie können wir dem Kameraden helfen?“ Einer schlug vor, zu Wanja Gorbenko nach Hause zu gehen. Ich riet ihnen, das nicht zu tun. „Wanja, seine Mutter und sein Vater, seine Brüder und Schwestern haben jetzt großen Kummer. Wenn wir zu ihnen nach Hause kommen und seine Mutter uns sieht, wird sie sich daran erinnern, wie Ljonja zur Schule ging, wie er mit seinen Kameraden nach Hause kam, und es wird ihr noch schwerer ums Herz. Zu Wanja gehen wir später, wenn sich die Mutter etwas von ihrem Schmerz erholt hat. Und wenn Wanja wieder in die Schule kommt, dann fragt nicht, wie sein Bruder umgekommen ist oder was sein Vater erzählt hat, als er von der Beerdigung zurückkam. Daran zu denken und darüber zu sprechen, fällt Wanja sehr schwer. Seid aufmerksam und nett zu Wanja. Und hütet euch, ihm durch irgend etwas Schmerz zuzufügen. Und dann, wenn ihm leichter ums Herz geworden ist, macht ihm Freude . . .“

Wanja Gorbenkos Vater erzählte mir, nachdem er aus Kasachstan zurückgekehrt war, daß eine Straße in der Siedlung des Neulandsowchos den Namen seines Sohnes erhalten habe. Ich erzählte davon den Kindern. Zu der Zeit bereitete sich unsere Klasse gerade auf den Eintritt in die Pionierorganisation vor. Die Kinder überlegten, welchen Namen die Gruppe und jede der drei Brigaden tragen sollten. Und nun sagten die Kinder selbst, was ich erwartet hatte: „Die Brigade, in der Wolodja Gorbenko ist, soll den Namen seines Bruders, Leonid Gorbenko, tragen, der bei der Ausübung

seiner Pflicht ums Leben kam.“ In den Augen Wanja Gorbenkos leuchtete es freudig auf. Der Junge brachte die Nachricht nach Hause. Ich riet den Kindern: „Nehmen wir uns ein Album, und jeder von uns zeichnet etwas über die Schule, über unsere Klasse. Dieses Album schenken wir Leonids Eltern.“ Selbstverständlich wollte jedes Kind etwas zeichnen, das mit Leonid und dessen Schulzeit in Verbindung stand. Die älteren Kameraden zeigten uns den Apfelbaum, den Leonid gepflanzt hatte, als er in die dritte Klasse ging. Im Physikaum fanden wir das Modell eines Kranes, das Leonid und seine Kameraden angefertigt hatten. Es fand sich auch ein Heft, das Leonid in der ersten Klasse benutzt hatte. Leonid liebte die Tauben. In der Schule erinnerte man sich daran, wie er zusammen mit seiner Brigade einen kleinen Taubenschlag gebaut hatte. Dieser Taubenschlag schmückte auch jetzt noch unser Schulgrundstück. All das zeichneten die Kinder ins Album. Ich zeichnete ein Porträt Leonids. Das Album brachten wir seiner Mutter. Für sie war dieses Geschenk sehr wertvoll. Sie freute sich, daß das Schulkollektiv das Gedächtnis an ihren Sohn bewahrte.

Bei alledem war ich darauf bedacht, daß so wenig wie möglich Worte gemacht wurden und daß kein oder sehr sparsames Lob für gute Taten ausgesprochen wurde. Es soll nämlich nicht dazu kommen, daß sich das Kind die guten menschlichen Taten als ein Verdienst anrechnet, sie für etwas Außerordentliches hält. Güte muß zur Gewohnheit werden. Allmählich riefen gute, von Herzen kommende Taten bei den Kindern ein Gefühl der Befriedigung und Freude hervor. Nicht nur durch meine Worte, auch unter dem Einfluß des Kollektivs wuchs bei den einzelnen Kindern die Bereitschaft zu guten Taten.

So vergaßen meine Kinder ihren Freund, Großvater Andrei, nicht. Während der Wintermonate lebte der alte Mann in einem kleinen Häuschen nahe bei dem Winterhaus der Bienen. Die Kinder besuchten ihn und brachten ihm Äpfel und Zeichnungen. Der alte Mann freute sich über jedes freundliche Wort, und die Kinder fühlten, daß die Einsamkeit ein schweres Los ist. Deshalb wollten sie ihm Gutes tun. Ich freute mich sehr, wenn ich sah, welches Vergnügen es den Kindern bereitete, Großvater Andrei eine Freude zu machen.

An einem warmen Märztag eilten wir zu ihm. Heute würden wir ihm helfen, die Bienen hinauszubringen. Dieser Tag war für uns ein Fest. Wir freuten uns darauf, zu beobachten, wie die Bienen ihren ersten Rundflug machen. Auf dem Wege zum Winterhaus gingen wir zu einer alten Frau hinein, um Wasser zu trinken. Sie begrüßte uns freundlich und bewirtete uns mit selbstgebackenen Keksen. Sie lud uns ein, sie öfter einmal zu besuchen. „Wie kommt das“, sagte sie, „zu Großvater Andrei geht ihr jeden Tag, und zu mir kommt niemals jemand.“

Olga Fjodorowna hatte der Krieg großes Leid gebracht. Ihre beiden Söhne, ihr Mann und ihr Bruder fielen an der Front, ihre Tochter wurde in die faschistische Zwangsarbeit verschleppt und starb an der übermäßig schweren Arbeit im Steinkohlenbergbau. Ich erzählte den Kindern vom schweren Schicksal der Frau. Es erschütterte sie tief, und in ihnen wurde der Wunsch wach, sich mit Großmutter Olga anzufreunden.

Die alte Frau zeigte den Kinder die Orden und Medaillen ihrer Söhne und ihres Mannes. Die Herzen der Kinder waren voller Anteilnahme, und wie sehr wünschten sie, Großmutter Olga Freude zu bereiten. Die Kinder wollten die alte Frau lächeln sehen. Sobald die Zeit zum Pflanzen der Obstbäume herangekommen war, pflanzten wir bei Großmutter Olga auf dem Hof 5 Apfelbäume, 5 Birnbäume und 5 Weinstöcke zum Gedenken an die Söhne, die Tochter, den Mann und den Bruder. Auch zu Ehren Großmutter Olgas pflanzten wir Bäume. Es ist kaum zu beschreiben, wie groß die Dankbarkeit der alten Frau war. Sie teilte ihre Freude mit den Nachbarn. An heißen Sommertagen gingen wir zu ihr und gossen die Bäume. Es war eigenartig – die Bäume waren grün und die Erde feucht, wir hätten gar nicht zu gießen brauchen. Großmutter Olga goß die Bäume wahrscheinlich öfter als wir. Der Hof wurde zum blühenden Garten. Im Sommer verbrachten wir hier viele Stunden.

Großmutter Olga wurde unsere Freundin. Nicht einen Festtag verbrachten wir ohne sie. Wenn die Kirschen, Äpfel, Birnen und der Wein reif wurden, gingen wir in den Garten zu Großmutter Olga, pflückten die ersten reifen Früchte und brachten sie ihr. Als die Kinder in der siebenten Klasse waren, wurde die alte Frau schwer krank. Eine Woche nach Schluß starb sie. Für die Kinder war das ein schweres Erlebnis. Kurze Zeit darauf erfuhren wir, daß sie in ihrem Testament niedergelegt hatte, daß nach ihrem Tode Haus und Garten den Kindern übergeben werden sollten. Dieses Vermächtnis brachte die Leitung des Kolchos in Verlegenheit. Wie war das zu verstehen, die Kinder als Besitzer von Haus und Garten? Aber die taktvollen Kolchosbauern halfen uns, das in Ordnung zu bringen, was sich in keinerlei juristische Normen einordnen ließ. Sie sagten: „Sollen die Kinder auf der kleinen Wirtschaft ihre guten Werke tun.“ Wir schlugen Großvater Andrei vor, in das Haus überzusiedeln, und er kam mit Freuden; das Haus war nicht weit entfernt von der Bienenfarm. Der Garten wurde ein weiterer „Garten der Gesundheit“. Walja Kobsar und Sina Golik hatten sich im vierten Schuljahr mit Oktoberkindern befreundet und bereiteten sie auf den Eintritt in die Pionierorganisation vor. Die Kleinen verbrachten ganze Tage in ihrem „Garten der Gesundheit“.

Es gibt kein Leid, das mit dem Leid einer Mutter zu vergleichen wäre, deren Sohn im Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit der Heimat gefallen ist.

Mögen unsere Kinder dieses Leid mitempfinden. Mögen Tausende und aber Tausende Mütter, deren Söhne in den namenlosen Gräbern von der Wolga bis zur Elbe, vom Nördlichen Eismeer bis zum Mittelmeer liegen, Freunde der Schüler werden. Je tiefer das Kind das Leid empfindet, das unserem Volk durch die Faschisten zugefügt wurde, das Leid über den Verlust von 22 Mill. Menschen, das Leid über die schrecklichen Qualen, die Menschen erduldeten, das durch Brände und Zerstörungen hervorgerufen wurde, desto mehr Mitgefühl wird es in seinem Herzen tragen, desto fester werden seine Überzeugungen als Staatsbürger, desto stärker wird in seinem Herzen das Gefühl der Verantwortung für die Zukunft der Heimat.

### *Edle Gefühle begeistern die Kinder zur Arbeit*

Ich wollte erreichen, daß die Kinder durch die Arbeit die Freude der Kameradschaft und Freundschaft empfinden, daß sie ihnen das Gefühl, gemeinsam Schwierigkeiten überwunden zu haben, vermittelt, daß sie durch die Arbeit stets von neuem die Umwelt entdecken, daß die Arbeit das Gefühl der eigenen Würde in ihnen festigt und daß sie ihnen erstmalig bewußtmacht, daß sie Staatsbürger und Werktätige sein werden, die materielle Werte schaffen, ohne die das menschliche Leben nicht möglich ist.

Es war im ersten Herbst nach der Einschulung. Im Schulgarten hatten uns die älteren Schüler einen Abschnitt zugewiesen. Wir lockerten den Boden auf, eine Arbeit, an die ein Dorfkind mit sechs Jahren durchaus gewöhnt ist. Ich erzählte den Kleinen: „Hier wollen wir Winterweizen aussäen. Wir werden den Weizen selbst ernten, die Körner ausmahlen und unser erstes Brot daraus haben.“ Die Kinder wissen recht gut, was Brot bedeutet; sie wollen richtige Arbeiter sein wie ihre Väter und Mütter. Und nebenbei hat die Sache, die wir vorhaben, doch auch etwas Romantisches, etwas vom Spiel an sich. Wir träumten schon davon, wie wir das weiße Brot, das uns eine der Mütter backen wird, hierher in den Garten bringen werden, wie wir in der Weinlaube ein Tischtuch ausbreiten, das Brot schneiden und mit Honig und Äpfeln essen werden.

Diese Vorstellung begeisterte die Kleinen und half ihnen, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Und Schwierigkeiten gab es für die Kinder genug. Wir trugen in kleinen Körben Humus herbei, gruben ihn unter, zogen Saatfurchen und legten den Weizen Korn für Korn hinein. Die Aussaat wurde zu einem richtigen Fest. Den Kindern gefiel diese einfache Arbeit, keines war gleichgültig. Als wir mit der Aussaat fertig waren, wollte noch niemand nach Hause gehen. Wir gingen in die Weinlaube, und ich erzählte den Kindern das Märchen vom goldenen Weizenkorn. Ich dachte dabei sowohl an das

Märchen als auch an die Kinder, denen ich von Herzen wünschte, daß ihnen die Arbeit immer Freude machen und sie zu einem einigen Kollektiv zusammenschließen möge.

Bevor der Weizen aufging, fragten die Kinder oftmals aufgeregt: „Wird denn unser Acker nicht bald grün?“ Und als dann die Saat aufgegangen war, liefen die Kleinen, Jungen wie Mädchen, jeden Morgen hin, um nachzuschauen, ob die kleinen grünen Halme auch schnell wachsen. Im Winter deckten wir unser kleines Feld mit Schnee zu, damit der Weizen nicht ausfror. Es machte den Kindern im Frühjahr viel Freude zu beobachten, wie sich die Erde mit einem dichten grünen Teppich bedeckte, wie dann der Weizen in die Höhe schoß und wie sich die Ähren bildeten. Sie verfolgten mit großer Anteilnahme die Entwicklung einer jeden Ähre. Die Ernte wurde zu einem noch größeren Fest als die Aussaat. Die Kinder hatten dazu ihre Sonntagskleider angezogen. Behutsam schnitten sie den Weizen ab und banden ihn zu kleinen Garben. Ein weiterer Feiertag war das Dreschen. Da wurde der Weizen bis auf das letzte Körnchen aufgesammelt und in einen Sack geschüttet. Großvater Andrei mahlte den Weizen und brachte uns das weiße Mehl, das wir der Mutter von Nina Petrenko gaben. Die Kinder waren voller Ungeduld, sie wollten selbst beim Brotbacken helfen. Die Jungen holten Wasser, die Mädchen halfen, die weißen Brotlaibe in den Ofen zu schieben. Und dann waren sie endlich fertig – vier schöne große Weißbrote. Wieviel Arbeit, Schweiß und Mühe hatten sie uns gekostet! Ein Gefühl des Stolzes erfüllte die Kinder.

Und dann kam der langersehnte Tag, der „Tag des ersten Brotes“. Zur Feier luden wir Großvater Andrei und alle Eltern ein. Weiße, bestickte Tischtücher wurden ausgebreitet, die Mädchen verteilten die duftenden Brotscheiben, und Großvater Andrei stiftete ein Schale Honig. Die Eltern aßen das Brot, lobten die Kinder und dankten uns für die vollbrachte Arbeit.

Diesen Tag haben die Kinder niemals vergessen. Auf unserer Feier wurden keine großen Worte über Arbeit und Pflichterfüllung gemacht. Die Kinder hätten mit Worten ihre Gefühle auch nicht auszudrücken vermocht. Das Wichtigste, was dieser Tag den Kindern brachte, war das Gefühl des Stolzes: Wir haben das Brot selbst erarbeitet und den Eltern eine Freude bereitet.

Unser „Tag des Brotes“ erregte die Aufmerksamkeit der anderen Klassenkollektive. Im Schulgarten wurde mit Eifer und Begeisterung gearbeitet, jedes Kollektiv wollte nun sein eigenes Brot herstellen. Die Kinder ließen den Klassenlehrern keine Ruhe mit ihren Fragen, warum die anderen den „Tag des Brotes“ feiern und sie nicht.

Dieses Ereignis regte das pädagogische Kollektiv zu vielen Überlegungen und Diskussionen an. Alle hatten gesehen, daß eine so einfache Sache wie die Bearbeitung und das Düngen des Bodens für die Kinder ebenso inter-

essant werden kann wie eine Wanderung in den Wald oder das Lesen eines guten Buches. Die Kollegen berichteten, daß Faulpelze, deren Interesse anscheinend durch gar nichts geweckt werden konnte, bei dieser Arbeit einfach nicht wiederzuerkennen waren. Sie wollten arbeiten! „Woran liegt das nur?“ dachten die Lehrer. Alle waren sich schließlich darüber einig, daß der Grund in dem gemeinsamen Streben nach einem Ziel, in der kollektiven Begeisterung über den erreichten Arbeitserfolg zu suchen war. Ein Kind will dann arbeiten, wenn die Arbeit ihm Freude bereitet. Die Freude an der Arbeit ist eine erzieherische Kraft, dank der das Kind sich seines Platzes im Kollektiv bewußt wird und dank der es sich im gesellschaftlichen Leben bestätigt sieht. Natürlich darf die Arbeit nicht zu einer Art Unterhaltung oder zum Spiel werden. Sie erfordert Anstrengung und Ausdauer. Doch sollten wir niemals vergessen, daß wir es mit Kindern zu tun haben, die beim Entdecken der Welt ganz am Anfang stehen.

Der „Tag des ersten Brotes“ war zunächst etwas Einmaliges im Leben der Kinder, doch nun wollten sie ihn in jedem Jahr wieder feiern. Im zweiten Herbst bearbeiteten sie ein gleich großes Stück des Schulgartens wie im Vorjahr und säten Winterweizen darauf aus. Im Sommer wurden dann nach der Ernte wieder die Eltern eingeladen: Unser Feiertag wurde jetzt zum Erntefest, das wir von nun an jedes Jahr feierlich begingen. Selbst als aus den Kindern bereits junge Mädchen und Burschen geworden waren, bestellten und ernteten sie ihren Weizen mit der gleichen Begeisterung auf ihrem kleinen Stück Land. Darin lag eine gewisse Romantik für sie.

Die Freude an der Arbeit läßt sich nicht mit anderen Freuden vergleichen. Freude an der Arbeit zu wecken und zu vermitteln ist eine der schwierigsten Aufgaben der moralischen, emotionalen und ästhetischen Erziehung. Dieses Gefühl ist untrennbar verbunden mit dem Gefühl für das Schöne, doch handelt es sich hierbei nicht nur um das Schöne, das das Kind empfängt, sondern vor allem um die Schönheit, die es selbst schafft. In der Freude an der Arbeit besteht die Schönheit des Daseins. Indem das Kind diese Schönheit erkennt, wird es sich seiner eigenen Würde bewußt. Dieses Gefühl für die eigene Würde ist das Wichtigste, was für die einzelne Persönlichkeit aus der kollektiven Arbeit erwächst. Freude an der Arbeit – das ist nicht nur das Genießen der geschaffenen Güter, sondern auch das stolze Bewußtsein, Schwierigkeiten überwunden zu haben.

Freude an der Arbeit empfindet nur der, der seine Kräfte anzuspannen weiß und der Schweiß und Müdigkeit kennt. Die Kindheit darf nicht wie ein immerwährender Feiertag verlaufen; wenn das Kind niemals bestimmte, seinen Kräften angemessene Anstrengungen bei der Arbeit auf sich genommen hat, bleibt ihm auch das Glücksgefühl, das der Mensch bei seiner Arbeit empfindet, verschlossen.

Im ersten Frühjahr unseres Schullebens legten wir auf unserem Schulgrundstück den „Garten der Mütter“ an und pflanzten dort 31 Apfelbäume und 31 Weinstöcke. „Kinder“, sagte ich zu meinen Schützlingen, „das soll ein Garten für eure Mütter werden. Eure Mütter sind doch für euch die liebsten Menschen. In drei Jahren werden die Apfelbäume und die Weinreben ihre ersten Früchte tragen. Der erste Apfel, die erste Weintraube wird ein Geschenk für eure Mütter sein. Wir wollen ihnen eine Freude bereiten. Ihr wißt doch, daß eure Mütter viel Sorgen haben, Freuden dagegen gibt es nicht so oft.“

Die Arbeit im „Garten der Mütter“ wurde von dem schönen Wunsch getragen, den Müttern eine Freude zu bereiten. Manche Kinder (Tolja Semirenko, Kolja Archipow, Kolja Kossarik) kannten dieses edle menschliche Gefühl, die Liebe zur Mutter, noch nicht in seiner ganzen Tiefe. Galja Kowal, Schura Cholodi und Witja Beswerchi hatten keine Mutter mehr. Ich aber wollte in jedem Kind dieses Gefühl wecken. So pflanzte Galja ihr Bäumchen für ihre Stiefmutter, Schura für seine Großmutter und Witja für seine Tante. Im Frühjahr und im Sommer gossen die Kinder ihre Bäumchen und Reben und vernichteten Schädlinge. Die Apfelbäumchen und Weinreben prangten in schmuckem Grün. Im dritten Jahr zeigten sich die ersten Blüten, die Bäumchen und Reben trugen zum erstenmal Früchte. Jeder hatte den sehnlichen Wunsch, daß die Äpfel und Trauben so schnell wie möglich reifen mögen.

Für mich bedeutete es ein großes Glück zu sehen, wie sich Tolja Semirenko, Kolja Archipow und Nina Petrenko freuten. An ihren Bäumchen reiften saftige Äpfel, und an den Weinstöcken hingen bernsteinfarbene Trauben. Die Kinder pflückten die reifen Früchte und brachten sie ihren Müttern. Das waren glückliche, unvergeßliche Tage im Leben meiner Schützlinge. Und wieviel Zärtlichkeit strahlte aus den Augen Kolja Archipows, als er die Äpfel auf einen Teller legte, um sie der Mutter zu bringen.

Im zweiten Schuljahr pflanzte jedes Kind auf dem Grundstück der Familie Obstbäume für die Eltern und Großeltern. Diese Arbeit machte allen viel Freude. Sie hoben allein die Gruben aus und suchten sich in unserer Baumschule schöne Setzlinge aus. So entstanden auf jedem Grundstück kleine Gärten, in die die Kinder ihre Besucher führten, um ihnen ihre Bäumchen zu zeigen: „Das ist Muttis Baum, das ist Vatis, die anderen beiden sind für Großmutter und Großvater.“ Auch mir zeigten sie ihre Gärtchen voller Stolz. Schura Cholodi pflanzte zwei Bäumchen zum Andenken an seine Eltern, Kolja Kossarik und Galja Kowal pflanzten ebenfalls Bäume zum Andenken an ihre Mütter, ohne jedoch dabei ihre Stiefmütter zu vergessen, die gleichfalls ihre Bäumchen bekamen. Für keine Arbeit wandten die Kleinen soviel Sorgfalt auf wie für die Pflege ihrer Bäumchen. Mit Ungeduld warteten alle

auf die Apfelblüte. Auf die ersten Früchte aus dem „Garten der Mütter“ zu warten, sie zu pflücken und sie auf einem Teller der Mutter zu bringen, das waren für die Kinder nicht einfach hintereinander ablaufende Arbeitsprozesse. Das waren viele, viele Stufen auf dem Wege ihrer moralischen Entwicklung, und jede Stufe ließ sie die Schönheit ihrer Arbeit deutlich empfinden.

Nach und nach entstand und festigte sich in unserem kleinen Kollektiv eine sehr schöne Tradition. Im Herbst, wenn die Erde dem Menschen ihre reichen Gaben darbietet, begingen wir den Herbstfeiertag für die Mütter. Jedes Kind brachte an diesem Tag seiner Mutter die Früchte der eigenen Arbeit, von denen es den ganzen Sommer, ja eigentlich mehrere Jahre lang geträumt hatte: Äpfel, Blumen und Ähren vom Weizen, den es auf einem kleinen Stückchen Land angebaut hatte (jedes Kind hatte im Garten seiner Eltern ein Stückchen Land für seine Lieblingsbeschäftigung). Den Gedanken „Liebt und ehrt eure Mutter“ hatte ich im Bewußtsein der Kleinen fest verankert, während wir uns auf den Herbstfeiertag für die Mütter vorbereiteten. Eines wurde dabei deutlich: Je mehr Kräfte ein Kind aufwandte, um seiner Mutter eine Freude zu bereiten, um so mehr gewann es an Menschlichkeit.

Auch im Frühling begingen wir einen besonderen Feiertag zu Ehren der Mütter. Wir hatten im Wald eine einsame Lichtung ausfindig gemacht. Die Kinder nannten sie die Erdbeerlichtung, wegen der vielen Walderdbeeren, die es hier im Sommer gab. Im Frühling, wenn die Scilla blühten, schimmerte die ganze Lichtung blau. Die Kinder verbrachten auf diesem wunderschönen Fleckchen Erde herrliche Stunden. Die Freude, die ihnen diese Stunden schenkten, wollten sie mit ihren Müttern teilen. Das brachte die Kleinen auf die Idee, die ersten Frühlingsblumen der Mutter zu bringen. So entstand der Frühlingsfeiertag der Mütter. An diesem Tag brachten die Kinder ihren Müttern nicht nur die zarten Blausterne, sondern auch Blumen, die im Treibhaus der Schule gezüchtet worden waren. Wir waren immer bestrebt, diese Feiertage für die Mütter in aller Stille und ohne „organisatorische Maßnahmen“, als intime Familienfeiern zu begehen. Große Worte sind in diesem Zusammenhang fehl am Platz, die Hauptsache sind echte, tiefe Gefühle.

Die Arbeit kleiner Kinder sollte immer etwas Schönes zum Ziel haben. Nach diesem Grundsatz verfuhr ich bei der Erziehung meiner Kleinen. Im ersten Schulherbst sammelten wir Hagebutten, die wir in einer Ecke unseres Schulgrundstückes aussäten. Auf die stacheligen Heckenrosen pflanzten wir rote, weiße und gelbe Rosen; so entstand unser Rosengarten. Die Freude der Kinder war groß, als die ersten Rosen aufblühten. Die Jungen und Mädchen wagten kaum, die Sträucher zu berühren, um ja die Blüten nicht zu beschädigen. Als ich ihnen erzählte, daß Rosen den ganzen Sommer über blühen können, wenn die Blüten richtig abgeschnitten werden, kannte der

Jubel keine Grenzen. Jeder wollte seiner Mutter eine Rose schenken. Ganz besonders freuten sich die Kinder darauf, der Mutter zum Herbstfeiertag zusammen mit den Äpfeln einen kleinen Rosenstrauß zu überreichen.

Im Frühjahr des ersten Schuljahres säten wir viele Blumen. Blumen fordern bekanntlich ständige Pflege. Besonders das Gießen macht viel Arbeit. Zu dieser Zeit hatten wir gerade einen kleinen Wasserturm mit einer Pumpe für unsere Schule gebaut und je eine Leitung in den Blumen- und in den Rosengarten gelegt. So war die Arbeit etwas leichter geworden. Die Kinder machten sie gern, und sogar unser „Krümel“ Wolodja Stscherba schaffte es jetzt, alle Blumen, einschließlich des Rosengartens, in einer halben Stunde zu gießen.

So begannen wir die „Tage der Blumen“ zu feiern. Im Frühjahr war dieser Tag den Maiglöckchen, den Tulpen und dem Flieder gewidmet. Wir zogen in den Wald und in unseren Fliederhain, den wir im ersten Herbst angelegt hatten. Jeder pflückte einen kleinen Strauß und bemühte sich dabei, seine eigene Farbkombination zusammenzustellen. Danach versammelten wir uns auf einer Wiese und bewunderten die Sträuße, die wir dann den Müttern und unseren Freunden, Großvater Andrei und Großmutter Olga, brachten. Wir luden an diesen Tagen auch die Kleinen im Vorschulalter ein und beschenkten sie mit Blumensträußen.

Der zweite Feiertag galt der Rose. Im Rosengarten der Schule und in den eigenen Gärten der Kinder – schon im zweiten Schuljahr hatten fast alle eigene Rosensträucher – wurden Rosensträuße geschnitten. Die schönsten bekamen Großvater Andrei und Großmutter Olga.

Ein dritter Feiertag war der Tag der Feldblumen. Er bereitete den Kindern die größte Freude. An diesem Tag gingen wir schon früh auf die Felder, denn in den Morgenstunden sind die Blumen besonders schön. Einen schönen Strauß aus Feldblumen zusammenzustellen ist eine echte schöpferische Leistung. Die Sträuße brachten wir in die Schule, ruhten uns im „Winkel der Schönheit“ aus und wünschten uns, daß auch dort Feldblumen blühen mögen. Im Herbst sammelten wir an den Stellen, wo wir die schönsten Feldblumen gefunden hatten, Samen und Wurzeln. So erblühten bald an der grünen Hopfenwand in unserem Garten Kornblumen und Kamille.

Der „Feiertag der Herbstblumen“ oder der „Tag der Chrysanthemen“ war stets ein etwas wehmütiger Abschied vom Sommer. Wieviel Arbeit kostete es uns, diesen Feiertag so spät wie möglich zu begehen. Wir schützten die Chrysanthemensträucher vor Wind und Nachtfrost und deckten sie nachts mit Papierhüllen zu. Nach diesem Feiertag wurden die Pflanzen in das Treibhaus gesetzt.

Hoffentlich gewinnen Sie, lieber Leser, nicht den Eindruck, als ob die Kindheit meiner Zöglinge ein einziger Feiertag gewesen sei. Auf diesen zwei Sei-

ten ist gedrängt beschrieben, was die Kinder im Verlauf von vier Jahren erlebten. Die Vorbereitung auf jeden Feiertag erforderte vor allem Arbeit, die Feier selbst war dann die Belohnung für das Geleistete.

Ich wollte erreichen, daß jedes Kind in der Arbeit nicht nur das Mittel zum Erwerb des Lebensunterhalts sehen lernt, sondern auch die Quelle geistiger Freuden. Der Mensch sollte nicht nur arbeiten, um Brot, Kleidung und Wohnung zu schaffen, er sollte auch dafür arbeiten, daß neben seinem Hause immer Blumen blühen, die ihn und seine Mitmenschen erfreuen. Wie wichtig ist es, daß der Mensch schon im Kindesalter Freude bei der Arbeit empfindet und daß diese ihm zum Bedürfnis wird.

Kleine Winkel der Schönheit richteten sich meine Kinder schon zu Beginn des zweiten Schuljahres in den Gärten ihrer Eltern ein. Und fast alle hatten dort Rosen gepflanzt. Daneben hatte jedes Kind seine Lieblingsblume. Walja Kobsar, Lida Tschernjawschaja, Tolja Danilenko, Serjosa Suchenko, Galja Michailenko, Larissa Galagan und Kolja Kossarik zogen mit besonders viel Liebe Chrysanthemen. In ihren Gärtchen blühten Chrysanthemen der verschiedensten Farbschattierungen. Galja Tomaschewskaja, Sina Golik, Ljuba Scheremet, Ljuda Iwtschenko und Schura Cholodi liebten besonders Nelken und Tulpen. Wanja Gorbenko, Witja Beswerchi und Wolodja Litwotschenko hatten Fliedersträucher angepflanzt. Ich machte die Kinder mit der Pflege der Blumen vertraut, zeigte ihnen, wie sie gegossen werden, wie die Setzlinge vorbereitet werden und welche Stellen im Garten sich am besten für Blumen eignen.

Viele gute Gefühle waren Grundlage für die Arbeit und Mühe mit dem „Erholungsheim“ für Vierbeiner und Vögel. Auf einer Wanderung wurden wir von einem heftigen Sturm überrascht. Wir warteten das schlimmste Unwetter unter Bäumen ab und machten uns dann auf den Heimweg. Unter den Bäumen fanden wir mehr als ein Dutzend noch nicht flügger Vögel, die aus den Nestern gefallen waren und kläglich piepsten. Wie sollten wir sie retten, was mit ihnen machen? Großvater Andrei zeigte uns, wie das Futter für die Nestlinge zubereitet werden muß. Im „Vogelerholungsheim“ entstand ein ganzes Lazarett. Dank der guten Pflege blieben alle Nestlinge am Leben. Als wir sie später freiließen, kehrten am Abend zwei Meisen in ihren Bauer zurück. „Sie denken sicher, das ist ihr Nest“, sagten die Kinder.

Nach Sturm und Gewitter gingen wir des öfteren in den Wald und fanden immer ein paar aus dem Nest gefallene junge Vögel. Im Winter, wenn alles vor Frost klirrte, stellten die Kleinen ein Futterhäuschen mit Kürbiskernen am Fenster des „Vogelerholungsheims“ auf, an dem sich stets viele Meisen versammelten. Reichte das Futter nicht, so forderten sie piepsend noch mehr. Manchmal schütteten die Kinder das Futter einfach auf den Tisch und machten das Fenster auf; die Meisen kamen dann herein und pickten die Kerne

auf. Nach und nach gewöhnten sie sich an die Kinder und blieben für immer längere Zeit und in Frostnächten schließlich ganz im warmen, gemütlichen Zimmer. Wir können diese Freundschaft der Kinder zu den kleinen schutzlosen Tieren gar nicht hoch genug einschätzen. Die Meisen zwitscherten fröhlich und setzten sich den Kindern auf Schultern, Kopf und Hände. An sonnigen Frosttagen kamen sie nur, um sich sattzufressen, und flogen sofort wieder davon.

Kolja Archipow, Jura Scharko, Schura Cholodi, Kolja Kossarik und Tolja Danilenko waren oft stundenlang im „Vogelerholungsheim“, sie waren kaum herauszubringen. Ganz zu schweigen von den Mädchen; sie kannten jedes Vögelchen und erkannten ihre Freunde sogar an der Stimme. Ich riet den Kindern, eigene Futterstellen zu bauen. An den Fenstern vieler Häuser konnte man bald kleine Futterbrettchen sehen. Tolja Danilenko baute sogar ein richtiges kleines Futterhäuschen.

Vielleicht scheint es dem Leser, daß der Verfasser diesen unbedeutenden Dingen zu viel Aufmerksamkeit schenkt. Nein, diese Dinge sind nicht unbedeutend. Es geht hierbei um die Erziehung der menschlichen Seele. Je älter meine Kinder wurden, desto mehr kümmerte ich mich um ihre innere Entwicklung, suchte sie zu Feinfühligkeit und Herzlichkeit zu erziehen.

Zur einer Tradition wurde bei uns der „Tag der Lerche“. Diesen Tag bereiteten nicht nur die Kinder, sondern auch die Mütter vor. Sie buken aus Weizenmehl kleine Vögel. Wir begingen den Feiertag am ersten Sonntag im Frühjahr, wenn die Lerchen am blauen Himmel über den Feldern sangen. Wir stiegen auf das hohe Hügelgrab, lauschten dem Gesang der Vögel und freuten uns der Schönheit des Frühlingstages. Vom dritten Schuljahr an buken die Mädchen die kleinen Lerchen aus Weizenteig selbst. Alle gaben sich Mühe, in den einfachen Gebilden die schnelle Flugbewegung der Lerche darzustellen.

Wenn die Kinder erwachsen sind, werden sie in die Feldebau- oder Viehzuchtbrigaden gehen, werden pflügen und melken, als Agronomen und Obstzüchter arbeiten. Ich halte es für sehr wichtig, daß sie schon im Kindesalter die Schönheit der einfachen Arbeit auf dem Feld oder der Viehfarm empfinden. Ich wollte erreichen, daß ihnen die einfache Arbeit in der Landwirtschaft Freude bereitet. Das aber ist nicht möglich ohne das Spiel, ohne Romantik, ohne kollektive Begeisterung an der Schönheit der Arbeit, ohne Freude über die Ergebnisse dieser Arbeit und die Beziehungen im Kollektiv, ohne Freundschaft und kameradschaftliche Hilfe. Meine Kinder vereinte stets das Streben nach schöpferischer Arbeit, der Gedanke an das Gelingen der Arbeit. Sie waren mit ganzem Herzen bei gemeinsamen Unternehmungen und dachten dabei an die Ergebnisse ihrer Mühe. Unser Kollektiv war immer ein Arbeitskollektiv.

Als die Kinder noch in der ersten Klasse waren, gingen wir einmal im Vorfrühling zur Viehfarm, in der der Vater Tanja Kolomitschenkos arbeitete. In der warmen Ecke eines Stalls hatten die Kolchosbauern einen kleinen Verschlag für vier Lämmchen gebaut. Tanjas Vater hatte sie für uns ausgesucht, es waren die schwächsten der Herde. „Wir werden sie pflegen, Kinder. Jeden Tag werden wir herkommen und sie mit Milch und Heu füttern, bis sie kräftig geworden sind.“ Meine Worte riefen allgemeine Zustimmung hervor.

Oft habe ich hören müssen: „Es gibt Faulpelze, die absolut nichts interessiert; es gibt Herzen, die durch nichts zu rühren sind.“ Das ist einfach nicht wahr! Den Kollegen, die so etwas sagen, rufe ich zu: „Begeistert die Kinder! Doch tut das unbedingt, solange sie noch klein sind! Weckt die Begeisterung z. B. an solch einer Arbeit wie der Pflege der Lämmer auf einer Farm. Organisiert diese Arbeit gut! Arbeitet gemeinsam mit den Kindern ein oder zwei Monate. Dann werdet ihr sehen, wie der Eispanzer um das kälteste Herz zu schmelzen beginnt. Dann wird es keinen Gleichgültigen mehr im Kollektiv geben, geschweige denn einen notorischen Faulpelz.“

Wir suchten gutes Heu, zerrieben es zu Mehl und bereiteten daraus eine „Bouillon“ für die Lämmchen. Wir tränkten sie mit Milch und hielten das „Nest“, wie die Kinder den Verschlag nannten, sauber. Als die Lämmchen Grünes zu fressen begannen, brachten wir ihnen aus unserem Treibhaus frische Hafer- und Gerstensaaten. Und als das erste Gras zu sprießen begann, sammelten die Kinder ganze Berge saftigen Grünfutters. Tanjas Vater hatte neben der Scheune eine kleine Koppel abgezäunt, so daß die Lämmer den ganzen Tag weiden konnten. Das war unsere „Schaffarm“.

Im dritten Schuljahr kamen neue, schwierigere Pflegearbeiten hinzu. Die Mädchen und Jungen wollten auch die Kälbchen betreuen. So bekamen wir noch einen Verschlag im Rinderstall. In unserem Treibhaus sorgten wir den ganzen Winter über für Grünfutter, für Hafer und Gerste. Im Sommer legten wir einen Heuvorrat an. Alle Kinder beteiligten sich gern an der Arbeit für die Kälbchen. Doch einige zeigten dabei ein ganz besonderes Interesse. Sie wurden richtige kleine Viehzüchter und kamen fast täglich in unsere beiden Ställe.

Als der Frühling kam und die Lämmer mit den Schafen zur Sommerweide ausgetrieben wurden, waren die Kinder traurig. Sie wollten unbedingt für ein paar Tage oder wenigstens für einen Tag mit auf die Weide, und mit Sehnsucht erwarteten sie das Ende des Schuljahres. An einem Sonntag waren wir von morgens bis abends auf der Weide bei den Schafen und Lämmern. Die Schäfer hatten schon einige Tage zuvor das erste Gras gemäht, und wir harkten das Heu zusammen. Zu Beginn der Ferien blieben wir eine ganze Woche draußen bei den Herden.

Romantik überstrahlte auch unsere Arbeit auf dem Schulgrundstück. Schon in der ersten Klasse hatten wir ein Stück Land zu unserer Verfügung bekommen, das die Kinder mit Stolz „Unsere Flur“ nannten. Zusammen mit älteren Schülern bauten wir hier ein kleines Häuschen aus Stein, mit einem richtigen Ziegeldach, mit Holzdielen, einem kleinen Ofen, einer Wasserleitung und elektrischem Licht; alles so, wie es in einem richtigen Haus ist, nur eben viel kleiner (nach einigen Jahren legten wir sogar Zentralheizung hierher). „Unser grünes Häuschen“ wurde zu einem beliebten Aufenthaltsort der Kleinen. Hier kamen sie zusammen, lasen oder hörten Erzählungen. Später, als die Kinder im dritten Schuljahr waren, machten wir in diesem Häuschen unsere Versuche mit Samen- und Bodenarten.

Der Bau dieses Häuschens war sowohl Spiel als auch Arbeit. Für die Kleinen war es das erste Mal, daß sie an einer so großen Arbeit teilnahmen. Als alles fertig war, gingen sie sehr sorgsam mit ihrem Häuschen um; es war ja ihre Arbeit, die diesen materiellen Wert mitgeschaffen hatte. Die Kraft dieses Gefühls ist durch keinerlei Erklärungen zu ersetzen. Um fremde Arbeit schätzen zu können, um die Ergebnisse gesellschaftlicher Arbeit hüten und schützen zu lernen, muß ein Kind selbst Erfahrungen bei einer gesellschaftliche Werte schaffenden Arbeit machen, mögen diese Erfahrungen auch anfangs noch so gering sein. Was gesellschaftliche Werte bedeuten, wird erst dann verstanden, wenn gesellschaftliches Eigentum dem Menschen lieb und teuer geworden ist. Und diese Erfahrung muß der Mensch in den Kinderjahren machen. Oft hörte ich Klagen von Lehrern: „Halbwüchsige zerstören rücksichtslos gesellschaftliche Werte. Warum sind sie nur so gefühllos?“ Ich kann dazu nur wiederholen: Wenn wir wollen, daß der Mensch als Halbwüchsiger und Jugendlicher rücksichtsvoll und innerlich diszipliniert ist, daß er Interesse an gesellschaftlich Wertvollem nicht nur zum Schein zeigt, sondern echte Fürsorge für Dinge an den Tag legt, die ihm nicht persönlich gehören, so muß ihm schon in der Kindheit gesellschaftliches Eigentum lieb und teuer werden und untrennbar mit seinen persönlichen Freuden und seinem persönlichen Glück verbunden sein.

Neben dem „Grünen Häuschen“ lag unsere „Flur“. Wir bauten hier Weizen, Gerste, Hirse, Buchweizen, Mais und Sonnenblumen an. Im „Grünen Häuschen“ reinigten wir den Samen und trockneten ihn an der Sonne, dort bewahrten wir die Ernte auf und bereiteten die Düngemittel vor.

Die Arbeit auf unserer „Flur“ und im „Grünen Häuschen“ war von einer Romantik der Erkenntnis durchdrungen. Die Kinder arbeiteten und dachten nach, und allmählich eröffneten sich ihnen die Geheimnisse und Gesetzmäßigkeiten der Natur. Ich wollte mit der Arbeit erreichen, daß meine Schützlinge sich schon im Kindesalter aus eigener Erfahrung davon überzeugen, daß das Wissen dem Menschen hilft, sich die Kräfte der Natur nutz-

bar zu machen und daß Wissen am besten im Arbeitsprozeß erworben wird. Ich erzählte ihnen von der Entwicklung des Weizenkorns und von der Arbeit, die diese Entwicklung beeinflußt. Die Kinder lernten die wunderbare Welt des Lebens im Ackerboden kennen. Wir brachten organische Stoffe in ausgelaugten Boden, und er wurde fruchtbar. Jedes Kind säte in den gut gedüngten Boden 100 Weizenkörner aus, und alle beobachteten mit großem Interesse das Wachstum der Pflänzchen. Sie waren bestrebt, den Boden so gut mit Nährstoffen zu versehen, daß sich in den Ähren große und schwere Körner entwickelten. Es war eine wirklich schöpferische Arbeit, die die Kinder begeisterte und sie auch jede „schmutzige“ Arbeit gern tun ließ. Von dem geernteten Weizen zählten die Kinder je 1000 Körner ab und wogen sie. Wer das höchste Gewicht erzielte, war sehr stolz auf seine Leistung; wer nur ein geringeres Gewicht erreicht hatte, gab sich alle Mühe, noch besser zu arbeiten.

Ich sah mit großer Freude, daß Schura Tschernenko, Mischa Gomin, Tolja Danilenko, Schura Cholodi, Jura Scharko, Larissa Galagan, Nina Petrenko, Wanja Gorbenko, Nina Garmasch, Walja Kobsar, Ljuda Iwtschenko, Sina Golik und Kolja Archipow die Arbeit mit den Pflanzen liebgewannen und daß sie viel Verständnis für das Leben im Ackerboden aufbrachten. In der dritten und vierten Klasse züchteten sie Weizen, dessen Körner doppelt so groß waren wie die des gewöhnlichen Weizens auf dem Feld.

Im „Grünen Häuschen“ und im Treibhaus züchteten wir Gurken und Tomaten auf Nährlösung. Zu Beginn des Winters stellten die Kinder eine Nährmischung aus Humus und Schwarzerde her, mit der im Sommer auf unserer „Flur“ reiche Kartoffel- und Tomatenernten erzielt wurden.

Einzelne Kinder arbeiteten auch im „Grünen Labor“, einem Häuschen, das für die zwölf- bis vierzehnjährigen Schüler gebaut worden war. Sie machten hier interessante Obst- und Pflanzenzuchtversuche unter der Anleitung älterer Schüler. Hier zeigte ich den Kindern, wie Wildlinge mit Reisern von Obstbäumen veredelt werden. Schon in der zweiten Klasse lernten alle Kinder das Veredeln; bei dieser Feingefühl erfordern Arbeit empfanden sie besonders deutlich die Einheit von Wissen und Arbeit, erkannten sie, wie der Mensch durch sein Wissen in die Geheimnisse der Natur eindringt und welche Macht er dadurch über sie gewinnt.

Mit Ungeduld warteten die Mädchen und Jungen auf den Frühling, um das Ergebnis der Veredelung zu sehen. Ihre Freude war groß, als aus den Knospen der aufgepfropften Reiser zarte Blättchen sprossen. Wir legten eine Baumschule an und nahmen uns vor, jedes Jahr Setzlinge zu züchten. Wenn die Zeit herankam, wollten die Kinder soviel Bäumchen wie möglich veredeln. Jeder kennzeichnete sein Bäumchen, um später auch das Resultat seiner Arbeit prüfen zu können.

Ich sagte bereits, daß die Natur die reichste Quelle des Denkens ist. Doch ohne Anstrengungen, ohne Arbeit gibt die Natur dem Menschen ihre Geheimnisse nicht preis. Erst, wenn der Mensch den ersten bewußten Schritt auf dem Wege tut, sich die Kräfte der Natur nutzbar zu machen, dann belohnt sie ihn, anfangs zwar nur kärglich, aber dann immer freigebiger in dem Maße, wie er, erkennend und schaffend, seine Anstrengungen vergrößert. Je mehr die Kinder sich mühten, um so mehr Geheimnisse eröffneten sich vor ihnen und um so mehr Neues und Unverständliches sahen sie vor sich. Aber je mehr Unverstandenes es gibt, um so aktiver wird die Denkarbeit. Zweifel und Nichtverstehenkönnen sind die beste Anregung für das Denken. Von dem Zeitpunkt, an dem die Kinder die Weizenkörner in die Erde brachten, bis zur Ernte stellten sie unzählige Fragen nach dem „Wie“ und „Warum“.

Ich wollte die Arbeit der Kinder recht mannigfaltig gestalten, damit jedes seine Anlagen entwickeln und seinen Neigungen folgen konnte. Neben der Schulwerkstatt richteten wir ein Zimmer für die Kleinen ein. Wir stellten Tische hinein, an denen wir kleine Schraubstöcke befestigten, und besorgten Laubsägen für die Kinder. Und noch ein langgehegter Wunsch ging in Erfüllung: Die Schüler der oberen Klassen bauten für die Kleinen zwei Miniaturdrehbänke und eine kleine Bohrmaschine. In den Schränken und auf den Regalen lagen kleine Hobel und Sägen, in den Schlosserkästen Werkzeuge für die Metallbearbeitung, kleine Metallplatten und Draht, also alles, was man zum Konstruieren und zum Herstellen von Modellen braucht. Die Arbeit im Werkraum interessierte viele Jungen und Mädchen. Nach und nach entstand so unser Zirkel junger Meister.

Nachmittags trafen wir uns in dem Werkraum und bauten einige interessante Sachen, z. B. ein Modell eines windbetriebenen Kraftwerks, ein Modell einer einfachen Maschine zum Reinigen des Getreides, einer Kornschwinde, ein maßstabgerechtes Modell eines Wohnhauses, einen Schreibtisch und einen Schrank für kleinste Schlosserwerkzeuge. Alle diese Dinge waren kleine Nachbildungen wirklicher Gegenstände. Wir arbeiteten im Kollektiv und stellten für die Gegenstände Einzelteile sowohl aus Metall als auch aus Holz her. Je kleiner und feiner ein Modell war, desto schwieriger war es, ihm Ähnlichkeit mit dem Original, oder wie die Kleinen sagten, mit dem „erwachsenen Gegenstand“ zu verleihen, und mit um so größerem Interesse arbeiteten die Kinder.

Das Hauptziel, das ich mit diesen Arbeiten verfolgte, war, das Interesse der Kinder zu wecken, sie die Freude an der schöpferischen Arbeit empfinden zu lassen und jene Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln, die zukünftige kompliziertere Arbeiten erfordern würden. Ich zeigte ihnen, wie Holz und Metall bearbeitet und wie die Werkzeuge benutzt werden. Als erstes baute ich mit den Kindern ein kleines Holzbett für eine Puppe aus unserem

Märchenzimmer, denn sie wollten nicht nur zuschauen, sondern selbst arbeiten. Die achtjährigen Mädchen und Jungen schliffen und polierten die einzelnen Teile mit großer Sorgfalt. Als wir uns an das Modell des Windkraftwerkes machten, hatte ich bereits nicht nur verlässliche Helfer, sondern echte Arbeitskameraden. Da alle mitarbeiten wollten, stellten wir gleichzeitig mehrere Modelle her. Ich war immer bestrebt, die Erkenntnis der Umwelt für die Kinder nicht nur in einfachem Betrachten bestehen zu lassen. Ich wollte erreichen, daß dieser Erkenntnisprozeß vor allem in einer aktiven Wechselwirkung zwischen manueller Tätigkeit und Umwelt bestand, daß die Kinder nicht nur mit den Augen beobachteten, sondern auch mit den Händen tätig waren und daß sie ihren Wissensdurst und Forscherdrang nicht nur durch Fragen, sondern auch durch die Arbeit ihrer Hände entwickelten.

Seit den ersten Tagen in der „Schule der Freude“ hatten meine Kleinen Herbarien angelegt, Samenkollektionen zusammengestellt und Holzstückchen von den verschiedensten Bäumen gesammelt.

Während der ersten beiden Schuljahre lehrte ich die Kleinen, wie man mit dem Messer arbeitet. Sie schnitten dünne Plättchen der verschiedensten Holzarten zurecht, und zwar von Weiden-, Eschen-, Pappel-, Eichen-, Kiefern-, Birnbaum- und Kirschbaumholz. Diese Plättchen wurden sauber abgeschliffen und auf Papier geklebt. Dann verglichen die Kinder die verschiedenen Holzarten nach ihrer Härte und anderen Eigenschaften. Aus den Auswüchsen der Esche, die ein sehr plastisches Material bilden, schnitzten sie Buchstaben und Tierfiguren. Alle Kinder schnitzten „hölzerne Alphabete“, wie sie die Buchstaben aus dem Eschenholz nannten. In der Nähe unseres Dorfes befindet sich eine Granithöhle. Dorthin gingen wir oft und sammelten Gesteinsproben. Die Kinder schlugen mit Hämmern kleine Stückchen Glimmer ab und sammelten eifrig die bunten Steine. Aus Ton formten wir kleine Ziegel, trockneten sie in der Sonne und bauten aus diesem Baumaterial Wände und ganze Häuschen. Aus Holz schnitzten wir kleine Spielzeugbrücken. Im Sommer, nach der Getreideernte, schnitten wir gleich lange Halme aus Roggen- und Weizenstroh zurecht, flochten sie zu Bändern und nähten daraus Stroh Hüte. So lernten die Kinder die Eigenschaften des verschiedenartigen Materials kennen, indem sie es bearbeiteten.

All dies diente nicht nur der Vorbereitung auf die spätere Arbeit. Indem ich bei den Kindern Können und Geschicklichkeit der Hände entwickelte, förderte ich gleichzeitig auch die Entwicklung ihres Verstandes. Als wir am Modell des windbetriebenen Kraftwerkes arbeiteten, schlugen die Kinder von sich aus vor, die Metallblätter des Windrades durch hölzerne zu ersetzen. „Es gibt doch sehr festes und dabei leichtes Holz“, sagte Serjoscha Suchenko, „daraus können wir Blätter für das Rad schnitzen, die sich beim geringsten Wind drehen...“

In den vier Schuljahren der Unterstufe bauten die Kinder über dreißig Funktionsmodelle von etwa der gleichen Kompliziertheit wie das Modell des Windkraftwerkes, das einen kleinen Generator antrieb. Von Jahr zu Jahr zeichneten sich die individuellen Neigungen der Kinder immer klarer ab: Schura Tschernenko, Witja Beswerchi, Mischa Gomin, Serjoscha Suchenko und Jura Scharko entwickelten eine besondere Vorliebe für Metalle und Mechanismen. Sie konnten zwei, drei Stunden am Schraubstock arbeiten, ohne daß sie merkten, wie die Zeit verging. Manchmal kostete es mich große Mühe, sie nach Hause zu schicken. Wenn ich diese Jungen so beim Feilen am Schraubstock oder bei ihrer Arbeit an der kleinen Drehbank, an der sie einfache Holz- oder Metallteile herstellten, beobachtete, erinnerte ich mich daran, wie sie in der „Schule der Freude“ und in der ersten Klasse gelernt hatten, mit dem Messer Buchstaben zu schnitzen, voller Ehrgeiz, wer wohl den kleinsten Buchstaben fertigbringt. Es wäre jedoch naiv, in diesen kindlichen Neigungen eine Vorbestimmung für einen künftigen Beruf zu sehen. Nur selten ergreift der Mensch den Beruf, der sein Wunschtraum in den frühen Kinderjahren war.

Körperliche Arbeit ist bei kleinen Kindern eng mit ihrer geistigen Entwicklung, mit der Entwicklung des Denkens verbunden. Im Können und in der Geschicklichkeit der Hände offenbaren sich ein wissensdurstiger Verstand und schöpferische Phantasie. Ich wollte erreichen, daß jedes Kind mit der Arbeit seiner Hände ein Ziel verfolgt, daß es in der physischen Anstrengung vor allem ein Mittel zur Verwirklichung dieses Zieles sieht.

In der vierten Klasse bauten sich die Kinder selbst kleine Werkzeuge, z. B. Hobel verschiedener Art. Die Jungen vergaßen jedoch nicht ihr erstes und einfachstes Werkzeug, das Messer. Mit dem Messer schnitzten sie lustige Tier- und Märchenfiguren, die Hexe Baba-Jaga und Figuren für das Puppentheater oder für Schattenspiele. Im vierten Schuljahr bauten Serjoscha Suchenko und Mischa Gomin zwei Aquarien, eins für den Klassenraum und eins für das Märchenzimmer.

In der dritten und vierten Klasse widmeten die Kinder wöchentlich zwei Stunden ihrer Lieblingsarbeit. Das war ein ungewöhnlicher Unterricht. Unter der Aufsicht älterer Schüler ging eine Gruppe ins „Grüne Häuschen“, eine andere in den Werkraum, eine dritte ins Treibhaus, eine vierte aufs Versuchsfeld oder in den Obstgarten, eine fünfte zur Viehfarm zu den Lämmern und Kälbern. Jeder machte in diesen Stunden die Arbeit, die ihm am besten gefiel. Ich ging abwechselnd heute an den einen, in der nächsten Woche an den anderen Arbeitsplatz. In jeder Gruppe waren Kinder mit einer ausgeprägten Neigung für die betreffende Arbeit. Sie waren die Organisatoren der kleinen Arbeitskollektive und rissen die anderen durch ihr Beispiel mit. Im Werkraum war Jura Scharko der Leiter, bei den Pflanzenzüchtern Wanja

Gorbenko, bei den Obstzüchtern Walja Kobsar und bei den Tierzüchtern Schura Garmasch. Mich freute, daß diese Kinder bedeutend mehr als ihre Altersgenossen konnten und wußten. Ihnen strebten die anderen nach.

Die Arbeit war zu einem Bestandteil des Lebens der Kinder geworden als ein frohes Spiel der physischen und intellektuellen Kräfte. Ich halte es für eine überaus wichtige Erziehungsaufgabe, daß jeder Mensch bereits im Kindesalter bei seiner Lieblingsarbeit gute Ergebnisse erzielt und in diesen Ergebnissen die anschauliche Verkörperung seiner schöpferischen Kräfte sieht; und er sollte es in seiner Lieblingsarbeit bis zu einer gewissen Meisterschaft bringen, selbstverständlich in dem Grade, wie das für Kinder erreichbar ist. Der Mensch soll schon im Kindesalter irgendeine Sache gut, ja ausgezeichnet machen lernen. Diese Regel ist nicht nur für die Arbeitserziehung äußerst wichtig, sondern auch für die moralische Erziehung. Das Gefühl des Stolzes auf den Erfolg bei der Lieblingsarbeit ist der erste Funke, der in der Seele des jungen Menschen das Feuer der schöpferischen Begeisterung entzündet. Denn ohne Begeisterung und ohne das Gefühl für die Fülle seiner Kräfte gibt es keinen vollwertigen Menschen, fehlt ihm die zum Leben notwendige Überzeugung, daß er seinen Platz im Leben würdig ausfüllt.

Wenn ich an die Kinderjahre eines jeden meiner Schützlinge denke, sehe ich frohe Augen vor mir, die vor Stolz auf die in der Arbeit erreichten Erfolge leuchten. Da steht die Gestalt Serjoscha Suchenkos vor mir; er strahlt vor Freude, denn drei Monate mühevoller Arbeit haben sich gelohnt: er hat in dieser Zeit (in der vierten Klasse) einen kleinen Radioapparat gebastelt. Ich erinnere mich an Kolja Rostschenko, wie er froh erregt bei seinem blühenden Pfirsichbaum steht. Er hat ein Pfirsichreis auf einen Pflaumenwildling gepfropft und lange auf die ersten Blüten und Früchte gewartet. Unvergeßlich ist mir, wie Walja Sokolowa freudestrahlend ein Lämmchen aus der Viehfarm trug, das sehr schwach und kränklich gewesen und von ihr gesund gepflegt worden war. Nina Petrenko sehe ich immer inmitten ihrer Rosen. Sie hatte einen Heckenrosenstrauch mit drei echten Rosenreisern veredelt und einen Rosenstrauch von wundervoller Schönheit gezüchtet. Fällt der Name Schura Cholodi, so sehe ich einen kleinen schwarzäugigen Jungen mit einer Weizengarbe im Arm vor mir. Als wir die Körner wogen, die er auf einer Fläche von 3 m<sup>2</sup> geerntet hatte, ergab sich, umgerechnet auf den Hektar, ein Ertrag von 80 dz. In der Nähe des Schulbrunnens steht ein schöner Apfelbaum mit weit-ausladenden Zweigen. Jedes Jahr, wenn er blüht, freue ich mich wieder an der Pracht seiner rosaroten Blüten, deren einmaligen Farbton ich noch an keinem anderen Baum gesehen habe, und mir scheint, jeden Moment müsse ein kleines, blauäugiges Mädchen mit hellblonden Zöpfchen hinter dem Baum vorkommen und lächelnd sagen: „Das ist mein Apfelbaum.“ Diese stolzen Worte hörte ich von Galja Michailenko, als der Baum zum erstenmal blühte.

So habe ich alle Kinder in Erinnerung. Ich sehe sie vor mir, verliebt in ihre Arbeit.

Das Endziel der kommunistischen Erziehung ist die höchste Entwicklung der Individualität des Menschen, seiner Anlagen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Neigungen und Talente. Diese höchste Entwicklung geschieht zum Wohl der Gesellschaft; sie muß erreicht werden, damit jeder einzelne der Gesellschaft soviel gibt, wie er zu geben vermag. Diese allseitige Entwicklung der menschlichen Individualität ist noch notwendiger im Hinblick auf das persönliche Glück des einzelnen. Der Mensch, dessen Individualität eine hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, ist stolz und sich seiner Würde bewußt. Die Arbeit, die der Mensch meisterhaft beherrscht und in der er sich persönlich bestätigt fühlt, ist eine mächtige Quelle für die menschliche Selbsterziehung. Der Mensch, der sich als Schöpfer fühlt, strebt nach Vervollkommnung. Wir können die Bedeutung der Tatsache gar nicht hoch genug einschätzen, daß der Mensch sich schon in seiner Kindheit, an der Schwelle der Jugendzeit, seiner schöpferischen Kräfte und Fähigkeiten bewußt wird. In diesem Bewußtwerden liegt das eigentliche Wesen der Formung der Persönlichkeit.

### *Ihr seid die Hausberren von morgen, Junge Leninpioniere*

Schon in der ersten Klasse bekam ich meine erste Helferin: Olja Sidorenko, eine Schülerin der sechsten Klasse und Mitglied der Pionierorganisation. Sie hatte den Freundschaftsrat gebeten, ihr die Vorbereitung von Oktoberkindern zum Eintritt in die Pionierorganisation zu übertragen. Olja liebte Kinder, und das war das Entscheidende (bei uns in der Schule werden die Leiter der Oktoberkinder- und Pioniergruppen nicht ernannt oder zugeteilt, sondern es arbeitet mit den Kindern, wer Lust dazu hat, wer Kinder liebt). Olja half mir in vieler Hinsicht; sie spielte mit den Kindern, ging mit ihnen in den Wald und aufs Feld. Sie war auch dann bei ihnen, wenn sie ihrer Lieblingsarbeit nachgingen.. Oft erzählte sie den Kindern von tapferen Pionieren und über Heldentaten sowjetischer Patrioten im Großen Vaterländischen Krieg. Später organisierte sie auf meinen Rat die ersten Treffen mit Helden des Großen Vaterländischen Krieges, deren Erzählungen einen unauslöschlichen Eindruck auf die Kinder machten.

All das war für das Mädchen keine Pflicht, sondern ein Bedürfnis. Ich halte dieses Bedürfnis für ein hervorragendes Talent, für ein Talent der Menschlichkeit. Wer es besitzt, wird ein guter Pädagoge und findet in seiner Arbeit Befriedigung. Beobachtet die Kinder in eurer Schule aufmerksam, und ihr entdeckt Jungen und Mädchen, die immer bereit sind, irgend etwas für ihre kleinen Freunde zu tun. Aus dieser Hingabe schöpfen sie ihre Kräfte, ihre

Energie und ihre Unermüdlichkeit. Bei Jungen äußert sich dieses Bedürfnis oft in Übermut, Unfug und pffifigen Streichen. Ein Junge ist bestrebt, Anführer zu sein, seine Kameraden mitzureißen, aber er weiß oft nicht, worauf er seine Kräfte lenken soll. Ich möchte den Lehrern den Rat geben: Bekämpft diese sprudelnde Energie nicht, sagt, besonders bei Jungen, dem Unfug, den Streichen der Kinder nicht den Krieg an. Ausgelassene und stets zu Streichen aufgelegte Jungen sind eure potentiellen Helfer. Versucht, sie zu euch heranzuziehen und ihre Energie in richtige Bahnen zu lenken.

Mir lag besonders daran, daß bei der Vorbereitung auf den Eintritt in die Organisation der Leninpioniere sowie im gesamten Leben der Pioniergruppe besonderer Wert auf die Erziehung zur Liebe zur Heimat gelegt wurde, zu unserer Erde, die so reich getränkt ist mit dem Blut der Kämpfer für ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Auf unserer Erde gibt es Länder, in denen die Natur schöner ist als unsere Felder und Wiesen, doch am teuersten soll unseren Kinder die Schönheit der Heimat werden. Ich wollte, daß die Kinder nicht nur sahen, wie die Bäume im Frühling in Blütenpracht standen, wie über dem violetten Blütenmeer des Klees die Bienen flogen, wie im Blau des Himmels ein Schwarm Kraniche dahinzog, wie die Äpfel reiften und die Tomaten sich röteten, sondern daß sie es freudig erlebten, mit allen Fasern des Herzens mit all ihrem Denken und Fühlen.

Doch die Schönheit der heimatlichen Erde soll vom Kind zugleich mit dem Gedanken aufgenommen werden, daß es weder den blühenden Garten noch das Summen der Bienen, weder die köstlichen Kartoffeln, bei einer Rast am Lagerfeuer geröstet, noch das zärtliche Lied der Mutter, weder die süßen Träume in der Abenddämmerung noch unseren großartigen „Garten der Gesundheit“, daß es nichts von all dem gäbe, wenn nicht an einem kalten Wintermorgen der neunzehnjährige Alexander Matrossow ein feindliches Maschinengewehr mit seiner Brust verdeckt und damit seinen Kampfgenossen den Weg freigemacht hätte, wenn nicht das feindliche Maschinengewehr am Blut des Helden erstickt wäre, wenn Nikolai Gastello nicht sein brennendes Flugzeug auf die feindlichen Panzer gesteuert hätte, wenn von der Wolga bis zur Elbe nicht Tausende und aber Tausende Helden ihr Blut vergossen hätten. Daran erinnerten wir immer wieder, besonders aber in den glücklichen Augenblicken, da die Kinder Freude am Dasein empfanden. Ich erzählte den Kindern, wie sowjetische Soldaten hier, in unserem Heimatdorf, auf diesen Feldern, unter diesen Bäumen, für die Freiheit und Unabhängigkeit der sowjetischen Heimat gekämpft haben.

Das Heimatland wird den Kindern nur dann lieb und teuer, wenn die Freude am Dasein zusammenfließt mit einem Gefühl der Verpflichtung gegenüber den Menschen, die es verteidigt haben. Die Freude am Dasein darf nicht sorglos sein. Völlig falsch ist die Ansicht, man dürfe die Freuden der Kind-

heit nicht durch Erzählungen über Leid, Qualen und Opfer trüben, die Menschen für das Glück des freien Bürgers in der sozialistischen Gesellschaft auf sich genommen haben.

Es waren sonnige Tage im Frühherbst. Unter der Last der Äpfel hingen die Zweige herab, die Weintrauben reiften, auf den Dreschplätzen lag der goldene Weizen zu Bergen getürmt, silbrige Spinnweben schwebten in der klaren Luft. An einem dieser herrlichen Herbsttage führten Olja und ich die Kinder an den Dorfrand. Von einem hohen skythischen Hügelgrab bot sich ein bezaubernd schöner Blick: ein Melonenfeld, dahinter ein Obstgarten, hinter dem Garten schlanke Pappeln, dann die Steppe, die grünen Fluren des Winterweizens und am Horizont ferne Hügelgräber im bläulichen Dunst. Von diesen weiten Feldern kommen abends Vater und Mutter zurück und bringen in ihren Augen einen Funken der Sonne mit. Wir setzten uns auf das Hügelgrab, und ich erzählte ein Märchen über den Kampf zwischen Gut und Böse. Die Kinder freuten sich über den Sieg des Guten.

Eine Woche später, an einem ebenso sonnigen Tag, besuchten wir wieder unser Hügelgrab. Nun hatte der Herbst seine ersten Farben ausgegossen. Die Apfelbäume und Pappeln schimmerten goldig, das Smaragdgrün der Weizenfelder schien leuchtender und der Himmel höher geworden zu sein. So stiegen wir jede Woche zu ein und derselben Stunde auf unser Hügelgrab, erfreuten uns an der Schönheit, erlebten in den Volksmärchen den Kampf zwischen Gut und Böse und lauschten der Musik der herbstlichen Steppe: dem leisen Schrei der abziehenden Kraniche und dem Lied der Grashüpfer. Wir atmeten die frische Luft und träumten davon, wie wir im Frühling hierher kommen und die Lerche begrüßen würden. Dieser Ort in der Steppe wurde für die Kinder zu einem Bild der Heimat, das sich für immer in ihre Herzen einprägte.

Jetzt erzählte ich den Kindern etwas über diese Stelle, das sie noch nicht wußten. An einem Herbsttag, als am Himmel ein Schwarm Zugvögel nach dem andern vorüberzog, zeigte ich den Kindern auf dem Hügelgrab eine Vertiefung, die von einer Grube herrührte. Die Zeit hatte sie eingeebnet, sie war mit Gras bewachsen.

„Es war im Krieg an einem ebenso sonnigen Herbsttag wie heute. Auf diesem Weg gingen unsere Truppen zum Dnepr zurück. Hierher, auf den Gipfel des Hügelgrabes, kam ein junger MG-Schütze. Den Feind aufhalten, ihn nicht zum Dnepr durchlassen – das war es, was ihn veranlaßte, hier sein Maschinengewehr aufzustellen. Auf dem Weg zeigte sich eine faschistische Motorradpatrouille. Er vernichtete sie. Die Faschisten begannen, das Hügelgrab mit Granatwerfern und Geschützen zu beschießen. Seht mal, auf der Südseite ist das Hügelgrab wie umgewühlt. Die Erde ist hier mit tödlichem Metall gespickt. Die Einschläge verstummten. Auf dem Weg erschienen wieder Motor-

radfahrer. Und wieder fielen Faschisten durch die Kugeln des sowjetischen Soldaten. Die Faschisten schickten einen Panzer gegen das Hügelgrab vor. Er fuhr bis zu diesen Bäumen da und eröffnete das Feuer mit der Kanone. Die Kanone verstummte. Wieder fuhren die Faschisten mit Motorrädern den Weg entlang, und wieder knatterte das Maschinengewehr auf dem Hügelgrab. Der Soldat war schwer verwundet – am Arm, am Kopf und an der Brust – doch solange sein Herz schlug, kämpfte er. Seine Augen waren mit Blut verklebt. Er wußte, daß er den Himmel der Heimat zum letzten Mal sah. Das Herz des jungen Soldaten hörte auf zu schlagen – eine Granate zerriß ihm die Brust. Abends kamen Kolchosbauern hierher, schaufelten ein Grab und begruben den blutüberströmten Körper des Soldaten. Hier lagen seine sterblichen Überreste bis zu dem Tag, da unsere Sowjetarmee das Dorf vom Feind befreite. Dann kamen die Kampfgenossen des Soldaten zu dem Hügelgrab, gruben ihn aus, hüllten ihn in rotes Fahmentuch, legten ihn in einen Sarg, brachten ihn ins Dorf und bestatteten ihn ehrenvoll in einem Soldatengrab. Seinen Namen kennen wir nicht, und seine Mutter weiß nicht, wo sein Grab ist.“

Schmerz preßt die Herzen der Kinder zusammen. Die Schönheit des Lebens, die Schönheit dieses Fleckchens Heimat wird ihnen noch bewußter. Sie gedenken des jungen Helden, der sein Leben gab, damit sie glücklich und zufrieden leben können. Sie sitzen still da und schauen zur Erde, die so reich mit seinem Blute getränkt ist.

Am nächsten Tag kam Walja Kobsar morgens vor dem Unterricht zu mir und trug mir ein Gedicht vor, das sie noch am Tage zuvor verfaßt hatte:

Am Weg in die Steppe ein Hügelgrab steht.  
Jahrtausende umwehn es die Winde,  
die goldene Sonne strahlt herab,  
und zur Herbstzeit umhüllen es Nebel.  
Ein grausamer Feind fiel ein in das Land,  
doch ein junger Soldat stand fest auf dem Grab,  
dem Feind den Weg zu verlegen.  
Auf dem uralten Grab fiel der junge Soldat –  
ein Geschöß zerriß ihm die Brust.  
Sein mutiges Herz stand für immer still.  
Der blaue Himmel ward finster,  
eine schwarze Wolke die Sonne verbarg . . .  
Wir werden dich niemals vergessen.  
Du starbst, damit wir leben können.  
Dort, wo du fielst,  
pflanzen wir eine Eiche.

Eine Woche später gingen wir wieder zum Hügelgrab. Die Kinder wollten irgend etwas tun, um ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Als die Bäume

ihr Laub verloren hatten, pflanzten wir eine kleine Eiche auf das Hügelgrab als lebendiges Denkmal für den gefallenen Helden. Jahre werden vergehen, die Eiche wird heranwachsen, Menschen werden sich unter ihren mächtigen Ästen ausruhen und des Helden gedenken.

Auf einem Hügelgrab eine Eiche aufzuziehen ist nicht einfach. Die Kinder wußten das, doch keine Schwierigkeiten schreckten sie ab. Im Winter gingen wir zu der kleinen Eiche, schützten sie vor den kalten Winden und bedeckten ihren Stamm mit Schnee, damit sie möglichst viel Feuchtigkeit bekam. Im Frühling, als sich das Hügelgrab mit zartem Gras bedeckt hatte, gingen die Kinder jeden Tag nachschauen, ob sich die Knospen nicht bald öffnen. Die Eiche wurde grün.

Die alten Leute, die den Soldaten begraben hatten, halfen uns, den Tag festzustellen, an dem die Heldentat geschah. Diesen Tag begingen wir jedes Jahr als Tag des Ruhmes, des Gedenkens und der Trauer. An diesem Tag kamen wir morgens früh in die Schule, jeder von uns brachte Blumen mit, wir banden einen Kranz und legten ihn dort nieder, wo nach den Erzählungen der Soldat gefallen war. Das kleine Stückchen Erde auf dem Gipfel des Hügelgrabes wurde für die Kinder zum Symbol des Heldentums der älteren Generationen, die Freiheit und Unabhängigkeit der Heimat verteidigten. „Ihr seid die künftigen Herren des Landes“, sagte ich den Kindern, „ihr müßt dafür sorgen, daß unsere Heimat frei und mächtig bleibt.“

Zusammen mit Olja führte ich die Kinder in den Heldengarten. Das ist eine Gedenkstätte, die vom gesamten Schülerkollektiv unserer Schule an einer Stelle angelegt wurde, wo sich während der faschistischen Okkupation, im Spätherbst 1941, eine Tragödie abspielte, eine Tragödie voller Heldenmut und Selbstaufopferung. Hier befand sich früher der Obstgarten des Kolchos. Die Faschisten hatten alle Obstbäume gefällt und ein Kriegsgefangenenlager eingerichtet. Hinter Stacheldraht, unter freiem Himmel, waren hier 6 000 verwundete, hungernde, kaum bekleidete Soldaten und Offiziere der Sowjetarmee dem Untergang preisgegeben. Nicht einmal Wasser hatten sie. In den kalten Herbstnächten kratzten sie den Reif von der gefrorenen Erde und aßen Gras. Täglich starben Dutzende. Mit tierischer Grausamkeit warteten die Faschisten darauf, daß alle sterben würden. Dann wollten sie neben dem Lager ein großes Depot mit Fliegerbomben sprengen, um die sowjetischen Truppen beschuldigen zu können, daß sie ihre eigenen Leute bombardieren. Sowjetische Patrioten schufen im Lager eine Geheimorganisation, die eine Massenflucht vorbereitete. Und in einer kalten Nacht, als alle im Lager bei Regen und Wind vor Kälte zitterten, krochen an 20 Stellen Soldaten und Offiziere an den Stacheldraht heran. Sie gingen in den Tod. Sie ließen sich auf den Stacheldraht fallen, und Tausende stürmten über ihre Leiber hinweg in die Steppe. Mehr als 4 000 Menschen fanden in dieser Nacht Unterschlupf

bei Kolchosbauern; weder der Gestapo noch den eigenen Verrätern in Polizeiuniform gelang es, sie zu finden. 400 Helden gaben ihr Leben, damit 4000 zum Tode Verurteilter erneut die Waffe in die Hand nehmen und sich in die Armee der Kämpfer für die Freiheit der Heimat einreihen konnten.

Die Kunde von dieser Heldentat verbreitete sich damals über Städte und Dörfer. Nach der Befreiung des Dorfes von den Faschisten nahmen sich die Schüler vor: Dieser Ort muß ein blühender Garten, ein lebendiges Denkmal für die Helden werden. Sie säuberten das Ödland, ebneten die Gruben ein und pflanzten 400 Eichen, 400 lebendige Denkmäler für die Menschen, die ihr Leben gaben, um die Kameraden zu befreien. Die Eichen wuchsen heran; von einer Schülergeneration zur anderen wurde der Bericht von der Heldentat weitergegeben. Einige Jahre nach der Anlage des Eichenhains faßte eine neue Pionierorganisation den Beschluß, diese Stelle noch schöner zu gestalten. Beim Eintritt in die Pionierorganisation pflanzten die Kinder neben dem Eichenhain einen Pfirsichgarten. Dort, wo das Blut der Helden über den Stacheldraht geströmt war, sollte der schönste und zarteste Baum blühen. Jeder Pionier pflanzte seinen Baum. Das wurde zur Tradition. Jeder, der in die Pionierorganisation eintritt, pflanzt im Heldengarten einen Pfirsichbaum. In diesen Garten führte ich die Kinder. Olja erzählte von den Taten der Helden und zeigte ihren Pfirsichbaum. Die Kinder konnten kaum die Zeit erwarten, da auch sie in die Pionierorganisation eintreten würden.

Der Frühling kam heran, nur noch einige Wochen trennten uns vom Geburtstag Lenins. An diesem Tag findet bei uns der feierliche Appell der Pionierfreundschaft zur Aufnahme in die Organisation Junger Leninpioniere statt. Wir gingen wieder in den Heldengarten. Jeder brachte einen Pfirsichsetzling, einen Spaten und einen Korb mit Humus. Wir pflanzten die Bäume und gossen sie. Hier, am Ort der Heldentat, legten die älteren Kameraden den Kindern die Pionierhalstücher um. Hier gelobten die Jungen Leninpioniere ihrer sozialistischen Heimat feierlich Treue.

Mehrmals im Jahr besuchten wir den Heldengarten. Im zeitigen Frühjahr säuberten wir ihn von trockenen Ästen und Laub und pflanzten junge Bäume an Stelle der vom Frost beschädigten. Wenn die Bäume blühten, gingen die Kinder jeden Morgen in den Garten, arbeiteten oder erfreuten sich an der Schönheit. Jedes Jahr im Spätherbst, an dem Tag, an dem die Helden ihre Tat vollbrachten, führten wir hier einen Appell der Pioniergruppe durch. Dort, wo einst der Stacheldrahtzaun stand, wuchsen jetzt schlanke Pfirsichbäume. In ehrfürchtigem Schweigen schritten die Kinder an der Baumreihe entlang, und jeder legte Blumen unter seinem Baum nieder. Asten und Chrysanthemen leuchteten nun dort, wo in jener denkwürdigen Nacht die Erde vom Blut rot wurde. Den Heldengarten besuchten wir auch an glücklichen Tagen: am Tag vor den großen Ferien oder vor einem größeren Ausflug. In diesem

Hain herrschte immer feierliche Stille. Laufen, Spielen und lautes Sprechen war hier verboten. Hier konnte man sich an der Schönheit der Natur erfreuen, ausruhen, lesen, ohne daß man vergaß, wo man sich befand, wessen Größe und Edelmut von der ewigen Schönheit der Natur gepriesen wurden. Hierher kamen die Jungen und Mädchen, deren Väter im Großen Vaterländischen Krieg gefallen waren. Hier neigte der Sohn sein Haupt vor dem Grab des Vaters, das irgendwo weit entfernt lag, am Ufer des Eismeerer oder in den Karpaten. Hierher kommen auch heute noch meine einstigen Zöglinge, die inzwischen Väter und Mütter geworden sind. Die Helden sind nicht vergessen, die durch ihren Tod den kommenden Generationen die Sonne, die Blumen und die freie Arbeit erhalten haben.

22 Mill. Sowjetmenschen starben an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges im Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit unserer Heimat. Jahrzehnte werden vergehen, die Teilnehmer an diesem Krieg werden aus dem Leben scheiden, aber immer neue Generationen werden mit Bewunderung und Dankbarkeit jener gedenken, die die Menschheit vor der Gefahr faschistischer Versklavung retteten.

Wenn ich die älteren Schüler sah, dachte ich: Ihr gehört zu der Generation, deren Bewußtsein für das ganze Leben den Widerschein der Brände des Krieges, das Stöhnen der Sterbenden unter dem Bombenhagel, das Weinen der zur Zwangsarbeit ins faschistische Deutschland Getriebenen bewahrt. Ihr seht noch die Bombentrichter, die verwüsteten Äcker. Ihr erinnert euch noch an das Lächeln eurer Väter, als sie an die Front gingen, an ihre heißen Umarmungen. Ihr erinnert euch an das Schluchzen der Mütter, als sie die Nachricht vom Heldentod ihrer Männer, eurer Väter, erhielten. Eure Generation muß die Grundlage schaffen für das Gedenken an die gefallenen Helden. Hier, in unserer Schule, wo wir jetzt lernen, hatten die Faschisten während der Okkupation ein Durchgangsgefängnis für sowjetische Mädchen und Jungen, die sie zur Zwangsarbeit wegtrieben. Das dürft ihr nie vergessen, Kinder. Ihr wachst heran, werdet erwachsene Menschen, ihr werdet selbst Kinder haben. Übergebt auch ihnen wie eine Stafette das heiße Gefühl des Hasses gegenüber dem Feind.

Vor dem Krieg hatte unser Dorf 5 100 Einwohner. 837 von ihnen, 785 Männer und 52 Frauen, starben den Heldentod an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges. Das Gedenken an sie müssen wir bewahren. Wir faßten den Entschluß, in unserem Dorf eine Heldengalerie mit den Bildern der im Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit der sowjetischen Heimat Gefallenen zu errichten. Am Ende des dritten und zu Beginn des vierten Schuljahres suchten wir alle Familien des Dorfes auf. Wir sammelten Photographien von allen im Felde Gefallenen oder in faschistischen Lagern zu Tode Gequälten. Außer den 837 im Felde Gefallenen kamen 69 Einwohner

unseres Dorfes in faschistischen Lagern um, wurden durch Hunger, durch unmenschliche Qualen und Folterungen in den Tod getrieben; man erschlug sie, tötete sie durch Injektionen, folterte sie zu Tode und verbrannte sie dann in den Krematorien.

Die Mütter gaben uns Photographien der im Kampf gefallenen Helden und der in faschistischen Todeslagern Umgekommenen. Die Porträts, die von den kleinen Photographien abgezeichnet wurden, sammelten wir im „Zimmer des Ruhmes und der Trauer“. Das war der Grundstein für unsere Heldengalerie. Neue Schülergenerationen würden sie weiter ausgestalten und immer dafür eintreten, daß es auf der Erde niemals wieder Krieg gibt, daß die Völker brüderlich verbunden miteinander leben, daß Kinder geboren werden für Frieden und Glück und nicht für Krieg und Verderben. Wir dürfen weder vergessen noch verzeihen, damit sich die Schrecken des Faschismus niemals wiederholen – das ist unsere Pflicht gegenüber allen Völkern der Welt, das ist unsere Pflicht gegenüber dem deutschen Volk.

Bei einer unserer Wanderungen übernachtete ich mit den Kindern am Steilufer des Dnepr. Mehrmals gingen die Kinder die Schlucht hinab, um Wasser zu holen, und jedesmal mußten sie um einen Stein, der auf dem Wege lag, einen Bogen machen.

„Warum liegt der Stein denn mitten auf dem Weg?“ wunderten sich die Kinder. „Warum gehen die Leute um ihn herum und rollen ihn nicht in die Büsche?“ In dem Glauben, etwas Nützliches zu tun, rollten sie den Stein beiseite und machten den Weg frei. Morgens kam ein alter Fischer zu uns und fragte, wo der Stein sei. Die Kinder erwarteten, daß sie gelobt würden. Doch der alte Mann schüttelte den Kopf und sagte: „Der Stein liegt hier schon viele Jahre, und hier gehört er hin . . .“ Und er erzählte von einer Heldentat dreier sowjetischer Kundschafter. In der großen Schlacht am Dnepr überquerten sie den Fluß und gingen mit ihren Maschinenpistolen hinter diesem Stein in Stellung. Einen Tag und eine Nacht führten sie ihren ungleichen Kampf gegen die Faschisten. Die Faschisten setzten Geschütze und Granatwerfer ein. Stundenlang dröhnten die Detonationen ihrer Geschosse, doch der Stein blieb uneinnehmbar. In der Nacht setzten unsere Truppen über und befreiten die Aufklärer. Sie lagen blutend, verwundet von Kugeln und Granatsplittern, doch ungebrochen hinter ihrem Stein. Die verwundeten Helden wurden in ein Lazarett jenseits des Dneprs gebracht. Niemand kennt ihre Namen, allein der Granitblock blieb als Denkmal ihrer Heldentat. Die Kinder gingen zu dem Stein und standen lange davor. Sie rollten den Stein aus den Büschen zurück auf den Platz, auf dem er gelegen hatte. Erst jetzt bemerkten sie, daß der Granitblock von Kugeln und Splittern zerkratzt war. Auf dem Erdboden fanden sie viele Steinsplitter, und jeder nahm sich einen zum Andenken mit.

Seit dieser Zeit führten die Wanderwege der Jungen Touristen oft an diesem Stein vorüber. Wie die Eiche auf dem Hügelgrab, so wurde auch der graue Granitblock für die Kinder zum Symbol einer Heldentat, die hohe patriotische Gefühle wachrief.

Ich dachte mit Olja darüber nach, wie wir die Kinder zur Arbeit begeistern könnten, zur Arbeit aus dem Gefühl der Verpflichtung gegenüber denen, die ihnen die Freiheit der Heimat erhalten hatten. Einmal gingen wir auf unser Feld, um eine Weile dort zu arbeiten. Wir mußten mehrere Zentner Humus auf ein kleines Stück lehmigen, unfruchtbaren Bodens bringen, um diesem Stückchen Land die Fruchtbarkeit wiederzugeben, damit Weizen reifte, wo noch nie welcher gewachsen war. Diese Arbeit war schwer und eintönig. Bevor wir aufs Feld gingen, erzählte Olja von der Heldentat des ukrainischen Komsomolzen Michail Panikako in den Tagen der großen Schlacht an der Wolga.

„Der neunzehnjährige Soldat stand in dem Schützengraben, der den faschistischen Panzern den Weg versperrte. Ein feindlicher Panzer rollte auf den Graben zu. Michail holte aus, um eine Brandflasche auf den Panzer zu werfen. In diesem Augenblick zerschmetterte eine der Kugeln, die über seinem Kopf schwirrten, die erhobene Flasche. Die Flüssigkeit floß über seine Kleidung und entzündete sich. Das Feuer bedeckte seine Brust, kroch auf das Gesicht. Als lebendige Fackel sprang Michail aus dem Graben und rannte, einen Schweif aus Feuer und Rauch hinter sich, auf den feindlichen Panzer zu. In der Hand hielt er seine letzte Brandflasche. Und schon war die lebendige Fackel auf dem feindlichen Panzer. Ein Schlag mit der Flasche gegen den Turm, und der Panzer stand in Flammen, drehte ab. Der feindliche Panzer brannte, der junge Soldat brannte ebenfalls. In letzter Minute, bevor der Panzer explodierte, richtete sich Michail zu voller Größe auf, hob die Hand, die bereits von den Flammen ergriffen war, und rief seine Genossen zum Kampf auf. Sie vernahmen diesen Aufruf, sprangen aus den Gräben, fegten den Feind hinweg und eroberten die Straße.“

Diese Erzählung beeindruckte die Kinder tief. Es war, als ob der Held in diesem Augenblick neben ihnen stünde und sagte: „Ich gab mein Leben für ebensolch ein Stück unserer heiligen Erde. Darf man denn gleichgültig sein dem gegenüber, was auf diesem Stück wächst, Disteln oder Weizen?“ In jedem Herzen sprach in diesem Augenblick die Stimme des Gewissens: Man darf nicht gleichgültig sein.

Ich bin weit entfernt von dem Gedanken, daß den Kindern jedesmal vor der Arbeit von großen Taten erzählt werden soll. Man darf das kindliche Herz nicht zu oft erschüttern, man darf dem Kind nicht den Gedanken einflößen: Wenn du faul bist, wenn du etwas nicht so machst, wie es gemacht werden soll, erfüllst du schlecht deine Verpflichtung gegenüber der Heimat.

Das Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Heimat ist ein heiliges, ein großes Gefühl. Das Teuerste und Kostbarste aber soll das Kind tief in seinem Herzen bewahren. Doch gleichzeitig soll die Heldentat leben lehren und im Bewußtsein des Kindes die ersten staatsbürgerlichen Überzeugungen wecken. Ich hatte Olja geraten, nur von der Tat Michail Panikakos zu berichten, ohne jede Verbindung mit der bevorstehenden Arbeit, ohne Belehrung. Ich hatte ihr geraten, gerade von dieser Heldentat und gerade in diesem Moment zu erzählen, damit die Kinder das kleine Fleckchen Heimateerde als Staatsbürger betrachten lernten. Für die Erziehung des Kindes ist es außerordentlich wichtig, daß es seine Taten und sein Verhalten vom Standpunkt eines Menschen einschätzen lernt, der sein Leben für Glück und Gedeihen der Heimat gab.

### *Die Kinder werden in die Organisation der Leninpioniere aufgenommen*

Im Frühling 1955, kurz vor Ende der dritten Klasse, wurden die Kinder in die Pionierorganisation aufgenommen. Das Komsomolkomitee ernannte Olja zum Pionierleiter. Sie ging damals in die achte Klasse.

Der feierliche Appell unserer Pionierfreundschaft „Soja Kosmodemjanskaja“ wurde der Tradition entsprechend am 22. April, dem Geburtstag Lenins, durchgeführt. Schon lange zuvor hatte Olja zusammen mit den Schülern der achten Klasse die Kinder auf den Eintritt in die Pionierorganisation vorbereitet. Die Schüler der achten Klasse erzählten den Kindern über die Geschichte der Leninschen Partei, des Komsomol und der Pionierorganisation.

„Gebt eurer Pioniergruppe den Namen des Menschen, der euch durch seine Taten am meisten begeistert hat“, sagte Olja zu den Kindern. Und die Kinder beschlossen einstimmig, ihre Gruppe nach dem Helden der Stalingrader Schlacht „Michail Panikako“ zu nennen. Als Losung für ihre Gruppe wählten sie die Worte „Kämpfen und siegen wie Lenin“. Das Symbol der Gruppe wurde ein Eichenzweig; es sollte zum Ausdruck bringen, daß sich die Gruppe die Bereicherung und Verschönerung der heimatlichen Natur zur Aufgabe gemacht hatte.

Zum Pionierappell erschienen nicht nur die Schüler, sondern auch die Eltern. Zu Gast waren an diesem feierlichen Tag Veteranen der Partisanenbewegung und des Bürgerkrieges sowie einige der ersten Komsomolzen, die 1919 in unserem Dorf die Organisation der Jungkommunisten gegründet hatten.

Der Appell fand auf einer großen Wiese statt. Die Pioniergruppe der achten Klasse und die Schüler der dritten Klasse, die künftigen Leninpioniere, standen sich in zwei Reihen gegenüber. Der Vorsitzende des Gruppenrates der achten Klasse sprach. Er sagte, daß seine Gruppe heute ihre Tätigkeit

einstelle und die Stafette den Jungen Leninpionieren aus der dritten Klasse übergebe.

Dann kam der feierliche Augenblick der Übergabe der roten Halstücher. Entsprechend der Tradition, die sich bei uns herausgebildet hat, übergibt die Pioniergruppe, die ihre Tätigkeit einstellt, die roten Halstücher an die Kinder, die in die Organisation aufgenommen werden. Und so traten dann die Schüler der achten Klasse an die Kinder heran. Die Jungen und Mädchen nahmen ihre Pionierhalstücher ab und legten sie ihren jungen Freunden um. Jeder übergab sein Halstuch dem Kind, mit dem er befreundet war. Unter den Schülern der achten und der dritten Klasse gab es Geschwister, da übergaben die Älteren die Halstücher an die Jüngeren.

Nachdem die Kinder die roten Halstücher in Empfang genommen hatten, legten sie das feierliche Gelöbnis des Jungen Leninpioniers ab. Sie gelobten, genauso standhafte und mutige Patrioten zu sein wie Michail Panikako und der Losung der Gruppe, „Kämpfen und siegen wie Lenin“, treu zu bleiben.

Zum Gedächtnis an den Eintritt in die Pionierorganisation erhielt jeder ein Erinnerungsgeschenk: ein Buch über Leben und Kampf eines großen Menschen, eines Kämpfers für das Glück der Menschheit mit einer Widmung.

Das Wichtigste am feierlichen Zeremoniell der Aufnahme in die Pionierorganisation ist, daß das rote Halstuch von einer Generation Junger Leninpioniere der anderen übergeben wird. Das rote Halstuch, dieses Symbol des revolutionären Kampfes, wird nicht im Laden verkauft und gekauft, es wird verliehen und sorgsam behütet als ein Symbol der eigenen Ehre und Würde, ein Symbol der Ergebenheit gegenüber den großen Idealen des Kommunismus. Das rote Halstuch wird nicht täglich getragen, sondern nur bei Pionierappellen, bei Festen, an Feier- und Gedenktagen. Das alles war in unserer Pionierfreundschaft zur Tradition geworden.

### *Kämpfen und siegen wie Lenin*

Lenin lehrte, daß der Kampf um den Kommunismus auch im Alltag, bei der gewöhnlichen täglichen Arbeit geführt wird. Olja und ich überlegten uns, wie wir am besten erreichen könnten, daß den Kindern alles wichtig war, was um sie herum geschah, daß sie die materiellen Güter, die dem Volk gehörten, wie ihre eigenen schätzten und hüteten. Olja organisierte eine Gruppe „Junger Beschützer der Natur“. Die Kinder nahmen einen Waldschutzstreifen in der Nähe der Schule in Pflege. Sie gingen den Streifen ab und stellten fest, daß jemand an einigen Bäumen unten die Rinde entfernt hatte. Damit sollte offensichtlich erreicht werden, daß die Bäume vertrockneten und man sie fällen konnte. Die Kinder waren empört: „Wie ist das nur

möglich, wir pflanzen und pflegen die Bäume, und irgendeiner zerstört sie? Wir müssen herausbekommen, wer das war.“

Von dem Tage an begannen die Pionierwachen der Jungen Beschützer der Natur. Abends gingen die Pioniere in den Waldschutzstreifen, um den ungebetenen Gästen aufzulauern. Ein paar Tage später wurden die Übeltäter auf frischer Tat ertappt. Zwei Kolchosbauern kamen mit einer Säge und begannen, einen Baum zu fällen. Die Kinder machten der Kolchosverwaltung davon Mitteilung. Die Schuldigen bekamen die Auflage, für jeden zerstörten Baum zehn zu pflanzen. Die Kinder freuten sich, daß das Recht triumphiert hatte.

Die Jungen Beschützer der Natur begeisterten sich an einem Unternehmen, dem das Streben nach Schönheit und die Erziehung zur Arbeitsamkeit zugrunde lagen. Bei einem ihrer Streifzüge stellten sie fest, daß in den Gärten einzelner Kolchosbauern, dort, wo Apfel-, Kirsch- und Birnbäume blühen und Früchte tragen sollten, nur Unkraut wuchs. Die Kinder brachten diesen Kolchosbauern Setzlinge und baten sie, das Unkraut zu beseitigen und Obstbäume zu pflanzen. Drei von ihnen waren nicht dazu bereit. Daraufhin schrieben die Pioniere „Aufrufe der Jungen Beschützer der Natur“. In diesen Aufrufen wandten sie sich folgendermaßen an die Nachlässigen:

„Uns Jungen Beschützern der Natur tut es weh zu sehen, daß Ihr Garten ein Paradies für Unkraut ist. In den Disteln werden sich sicher bald die Wölfe verstecken. Gefällt es Ihnen denn in diesem Dickicht? Wir bitten Sie, beseitigen Sie das Unkraut und pflanzen Sie Apfelbäume, Wein und Blumen! Wir haben für Sie neben dem Haus fünf Apfelbaumsetzlinge und drei Weinstöcke eingeschlagen. Die Bäume müssen morgen gepflanzt und gut begossen werden. Wenn Sie zu bequem sind, das zu machen, kommen wir und graben die Pflanzlöcher, wir beseitigen das Unkraut und pflanzen die Bäume. Dann wird daraus ein Garten, nur nicht Ihrer, sondern unser. Dann wird es ein Pioniergarten.“

Die Aufrufe ließen sie den Empfängern zukommen, indem sie sie durch das offene Oberfenster warfen oder sie auf den Tisch legten. Und abends, damit niemand es sah, brachten sie die Setzlinge. Mit Ungeduld warteten sie auf den nächsten Tag: Was würden die Nachlässigen und Faulen tun? Nach dem Unterricht gingen sie zu den Gehöften und erkannten die Gärten nicht wieder. Dort, wo Unkraut wucherte, waren die Bäume gepflanzt. Das trockene Gestrüpp war ausgerissen und verbrannt. Die Kunde von den Jungen Beschützern der Natur verbreitete sich schnell über Schule und Dorf. Unsere Gruppe wurde zum Organisator einer Gruppe Junger Beschützer der Natur aus der gesamten Pionierfreundschaft. Die Kolchosleitung wandte sich an die älteren Pioniere mit der Bitte, eine Maulbeerpflanzung unter ihren Schutz zu nehmen. Einige Kolchosbauern brachen nämlich mitleidlos die

Äste ab. Die Pioniere führten mehrere Wachen durch, und die Beschädigungen hörten auf.

Im Sommer übernahm unsere Gruppe die Verpflichtung, 20 kg Qualitätsweizensamen für das Versuchsfeld bereitzustellen. Die Kinder sammelten die besten Ähren heraus, suchten sich einen trockenen Platz in einem Raum der Schule, lagerten die Ähren hier über Winter, droschen im Frühjahr die Körner aus und übergaben den Samen dem Agronomen. Dieser Arbeit brachten sie soviel Interesse entgegen, daß sie bei Beginn der Weizenaussaat (damals waren sie schon in der vierten Klasse) mit auf das Feld hinausgingen. Als die Saat aufging, zog es die Kinder wieder aufs Feld hinaus. Sie freuten sich über die geraden Reihen der grünen Getreidepflänzchen. Während der Ernte baten die Kinder selbst darum, den älteren Kameraden helfen zu dürfen. Ich sah mit Freude, wie die Kinder dadurch, daß sie einen Teil ihrer Kräfte einer guten Tat gewidmet hatten, aufmerksam und hellhörig gegenüber allem wurden, was in der Umwelt geschah. Einmal kehrten wir vom Feld nach Hause zurück. Die Kinder waren freudig erregt: Unser Samen war vorzüglich aufgegangen. Wir kamen am Kolchosgarten vorbei und stellten fest, daß auf einem kleinen Apfelbaum Raupen saßen und die Blätter fraßen. Den Kindern tat der kleine Baum leid, sie konnten nicht gleichgültig an einem lebendigen Wesen vorübergehen, dem der Untergang drohte. Sie gingen in den Garten, sammelten die Raupen ab, vernichteten sie und retteten damit den Apfelbaum. Sie sahen sich auch die Nachbarbäume an, ob sie nicht auch schon von Raupen befallen waren.

Das Gefühl, Hausherr im Heimatland zu sein, ist ein außerordentlich wichtiges patriotisches Gefühl, das wir in den jungen Herzen verstärken müssen. Ein wahrer Patriot wird der, dem in der Kindheit und Jugend jede Ähre auf dem genossenschaftlichen Feld, jedes Bäumchen im Genossenschaftsgarten, jede Handvoll Korn auf dem Dreschplatz des Kolchos genauso teuer ist wie das eigentlich Persönliche, was Freude, Vergnügen und Glück bereitet: ein Spielzeug, das der Vater oder die Mutter geschenkt hat, das Lieblingsbuch mit den schönen Bildern, die Schlittschuhe oder Skier. Das „Fremde“, das dem Volk Gehörende, wird für das Kind nur dann zum Eigenen, wenn es die Arbeit zum Wohle der Allgemeinheit mit innerer Anteilnahme tut, wenn die materiellen Güter, die durch diese Arbeit entstehen, ihm eine zutiefst persönliche Freude bereiten, wenn der Weg zu dieser Freude durch Mühe und Aufregung, Sorge und Mißerfolg geführt hat. Der Erzieher muß sich immer wieder die Frage vorlegen: Was ist dem Kind wichtig – nur das, was sein eigenes Wohlergehen betrifft, oder auch das, was die Interessen anderer Menschen berührt? Die Antwort auf diese Frage konnte ich im Hinblick auf meine Zöglinge finden, wenn ich dem Pulsschlag des Lebens im Kollektiv lauschte.

Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß aus Kindern, die in frühen Jahren nicht die Sorge um andere und nicht die Arbeit für andere kennengelernt haben, deren Freuden sich nur auf das eigene Ich bezogen, Egoisten und Individualisten werden. Mit Unruhe sah ich, daß Wolodja Beskrowny und Wolodja Megelja diese Gefahr drohte. Zu Hause wurde alles getan, um diese Jungen mit Freuden zu überfüttern. Ihr einziger Kummer war es, wenn die Eltern ihnen irgend etwas Schönes nicht gekauft hatten. Diesem egoistischen Kummer mußten Sorgen und Kümernisse anderer Art entgegengesetzt werden.

An einem glühendheißen Sommertag nach Beendigung der ersten Klasse stellte ich fest, daß unsere kleine Linde, die wir noch in der „Schule der Freude“ gepflanzt hatten, zu welken begann. „Unser Freund braucht mehr Luftfeuchtigkeit“, sagte ich zu Wolodja Megelja und Wolodja Beskrowny (ich hatte sie mit dem Versprechen, ihnen etwas Interessantes zu zeigen, in den Garten geführt und ihnen das unter der glühenden Hitze leidende Bäumchen gezeigt). „Wir können ihm helfen, wenn wir wollen. Eine Linde, besonders eine junge, braucht feuchte Luft, genügend Wasser und kühlen Schatten. Also helfen wir unserem Freund, Kinder! Wir legen von der Wasserleitung ein dünnes Rohr hierher, es ist ja nicht weit, dann machen wir Regen, und die Linde wird es immer kühl haben.“ Anfangs waren die Jungen nicht sonderlich interessiert, aber als ich dann vom künstlichen Regen sprach und davon, wie man den Regen regulieren kann, blitzte in ihren Augen Neugier auf. Die Arbeit erschien ihnen als interessantes Spiel, und welches Kind würde nicht gern spielen. Wir verlegten ein Rohr zu dem Baum, stellten einen Sprenger auf, und schon schwebte über der kleinen Linde ein kaum sichtbares Wölkchen feiner Wassertröpfchen. Wenn die Hitze begann, stellten die Jungen den „Regen“ an, und gegen Abend stellten sie ihn wieder ab. Allmählich nahmen sie die Sorge um den kleinen Baum immer ernster: Wird er sich auch wohlfühlen unter dem Regen? Die Jungen freuten sich, als sie bemerkten, daß die kleine Linde ihre Zweige wieder aufgerichtet hatte, daß neue zarte Blättchen da waren. So hielt das Interesse, das nicht mit dem eigenen Wohlergehen zusammenhing, Einzug in ihr Leben.

Doch das war erst der Anfang. Bis die Umwelt und nicht nur das persönliche Vergnügen zur Quelle der Freude für die Jungen wurde, war noch ein langer Weg zurückzulegen. Wolodja Megelja pflegte mit Olja zusammen ein krankes Lamm auf der Tierfarm. Anfangs war das ein Spiel, aber dann wuchs das Interesse an der Arbeit und die Verbundenheit mit dem Lebewesen. Allmählich wurde Wolodja ein fleißiger junger Tierpfleger. Niemals vergesse ich, wie er an einem kalten Wintertag mit Tränen in den Augen zu mir kam. Sein Lieblingsskalb mochte am liebsten grünen Hafer, und im Gewächshaus wuchs nur Gerste. Wie konnte er sich jetzt auf der Farm sehen lassen? Wir

säten also noch Hafer. Wolodja Beskrowny zog und veredelte Rosen. Er fand an dieser Arbeit viel Gefallen und tat sie mit Eifer und Hingabe.

### *Die „Brigade der Mutigen“*

Es kam eine Zeit der physischen und psychischen Entwicklung meiner Schützlinge, in der ihre Energie unaufhaltsam hervorbrach und sich in den sonderbarsten und auf den ersten Blick völlig unerklärlichen Handlungen äußerte. Manche, die bisher zaghaft und unentschlossen waren, wurden plötzlich geradezu tollkühn.

Einmal gingen wir aufs Feld und schauten zu, wie die Kolchosbauern und die Schüler der oberen Klassen das Stroh zu großen Schobern auftürmten. Die Jungen und Mädchen interessierte sehr, wie der Traktor an einem Seil einen großen Ballen Stroh in einem Arbeitsgang auf den hohen Schober zog. Das Seil spannte sich wie eine Saite und ging bis über 10 m in die Höhe. Von dem Schober gingen wir zum Mähdrescher. Da sehe ich von weitem, wie ein Junge sich am Seil festhält und sich langsam immer höher zieht. Dann erkenne ich ihn, es ist Schura Tschernenko, der da in 10 m Höhe über dem Erdboden schwebt. Die Kinder entdecken ihn auch, und alle rennen zum Schober, schreien und jauchzen vor Freude und wollen offenbar selbst das herrlich erregende Gefühl, in dieser schwindelnden Höhe zu schweben, auskosten. Ich war äußerst bestürzt, lief mit den Kindern zum Schober und konnte es kaum erwarten, bis Schura wie auf einem Schlitten von dem Schober heruntergestaust kam. Ich war froh über den glücklichen Ausgang des Abenteuers und wollte die Kinder so schnell wie möglich von hier wegführen.

Aber es gelang mir nur mit Mühe, meine Zöglinge zur Ruhe zu bringen und sie von einer solchen „Fahrt“ zurückzuhalten. Doch sah ich gleichzeitig, daß sie sehr unzufrieden mit meiner Vorsichtigkeit waren. Mein Gefühl riet mir: Du mußt die Fahrt ungefährlich machen, ein Verbot führt doch zu nichts. So legten wir unter den Draht eine dicke Schicht Stroh für den Fall, daß jemand losläßt und herunterfällt. Nun fuhr einer nach dem anderen, zuerst die Jungen, dann die Mädchen. Ob Kolja Archipow sich plötzlich nicht halten konnte oder mit Absicht losließ, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Jedenfalls fiel er aus großer Höhe herunter auf das Stroh, zum Glück ohne böse Folgen. Es hätte aber auch anders auslaufen können. Ich war froh, als es Abend wurde und wir nach Hause gingen.

In jenen Jahren hatten wir noch keine ständige Stromversorgung. Um die Akkumulatoren aufzuladen, hatten die Schüler der oberen Klassen ein kleines Kraftwerk gebaut, das auf einem 12 m hohen Turm stand. Oben auf dem Turm war eine kleine hölzerne Plattform mit einer Luke, durch die

der Elektromonteur stieg, wenn er etwas zu reparieren hatte. An einem windigen Tag ließen hier die Kinder einmal ihre Drachen steigen. Jeder wollte natürlich den anderen übertreffen. Wanja Gorbenko sagte: „Paßt mal auf! Mein Drachen steigt am allerhöchsten“, und kletterte auf die Plattform des Turms. Dort lehnte er sich an das Holzgeländer, das die Plattform umgab, und ließ die Leine mit dem Drachen ablaufen. Wir, die Kinder und ich, liefen zum Turm und riefen Wanja zu, er solle herunterkommen, aber der Junge konnte uns wegen des starken Winds nicht hören. Mit Entsetzen sah ich, wie der Deckel der Ausstiegluke, den Wanja beim Heraufsteigen beiseite geschoben hatte, an den Rand der Plattform rutschte und herunterfiel, so daß die Luke nun offen war und Wanja herunterstürzen konnte. Der Junge, gefesselt vom Anblick seines Drachens, lief immer am Geländer entlang, ohne auch nur zu ahnen, in welche Gefahr ihn der geringste Fehltritt auf der kleinen Plattform bringen konnte. Nur einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, daß nichts passierte.

Das Gefühl, hoch über der Erde zu sein, übt eine unheimliche Anziehungskraft auf Kinder aus und bereitet ihnen Freude. Uns Erziehern aber bringt diese kindliche Vorliebe viel Aufregung und Sorgen.

Nach einem Platzregen im Sommer hatte sich unter der Brücke, die über den Teich führte, ein richtiger Wasserfall gebildet. An diesem Tag kam eine alte Kolchosbäuerin aufgeregt zu mir in die Schule und sagte: „Gehen Sie bloß mal zur Brücke und schauen Sie sich an, was Ihre Kinder dort anstellen!“ Auf dem Damm am Teich sah ich niemanden. Doch von irgendwo unter der Brücke her erschallte fröhliches Kindergelächter. Tolja Semirenko und Witja Beswerchi hatten lange Seile an das Brückengeländer gebunden und sich so eine Schaukel gebaut, mit der sie über dem stürmischen Wasserfall hin- und hersausten, wobei sie vor Freude jauchzten.

An einem schwülen Sommertag kam die Mutter von Schura Tschernenko in die Schule gelaufen: „Gehen Sie doch bitte gleich zum Eisenbahndamm. Die Kinder baden dort an einer gefährlichen Stelle, es kann leicht ein Unglück geschehen.“ Ich konnte mir sofort denken, welche Stelle gemeint war; als Zwölfjähriger hatte ich nämlich dort auch gebadet. Schon von weitem erkannte ich Schura Tschernenko, Kolja Rostschenko, Serjoscha Suchenko, Kolja Archipow, Kolja Kossarik und noch ein paar Jungen aus anderen Klassen, die von der Eisenbahnbrücke hinuntersprangen. Unmittelbar an der Eisenbahnbrücke war das Wasser sehr flach und steinig, so daß die Jungen weit hinauspringen mußten, um ins tiefe Wasser zu gelangen. Ein falsch berechneter Anlauf – und ein Unglück wäre die Folge gewesen. Als ich näher kam, sah ich gerade, wie Kolja Kossarik nach einem tüchtigen Anlauf in einem hohen Bogen ins Wasser sprang und kurz darauf wieder auftauchte. Als die Kinder mich bemerkten, zogen sie sich schnell an.

Und noch ein Ereignis ist mit dieser Brücke verbunden. Witja Beswerchi, Serjoscha Suchenko und Schura Tschernenko waren an der Stahlkonstruktion der 8 m hohen Eisenbahnbrücke hochgeklettert und hatten sich unter den Stahlbetonschwellen ein „Nest“ gebaut. Sie hatten Stricke an die Schwellen gebunden, ein Netz geknüpft und in das Netz eine alte Decke gelegt. Von unten konnte man sie nicht sehen, die Jungen selbst verrieten natürlich ihr Geheimnis nicht. Erst das scharfe Auge des Streckenwärters hatte die drei entdeckt. Wie ich später aus den Erzählungen der Jungen erfuhr, lasen sie hier Daniel Defoes „Robinson Crusoe“, den sie schon früher mehrfach gelesen hatten. Den Hauptspaß aber bereiteten ihnen die Augenblicke, in denen ein Zug über die Brücke fuhr. „Dann konnten wir durch die Abstände zwischen den Schwellen die Waggons vorbeiflitzen sehen, die ganze Brücke bebte, und unsere ‚Wiege‘ schaukelte so schön hin und her“, erzählte Witja Beswerchi später.

Ein andermal hatten Wolodja Litowtschenko, Witja Beswerchi und Kolja Archipow von irgendwoher ein altes Holzfaß mit halb herausgebrochenem Boden auf das steile Ufer des Teiches geschleppt, um sich mit dieser Tonne einem „Vergnügen“ hinzugeben, bei dessen Anblick sich mir die Haare sträubten. Jeweils einer der Jungen kletterte in die Tonne, die beiden anderen gaben ihr einen leichten Stoß, und so sauste sie den steilen Uferhang hinunter und kam erst einige Meter vom Wasser entfernt zum Stehen. Dabei wurde streng nach der Reihe verfahren, denn keiner wollte den anderen mehr als einmal hinuntersausen lassen. Heute noch will es mir nicht in den Kopf, wie diese Art Zeitvertreib ohne Unfall abgehen konnte. Wahrscheinlich ist ein glücklicher Ausgang solch gefährlicher Unternehmen auch nur bei Kindern möglich.

Auf einer Wanderung beobachteten wir im Wald die Arbeit der Holzfäller, die Bauholz für den Kolchos fällten und zubereiteten. Die Kinder konnten ihre Blicke nicht von dem Schauspiel losreißen, wie die angesägten Bäume sich langsam neigten und krachend zu Boden stürzten. Schließlich gingen wir doch weiter, bemerkten aber zunächst nicht, daß Schura Tschernenko und Wolodja Stscherba verschwunden waren. Wir machten schon auf einer Waldlichtung Rast und kochten Kascha, als ein alter Holzfäller die beiden anbrachte. Der Alte erzählte, daß die Jungen versucht hatten, auf einen zum Fällen bestimmten Baum zu klettern, um dann, wenn er fallen würde, auf seinen Ästen mit hinabzusausen.

Alle diese Ereignisse trugen sich im Verlauf von etwa sechs Monaten im dritten und vierten Schuljahr zu. Ich fühlte, daß es kein Ausweg war, die Kinder von solchen Handlungen zurückzuhalten oder nur einfach dafür zu sorgen, daß kein Unglück geschah. Die überschäumende kindliche Energie verlangte nicht nur nach aktiver Tätigkeit, das Kind will auch seine Furchtlosigkeit be-

weisen. Jetzt galt es also, die Energie der Kinder in richtige Bahnen zu lenken. Sie sollten lernen, der Gefahr zu begegnen und sie mutig zu überwinden.

So entstand unsere „Brigade der Mutigen“. Alle Jungen schlossen sich ihr an, später auch einzelne Mädchen. Ich dachte mir Spiele und Arbeiten aus, die Willenskraft, Kühnheit und Furchtlosigkeit erforderten. Am Ufer des Teiches war ein Steilhang. Ich untersuchte die Stelle des Teiches unterhalb des Steilhanges und stellte fest, daß sie tief genug und ungefährlich war. An einem heißen Julitag gingen wir dorthin. Ich zeigte den Kindern, wie man von einem solch hohen Steilhang hinunterspringen und welche Haltung der Körper während des Fluges haben muß. Schura Tschernenko, Serjoscha Suchenko, Kolja Archipow, Witja Beswerchi und Kolja Rostschenko machten es mir sofort nach. Am zweiten Tag wagten Jura Scharko, Kolja Kossarik und Wolodja Litowtschenko den ersten Sprung, am dritten Tag Tolja Semirenko, Mischa Gomin, Schura Cholodi und Wanja Gorbenko. Vier Jungen, Tolja Danilenko, Wolodja Beskrowny, Wolodja Stscherba und Wolodja Megelja, konnten sich noch nicht zum Springen entschließen.

Die Kameraden hänselten sie natürlich. Unten badeten die Mädchen, die nun die Jungen ebenfalls anfeuerten. Dann kam Nina Petrenko zu uns auf den Steilhang und wagte auch den Sprung, der ihr sehr gut gelang. Ihrem Beispiel folgten Larissa Galagan und Walja Kobsar. Nun schämten sich die Jungen, und Tolja Danilenko, Wolodja Stscherba und Wolodja Megelja überwand schließlich ihre Furcht und sprangen gleichfalls vom Steilhang.

Nur Wolodja Beskrowny konnte sich nicht entschließen. Ich sah, wie der Junge gegen das Angstgefühl ankämpfte und wie es ihn quälte; aber er wagte es nicht. Wir mußten für Wolodja einen niedrigeren Hang suchen. Er sprang von dort gemeinsam mit den Mädchen. Ich hatte später noch viel Mühe, ihn zu Dingen zu veranlassen, die Mut erforderten. Als die Kinder im Frühling Starkästen an die Bäume hängten, gelang es mir, Wolodja dazu zu bewegen, auf den höchsten Baum zu klettern. Das war sein erster Sieg über die Furcht. Die Jungen erzählten mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Wolodja einmal ganz allein zum Steilhang hinausgegangen sei, sich ausgezogen und lange dort gesessen habe. Er habe auch mehrmals Anlauf genommen, aber doch nicht gewagt zu springen.

Nach den drei mutigsten Mädchen sprang auch Walja Sokolowa vom hohen Steilhang. Niemand hatte das von ihr erwartet. Wolodja Beskrowny war derartig von Waljas Sprung beeindruckt, daß er Anlauf nahm, die Augen zusammenkniff und hinterhersprang. Nun sprangen auch Galja Kowal, Ljuda Sintschenko, Sina Golik, Galja Michailenko und Nina und Schura Garmasch. Ihrem Beispiel folgten dann auch alle anderen Mädchen.

Als wir nach Abschluß des dritten Schuljahres die Ferien im „Garten der

Gesundheit“ nahe der Heuwiese des Kolchos verbrachten, erdachten die Kinder ein neues Spiel: „Polarforscher“. Auf eine im Polarmeer treibende „Eisscholle“ – dargestellt durch eine kleine, mit dichtem Gestrüpp bewachsene Insel in unserem See – hatten sich nach dem Untergang ihres Schiffes einige Polarforscher gerettet. Unser „Garten der Gesundheit“ am Seeufer stellte das Festland dar. Von dort aus mußte den Forschern Hilfe geleistet werden, d. h., einige Freiwillige von uns sollten ihnen Proviant, Brot und Kartoffeln, hinüberbringen. Zwischen der „Eisscholle“ und dem „Festland“ lag der kleine, aber tiefe See. Die Spielbedingungen schrieben vor, daß die Verpflegung in „finsterner Polarnacht“ dorthin befördert werden mußte.

Aus der „Brigade der Mutigen“ meldeten sich Freiwillige. Natürlich war den Kindern etwas unheimlich zumute, denn es wurde gemunkelt, jemand habe auf der Insel früher einmal eine Wolfsgrube gesehen. Doch Schura Tschernenko und Serjoscha Suchenko wagten als erste das nächtliche Abenteuer. Auf einem dicken Fichtenbrett wurden Bündel mit Brot, Kartoffeln, Speck und Streichhölzern befestigt. Außerdem wurden zwei Autoschläuche aufgeblasen und zu Wasser gebracht, sie stellten für uns zwei Kutter dar. Dann warteten wir den Sonnenuntergang ab. Langsam versanken See und Insel in Dunkelheit und Nebel, und die ersten Sterne zeigten sich am Himmel. Unsere beiden Freiwilligen zogen sich aus, banden ihre Kleider auf dem Fichtenbrett fest und schwammen los. Schon nach einer Minute waren sie nicht mehr zu sehen, kurze Zeit hörten wir noch ein schwaches Plätschern, das auch bald völlig verstummte. Die gesamte „Brigade der Mutigen“ saß am Ufer, unser Hündchen „Trawka“ war ebenfalls dabei . . . Eine Stunde verging, die Dunkelheit war inzwischen undurchdringlich geworden, weder die Insel noch den See konnte man mehr erkennen. Plötzlich leuchtete in der Dunkelheit ein kleines Feuer auf: das verabredete Signal, daß unsere jungen „Polarforscher“ die Verunglückten auf der „Eisscholle“ erreicht hatten und daß die nächsten beiden „Kutter“ auf die Reise gehen konnten.

Wieder werden Brot, Kartoffeln, Speck und Zwiebeln auf einem Brett befestigt, zwei Schläuche aufgeblasen, und Witja Beswerchi und Jura Scharko legen ihre Kleider ab, um sich auf den Weg zu machen. Da erzählt eines der Mädchen, daß es früher im See Hechte gegeben haben soll, die größer als ein Mensch waren und daß es vielleicht auch noch heute welche davon gibt. Die Erzählung zielt offensichtlich darauf ab, Witja und Jura angst zu machen. Natürlich ist es ihnen unheimlich, ins dunkle Wasser zu gehen, viel unheimlicher als damals in ihrer schaukelnden Plattform unter der Eisenbahnbrücke. Aber sie würden jetzt unter gar keiner Bedingung von ihrem Vorhaben ablassen. In dem Augenblick, als Jura und Witja die Füße ins lauwarme Wasser setzen, ertönt unmittelbar vor ihnen ein lautes Platschen. Sicher ist da ein Fisch gesprungen, doch die Jungen haben natürlich die Geschichte von den

großen Hechten nicht vergessen. Aber sie schwimmen trotzdem los. Nach einer weiteren Stunde blinkt auf der Insel ein zweites Feuer auf, danach verlöschen beide gleichzeitig. Das ist das ausgemachte Signal, daß sich die beiden Gruppen der jungen „Polarforscher“ gefunden haben. Danach legen wir uns hin, aber niemand kann einschlafen.

Auf der Insel brennt nun ein Lagerfeuer. Sicher werden die vier eine unvergeßliche Nacht verbringen und heute kein Auge zumachen. Zusammengedrängt werden sie ungeduldig nach Osten Ausschau halten, ob es dort nicht bald anfängt, hell zu werden. Und sobald die ersten goldenen Sonnenstrahlen in den Baumwipfeln spielen, werden sie zurückschwimmen. Die anderen, die noch nicht das wunderbare Gefühl der Freude nach überwundener Furcht empfunden haben, werden sie beneiden. Und sie, die ihre Angst besiegt, werden, wie es sich für richtige Männer gehört, zurückhaltend antworten, es sei gar nicht so schlimm gewesen.

Diese geheimnisvolle nächtliche Überquerung des Sees unternahmen der Reihe nach alle Jungen, auch Witja Beskrowny. Als die Begeisterung an diesem Spiel ihren Höhepunkt erreicht hatte, wollten auch die Mädchen hinüberschwimmen, denn sie sahen mit Recht nicht ein, daß das nur den Jungen vorbehalten bleiben sollte. Ich hatte das erwartet und freute mich über diesen Wunsch. Mit Kolja Archipow schwamm Nina Petrenko hinüber und Walja Kobsar mit Tolja Semirenko. Die Jungen suchten auf der Insel Heu und machten für die Mädchen ein Lager, die aber konnten bis zum Morgen nicht einschlafen.

Nacht, Stille und Einsamkeit üben auf Kinder immer eine besondere Anziehungskraft aus; sie sehen in all dem eine gewisse Romantik bei der Überwindung von Schwierigkeiten. Die Kinder dachten sich noch ein weiteres interessantes Geländespiel aus: Sie spielten Geologen, die unerschlossene Gebiete erforschen. Mitten im Waldesdickicht, etwa 5 km vom Waldrand entfernt, bauten die Mädchen noch bei Tageslicht eine Hütte aus Zweigen. In dieser Hütte, die für uns das Hauptlager der geologischen Expedition darstellte, blieben sie in der Nacht. Die Spielbedingungen schrieben vor, daß eine Gruppe von „Geologen“ – die Jungen – in finsterner Nacht durch die Taiga zum Hauptlager zurückfinden muß, um Mineralproben zur Untersuchung dorthin zu bringen. Nach Einbruch der Dunkelheit mußte die Richtung festgestellt und genau eingehalten werden. Die Bedingungen des Spiels schrieben weiterhin vor, daß die Jungen einen „reißenden Strom“ und eine „hohe Bergkette“ in der Taiga zu überqueren hatten. Den Mädchen war ausdrücklich untersagt, irgendwelche Signale zu geben. Der Marsch durch den Wald dauerte etwa zwei Stunden. Ungefähr um Mitternacht hatten die Jungen das Hauptlager erreicht. Sie waren zwar müde, doch erregt und froh.

Im August waren während eines sehr heftigen Regengusses 14 Kälber aus

der Kolchosherde abhanden gekommen. Sie waren, wie wir annahmen, in die Wiesen gelaufen, die im Frühjahr und Herbst bei Hochwasser immer überschwemmt wurden. Die Erwachsenen suchten lange nach den Kälbern, ohne sie zu finden. „Was haltet ihr davon, wenn wir sie suchen gehen“, schlugen Schura Tschernenko und Witja Beswerchi vor. So machten sich 9 Mitglieder der „Brigade der Mutigen“ – 6 Jungen und 3 Mädchen – auf die Suche nach den verschwundenen Kälbern. Wir nahmen Verpflegung für eine Woche, ein Zelt, einen Kompaß und zwei Autoschläuche zum Überqueren des Sees mit. Unsere Stimmung war ausgezeichnet. Wir suchten die Wiesen systematisch ab. An einzelnen Stellen mußten wir uns in Gruppen von 2 bis 3 Mann teilen. Übernachtet wurde im Wald. Nach vier Tagen fanden wir 11 der 14 verschwundenen Kälber auf einer Waldwiese. Die übrigen waren wahrscheinlich vom Strom, der während des Regens sehr stark angeschwollen war, mitgerissen worden und ertrunken. Die Erlebnisse dieser vier Tage blieben den Kindern für immer in Erinnerung.

In den Sommerferien nach dem vierten Schuljahr spielten wir Alpinisten. An dem Steilhang einer tiefen Schlucht hatten wir eine Strickleiter angebracht. In der Schlucht befand sich das Hochgebirgslager der Alpinisten. Die Aufgabe bestand darin, mit Hilfe der Strickleiter die fast senkrechte Steilwand hinauf- und wieder hinunterzuklettern. Viele Jungen hatten keine Angst mehr vor größeren Höhen, aber diese Steilwand machte ihnen doch ein bißchen bange. Als erster unternahm Witja Beswerchi die Klettertour, ihm folgten Schura Tschernenko und Serjoscha Suchenko. Jura Scharko kehrte auf halber Höhe wieder um. Wir suchten deshalb einen weniger hohen Hang und spielten dort einige Tage. Die Mädchen wetteiferten mit den Jungen, am kühnsten und furchtlosesten waren Nina Petrenko, Larissa Galagan und Walja Kobsar. Schließlich überwandten alle Jungen und Mädchen den niedrigen Steilhang.

Kinder empfinden stets eine besondere Freude, wenn sie ihre Furcht überwunden haben. Mut und Furchtlosigkeit sind Willenseigenschaften, die der Mensch nicht nur in außergewöhnlichen Situationen braucht, sondern auch im täglichen Leben, bei seiner täglichen Arbeit.

Je näher das Ende der ersten vier Schuljahre kam, um so mehr beschäftigte mich der Gedanke, daß die Kinder nun bald das Pubertätsalter erreichen werden. Schon jetzt begannen die Jungen und Mädchen sich Gedanken über sich selbst zu machen und sich die Fragen vorzulegen: „Wer bin ich eigentlich? Was an mir ist gut und was ist schlecht? Was denken meine Kameraden über mich?“

Mit der Reife beginnt die Zeit der Selbsterziehung. Ich machte mir Gedanken über die Zukunft meiner Schützlinge, in der von ihrer Willensstärke und Beharrlichkeit viel für sie abhängen würde, und versuchte schon jetzt, in der

Kindheit, ihr Interesse an der Selbsterziehung zu wecken. Jedes Kind hatte eine genaue Tageseinteilung, in der Arbeit und Erholung festgelegt waren. Alle standen um 6 Uhr morgens auf, machten Morgengymnastik, duschten mit kaltem Wasser, frühstückten und setzten sich an die Hausaufgaben. Bis zum Unterrichtsbeginn arbeiteten sie eine Stunde. Ich wollte erreichen, daß die ständige Einhaltung der Tageseinteilung zu einem Teil der Selbsterziehung wurde. Wolodja Beskrowny und Wolodja Megelja fiel es sehr schwer, sich an frühes Aufstehen zu gewöhnen. Den Eltern tat es leid, die Jungen früh zu wecken, sie konnten es auch nicht durchsetzen, daß die Kinder rechtzeitig schlafen gingen. Ich unterhielt mich nicht nur mit den Jungen, sondern auch mit den Eltern darüber. Wolodja Megelja lernte allmählich, sich zu überwinden. Mit Wolodja Beskrowny hatte ich einstweilen weniger Erfolg; die Familie hatte ihn zu sehr verzärtelt.

### *Wir nehmen Abschied vom Sommer*

Die schönen sonnigen Tage im „Garten der Gesundheit“ während der Sommerferien nach dem vierten Schuljahr waren vorüber. Alle meine Schüler – 16 Jungen und 15 Mädchen – waren in die fünfte Klasse versetzt worden. 12 Jungen und Mädchen hatten in allen Fächern sehr gute Leistungen, wofür sie vom Pädagogischen Rat mit Urkunden ausgezeichnet wurden. 13 Kinder bekamen hauptsächlich gute und einige sehr gute Zensuren; 6 hatten sowohl Dreien als auch Zweien und Einsen.

Die Kinder hatten beobachten, denken, lesen, schreiben und ihre Gedanken in Worten auszudrücken gelernt und, was ich für nicht minder wichtig hielt, sie waren auf den Eintritt in das schwierige Alter der Pubertät moralisch und geistig vorbereitet.

An einem warmen Augustabend kamen wir in unserem „Winkel der Schönheit“ noch einmal zusammen, um vom Sommer Abschied zu nehmen. Die letzten Sonnenstrahlen spielten in den Baumwipfeln. Am Apfelbaum, den wir vor vier Jahren gepflanzt hatten, reiften die Früchte, die im Abendschein der Sonne aussahen, als seien sie aus Wachs. Eine Hummel summte zwischen den Weintrauben, vom Feld her tönte das gleichmäßige Rattern eines Traktors. Die Mädchen hatten eine Weizengarbe mitgebracht, in die sie die Beeren des Schneeballstrauchs eingeflochten hatten. Wir sangen Lieder vom Sommer und von stillen Sommerabenden. Nachdem die Lieder verklungen waren, schauten wir in den Abendhimmel. Mir war gleichzeitig freudig und traurig zumute: Was werden euch die nächsten Jahre bringen, Kinder? Ich werde euch nicht einen Tag allein lassen, ich werde euch auf dem Weg zur Reife leiten. Fünf Jahre habe ich euch an der Hand geführt, mein Herz gehört euch.

Es gab Minuten, in denen es müde wurde. Und immer, wenn seine Kräfte nachzulassen drohten, dann ging ich schnell zu euch. Euer fröhliches Geplauder gab meinem Herzen neue Kraft, euer Lächeln schenkte mir neue Energie, und euer aufmerksamer, in die Umwelt gerichteter Blick regte meine Gedanken an. Und alle Kräfte meines Herzens will ich euch widmen, denn wenn ich unter euch bin, empfinde ich Freude am Leben.

In wenigen Tagen, Kinder, werdet ihr eine neue Stufe erklommen haben, ihr werdet Schüler der fünften Klasse sein. Es beginnt für euch die Zeit der Reife, die das schönste Alter, die Jugend, ankündigt.

In diesem Buch, das von Kindern handelt, die den ersten Abschnitt ihres Schullebens bald nach Beendigung des Krieges zurücklegten, werden nicht nur die frohen, hellen Seiten der Kindheit beschrieben. Der Leser findet hier auch Erzählungen vom Leid der Kinder. Der Krieg, der von den deutschen Faschisten entfacht wurde und unsägliche Leiden über die Völker, vor allem aber über die Völker der Sowjetunion brachte, war die Ursache dafür. Dieses Leid mußte beseitigt werden. Die oft bedrückende Schwierigkeit dieser Aufgabe, die Sorgen und der Schmerz, die sie mit sich brachte, wurden schließlich überstrahlt von dem Triumph, in den Herzen der Kinder Glück und Freude Einzug halten zu sehen.

Der Aufgabe, glückliche Menschen zu erziehen, ist mein Leben gewidmet. Für mich bedeutet es das höchste Glück, mit Kindern zusammen zu sein. Der einzige wirkliche Luxus für mich ist – um die Worte Saint-Exupérys zu gebrauchen – der Luxus des Umgangs mit den Menschen.

Ich möchte, daß mein Buch auch die deutschen Pädagogen dazu veranlaßt, erneut über ihre große Verantwortung gegenüber der Zukunft nachzudenken. Ich wünsche sehr, jeder Lehrer möge begreifen, daß es in hohem Maße von ihm abhängt, was für Menschen seine Schüler werden, welche moralischen Werte für ihr Handeln bestimmend sind. Damit die deutschen Leser verstehen, weshalb ich diesen Wunsch äußere, will ich erzählen, was meine Liebe zu den Kindern und meinen Haß gegenüber dem Faschismus beflügelt.

Ich begann meine pädagogische Tätigkeit im Jahre 1935. 1941 beendete meine Frau, Vera Petrowna, ihr Studium am Pädagogischen Institut in Kremenschug. Wir wollten in der Schule von Onufrijew, an der ich bereits tätig war, gemeinsam arbeiten. Wir waren jung und voller Hoffnung auf die Zukunft.

Der Krieg zerstörte diese Hoffnung. In den ersten Kriegstagen ging ich an die Front. Niemand konnte damals annehmen, daß die Faschisten in fünf Wochen das Ufer des Dnepr erreichen würden. Ich glaubte, daß ich in Kürze siegreich nach Hause zurückkehren würde. Als wir Abschied voneinander nahmen, träumten wir davon, einen Sohn oder eine Tochter zu haben.

Aber der Kriegsbrand nahm andere Ausmaße an, als wir es uns vorgestellt hatten. Ich bekam nicht einen einzigen Brief von zu Hause. Das Dorf, in dem meine Frau bei ihren Eltern wohnte, war von den Faschisten besetzt worden. Meine Frau verteilte mit zwei Freundinnen Flugblätter, die unsere Flieger abgeworfen hatten, verbarg sowjetische Soldaten, die aus der Gefangenschaft geflohen waren, versteckte Waffen und gab sie den Soldaten, die sich über den Dnepr zu den sowjetischen Truppen durchschlagen wollten. Sie wurde von der Gestapo verhaftet. Mehrere Tage wurde sie gefoltert; sie

sollte die Namen der Führer der antifaschistischen Organisation verraten. Doch Vera und ihre Freundinnen schwiegen.

Im Folterkeller brachte Vera unseren Sohn zur Welt. Heuchlerisch versprachen die Faschisten, ihr das Leben zu schenken. Doch sie begingen ein schreckliches Verbrechen. Fünfundzwanzig Jahre brennt und blutet nun schon mein Herz, wenn ich mir vorstelle, was damals in dem faschistischen Folterkeller geschah: Unseren kleinen, erst ein paar Tage alten Sohn fesselte der faschistische Offizier an ein Tischbein. Vera banden die Folterknechte auf einem eisernen Bettgestell fest, beschimpften und verhöhnten sie. Danach band der faschistische Offizier unseren Jungen los, trug ihn zu meiner Frau und sagte: „Wenn du nicht die Führer der Organisation nennst, töten wir dein Kind.“ Sie ermordeten den Jungen. Vera stachen sie die Augen aus. Noch zwei Tage lang quälten und verhöhnten die Hitlerfaschisten die schon Halbtote. Dann hängten sie sie im Gefängnishof auf.

Das geschah gerade zu der Zeit, als ich an der Front bei Rshew schwer verwundet wurde. Ich hatte einen Brustdurchschuß und Verwundungen durch Splitter, von denen einige noch heute in einem Lungenflügel stecken.

Als das Gebiet von Onufrijew von den Faschisten befreit wurde und ich nach Hause kam, erfuhr ich von dieser entsetzlichen Tragödie. Im Prozeß gegen einen Verräter, der für die faschistische Polizei gearbeitet, den Folterungen beigewohnt und an ihnen teilgenommen hatte, hörte ich dessen Aussagen an. Er wurde später, nach dem Gerichtsurteil, vor meinen Augen aufgehängt. Doch der faschistische Offizier entzog sich der Vergeltung. In meinem Gedächtnis ist sein Name für immer eingebraunt. In meiner Tasche liegt in einem kleinen weißen Umschlag seine Photographie; sie erinnert mich in jeder Minute daran, daß es auf der Welt den Faschismus gibt. Niemals wird in meinem Bewußtsein das Bild des furchtbaren Verbrechens verblassen, das dieses Gestapo-Untier beging.

Nach meiner Rückkehr ins Heimatdorf wollte ich sofort wieder an die Front. Ich wollte der Gestapobestie von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten. Ich wollte zu verstehen versuchen, wie es geschehen konnte, daß Mütter solche Untiere gebären können. Doch ich konnte nicht mehr in die Armee zurückkehren. Keine Ärztekommision stellte mir auch nur das Zeugnis „bedingt tauglich“ aus.

So ging ich wieder in die Schule zurück. Arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten – darin fand ich wenigstens in einem gewissen Grade Linderung für meinen Schmerz. Ganze Tage lang war ich mit den Kindern zusammen. Nachts wachte ich um 2 oder 3 Uhr auf, konnte nicht mehr einschlafen und arbeitete. Ich wartete voller Ungeduld auf den Morgen, wenn die hellen Kinderstimmchen wieder erklingen würden. Und auch jetzt warte ich jeden Morgen auf die Kinder.

Ich lernte weiter deutsch. Ich glaubte und glaube noch heute daran, daß es mir vergönnt sein wird, eines Tages das Untier aufzufinden, das meine Frau und meinen Jungen gefoltert und ermordet hat, und daß ich ihm dann auf deutsch das sagen werde, was ich nun schon fünfundzwanzig Jahre lang in meinen Gedanken mit mir trage, das, was nie vergessen und nie verziehen werden kann. Ich habe deutsch gelernt und später noch polnisch, tschechisch bulgarisch, englisch, französisch, spanisch und japanisch. Trotzdem hatte ich viel Zeit, denn von 2 Uhr nachts bis zum Morgen ist es sehr lang.

Manchmal werde ich gefragt: „Wie haben Sie nur soviel schreiben können?“ Es ist wirklich viel – 310 wissenschaftliche Veröffentlichungen, davon 32 Bücher. Dazu haben mir zwei Gefühle die Kraft gegeben: die Liebe und der Haß, die Liebe zu den Kindern und der Haß gegenüber dem Faschismus, gegenüber der Unmenschlichkeit.

Ich war mehrmals in der DDR. Ich bekenne ehrlich, das erste Mal war es furchtbar für mich, in Ihr Land zu fahren. Aus Büchern, aus der Literatur, aus Erzählungen von Genossen, die die DDR besucht hatten, wußte ich, daß die Regierung des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates vom ersten Tag ihrer Existenz an den Faschismus für außerhalb der Gesetze stehend erklärt hatte. Schon vor dem Krieg hatte ich die deutsche Poesie sehr lieb gewonnen, hatte Heines „Wintermärchen“ auswendig gelernt, „Hyperion“ von Hölderlin und Goethes „Faust“ im Original gelesen. Doch der Faschismus hatte meinem Herzen so schwere Wunden zugefügt, daß ich einfach fürchtete: „Vielleicht kannst du plötzlich nicht objektiv sein, vielleicht verdunkeln deine persönlichen Erlebnisse deinen Blick und verhindern, die neue Welt richtig zu beurteilen.“

Ich leugne es nicht, es war sehr schwer für mich. Aber nachdem ich einige Wochen in der DDR verbracht, das Leben einfacher Werktätiger gesehen und mit Herz und Verstand deutsche Kinder kennengelernt hatte, atmete ich erleichtert auf. Die DDR ist eine neue Welt, eine Welt des Sozialismus, eine Welt der unversöhnlichen Feindschaft gegenüber dem Faschismus in allen seinen Erscheinungsformen. Ich bin froh, in der DDR viele Freunde – Pädagogen, Wissenschaftler und Kinder – zu haben.

Aber ich weiß auch, daß das Gift des Faschismus fähig ist, die kleinsten, kaum zu bemerkenden Lücken zu durchdringen. Sie, die Pädagogen des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates, tragen eine besondere Verantwortung für die Entwicklung der jungen Menschen, die klein und unwissend in die Schule kommen und nach ihrer Beendigung als reife Menschen ins Leben hinausgehen. Die Aufgabe der sozialistischen Schule ist es, unsere Kinder zu wahrhaften Menschen, zu Kommunisten, zu Humanisten im wahren Sinne des Wortes zu erziehen. Wahrhafter Humanismus besteht im Kampf für den Aufbau des Kommunismus auf allen Gebieten des Lebens. Man

kann kein Humanist sein, ohne den Faschismus zu hassen, dessen Keime in Westdeutschland und in anderen Ländern schon wieder zu sprießen beginnen.

Liebe deutsche Freunde und Berufskollegen, wenn wir unsere Kinder zur Menschlichkeit erziehen, ihr Mitgefühl für den anderen Menschen und ihre Achtung vor der Menschenwürde wecken und entwickeln, dürfen wir nicht eine Minute lang vergessen, daß auch die faschistischen Mörder, daß auch diese Untiere, die seinerzeit verkündeten, sie seien Übermenschen, einmal Kinder waren, sich der Sonne erfreuten und später ihren Müttern und Bräuten herzliche Briefe schrieben. Auch der sadistische Mörder, der das Kinderköpfchen an der Wand zerschmetterte, strich sicher manchmal seinem Sohn und seiner Tochter liebkosend über das Haar. Die Photographie, von der ich mich niemals trenne, zeigt ihn mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern.

Ich möchte gern erreichen, daß du, lieber deutscher Freund und Kollege, über den Inhalt der Seiten meines Buches nachdenkst, das ich der Erziehung meiner Schüler zu edler menschlicher Gesinnung gewidmet habe. Ich sage dir diese Worte voller innerster Aufrichtigkeit als dein Freund, der dir, deinen Kindern und Enkeln von Herzen alles Gute wünscht, als ein Freund, der, wenn es erforderlich sein sollte, die sozialistischen Errungenschaften der deutschen Arbeiterklasse Seite an Seite mit dir verteidigen wird wie sein eigenes Haus. Denn wir leben für eine gemeinsame Sache, für den Sozialismus, den Kommunismus, für den proletarischen Internationalismus.

N. K. Krupskaja berichtet in ihren Erinnerungen, daß Lenin denjenigen für einen wahrhaften Menschen hielt, der die Menschen liebt. Was bedeutet es in unserer komplizierten, schweren Zeit, die Menschen zu lieben? Wir Pädagogen müssen jeden unserer Zöglinge von dem hohen moralischen Ideal begeistern: Ein wahrhafter Mensch ist, wer für das Glück der Menschen kämpft, wer weder seine Kräfte noch, wenn es nötig ist, sein Leben schont, um Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, soziale Ungerechtigkeit und Willkür für immer von unserem Planeten zu verbannen.



MARIANNE BERGE

*Außerunterrichtliche  
Leistungsvergleiche  
in der Unterstufe*

*mit einer Aufgabensammlung*

184 Seiten, Halbleinen, zell., Bestell-Nr. 28 25 12, 6,50 Mark

Alle in der Unterstufe tätigen pädagogischen Kräfte erhalten hier eine Anleitung, wie sie die außerunterrichtliche Tätigkeit der Schüler für die weitere Verbesserung der sozialistischen Bildung und Erziehung nutzen können. Im ersten Teil wird gezeigt, wie außerunterrichtliche Leistungsvergleiche zweckmäßig durchgeführt werden und wie man das Interesse der Kinder daran wachhalten kann. Der umfangreichere zweite Teil enthält etwa 400 Aufgaben für Knobelwettstreite in den Fächern Deutsch und Mathematik, für Deutsch- und Mathematik-Olympiaden, Straßen des Wissens und Nachmittage des interessanten Wissens.

*Beiträge zur Erziehung  
und Bildung  
in der ersten Klasse*

*Übersetzung aus dem Russischen*

208 Seiten, Halbleinen, Bestell-Nr. 20 25 45, 7,- Mark

Die Beiträge wurden von namhaften sowjetischen Wissenschaftlern geschrieben, die zugleich erfahrene Schulpraktiker sind. Sie gehen auf aktuelle Fragen des Anfangsunterrichts ein, so zum Beispiel; Wie lehrt man die Kinder das Lernen? Wie erzieht man sie zum Denken? Wie erreicht man, daß sie sich gut in das Schulleben eingewöhnen, zu einem Kollektiv zusammenwachsen und Ordnung und Disziplin halten? Welche hygienischen Forderungen sind im Anfangsunterricht zu beachten? Das Autorenkollektiv hat in seinen theoretischen Aussagen umfangreiche Untersuchungen ausgewertet, die im Leningrader Institut für Unterrichtsmethodik zur Verallgemeinerung der Erfahrungen guter Unterstufenlehrer durchgeführt wurden. Eine Fülle ausgezeichnete Beispiele veranschaulicht die Ausführungen. Die Artikel können jedem Unterstufenlehrer ein wirklicher Ratgeber bei seiner Schularbeit sein.

Durch den Buchhandel erhältlich

VOLK UND WISSEN VOLKSEIGENER VERLAG BERLIN

## *Die Natur — erlebt und beobachtet mit Vorschulkindern*

*300 Seiten mit etwa 200 Abbildungen, davon 150 vierfarbige, Halbleinen,  
Bestell-Nr. 26 25 76, Preis etwa 15,— Mark*

Zu allen Jahreszeiten gibt es für Kinder im Wald, auf der Wiese oder am Bachufer Schönes und Interessantes zu entdecken. Erzieher und Eltern hilft dieses Buch, ihre Kenntnis der Natur zu bereichern und die Kinder zur Beobachtung der Pflanzen- und Tierwelt anzuregen und sie damit vertraut zu machen. Über 200 farbige und einfarbige Abbildungen erleichtern das Erkennen von Pflanzen und Tieren. Aus allen Jahreszeiten und allen Lebensgemeinschaften, wie Wald, Wiese, Park, Feld, Wegrand, Bach- und Flußufer, werden interessante Erscheinungen populärwissenschaftlich im Text vorgestellt und erläutert. In Tabellen werden Hinweise für die Betätigung der Kinder in diesen Bereichen gegeben. Damit ist der Erwachsene in der Lage, die Freude der Kinder an der Natur zu wecken, ihren Wissensdurst zu stillen und sie zum richtigen Verhalten zu erziehen.

## *Reime — Gedichte — Geschichten für den Kindergarten*

*224 Seiten, 100 Abbildungen, Halbleinen, Bestell-Nr. 26 25 94, 6,30 Mark*

Diese reiche Auswahl bekannter und neugeschaffener Reime, Kindergedichte und Geschichten ist für drei- bis siebenjährige Kinder gedacht. Wir finden darin heitere, besinnliche und belehrende Verse und Geschichten, die unsere Kinder durch den Jahreslauf begleiten, ihre Liebe zu Tieren und Pflanzen, ihr Interesse am Umweltgeschehen zum Ausdruck bringen. Reime und Gedichte vom Spielen, Lernen und Helfen und Geschichten, in denen versucht wird, die Kinder die Beziehungen der Menschen zueinander, zu ihrer Arbeit und zur Natur erkennen zu lassen, vervollständigen die Sammlung. Die ausführliche Einleitung erleichtert es der Erzieherin, das dargebotene Material sinnvoll für die Bildung und Erziehung der Kinder zu nutzen und schon frühzeitig die Liebe zur Literatur in ihnen zu wecken. Reizvolle und originelle Zeichnungen und Vignetten von Eva Hinze geben dem Buch ein für Kinder und Erwachsene gleichermaßen ansprechendes Aussehen.

Durch den Buchhandel erhältlich

VOLK UND WISSEN VOLKSEIGENER VERLAG BERLIN

ERNST ILLGE

## *Vom Spiel zur Arbeit*

*Zur Arbeitserziehung in der Familie*

120 Seiten, broschiert, Bestell-Nr. 27 25 10, 2,70 Mark

Erziehung zur Arbeit in der Familie heißt nicht nur, die Kinder in die häusliche Arbeit einzubeziehen. Die Arbeitserziehung beginnt bereits mit der Lenkung und Wertung der Spiele des Kindes, bei denen nicht nur Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern auch Neigungen und Interessen entwickelt werden, die später in Berufswünsche einmünden können. In der Schrift wird auch die Wechselbeziehung zwischen den häuslichen Arbeitspflichten und dem Lernen (in der Schule und zu Hause) verdeutlicht. Der Autor stützt sich auf Untersuchungsmaterial aus der pädagogischen Forschung sowie auf Briefe und Aufsätze.

Die Schrift vermittelt zahlreiche praktische Ratschläge für die Erziehung des Kindes in der Familie. Den Lehrern kann sie bei der Vorbereitung von Klassenelternversammlungen sowie bei ihrer täglichen Erziehungsarbeit wertvolle Hilfe geben.

## *Lehrer und Eltern*

*Hinweise für die Zusammenarbeit des Lehrers mit den Eltern*

200 Seiten, Halbleinen, Bestell-Nr. 20 26 22, 4,50 Mark

Viele wichtige Aufgaben sind bei der Erziehung und Bildung der Heranwachsenden von Schule und Elternhaus gemeinsam zu lösen. Dieses Buch will helfen, die Zusammenarbeit von Elternhaus und Schule kontinuierlich, interessant und fruchtbar zu gestalten. Es leitet die Lehrer an, mit den Eltern alle Fragen der Familienerziehung sachkundig zu besprechen. So erhält der Klassenlehrer zum Beispiel Anregungen für Einzelgespräche mit den Eltern und für Klassenelternversammlungen zu interessanten pädagogischen Themen. Auch für die Arbeit des Klassenelternaktivs und des Elternbeirats ist das Buch ein gutes Arbeitsmittel.

Durch den Buchhandel erhältlich

VOLK UND WISSEN VOLKSEIGENER VERLAG BERLIN

Книга витримала більше 50 – ти

видань 25 мовами світу.

Не порушуйте в дитячому серці  
святиню – віру у торжество добра,  
у добре начало в людині

В. Сухомлинський

Кожна, буквально кожна без винятку дитина – це цілий світ. Світ ще не відкритий і не досліджений. Нам, педагогам, його відкривати. Нам підняти цей світ до самопізнання і самовдосконалення.

В.Сухомлинський

Тед. муз. - Суха

Республіканський  
педагогічний музей

Оснoвний фонд № 31541

Мк" - 178  
"



Тег. муз. - Суха

A. S. Makarenko

## Eine Auswahl

Zusammengestellt und eingeleitet  
von Alexander Bolz

494 Seiten

Styxeinband mit Schutzumschlag

Bestell-Nr. 20 25 81 · 7,50 M

Mit der Auswahl aus dem Werk A. S. Makarenkos soll den Lehrern und Erziehern wie auch den Lehrerstudenten ein möglichst umfassender Überblick über das Schaffen des großen Sowjetpädagogen vermittelt werden. In der im Buch enthaltenen Einleitung werden einige grundsätzliche Erläuterungen zur Pädagogik Makarenkos gegeben, er wird als marxistischer Pädagoge gezeigt, und es wird eine Verbindung zwischen seinen pädagogischen Ideen und den Erfordernissen der heutigen Schulpraxis in der DDR hergestellt.

Volk und Wissen

Volkseigener Verlag

Berlin



МК"-178  
"

~~4/80A-4379~~

